Albrecht Durer

Meister Albrecht Dürer.

Drama

in

vier Aufzügen

von

Caroline Leonhardt-Lyser.

Mit 3 Abbildungen und einer Musikbeilage.

Nürnberg.
George Winter.
1840.

Dem Beſchützer der Künſte,

Sr. Majeſtät

dem

König Ludwig von Bayern

unterthänigſt zugeeignet

von

Caroline Leonhardt-Lyſer.

Gruſs

an die

Theilnehmer des Dürerfeſtes.

Euch grüß' ich jetzt in dieſer Stunde Feyer,
Vor Allen Euch, Bewohner dieſer Stadt,
Erheben will ich jetzt den bunten Schleier,
In den die Vorzeit ſich gehüllet hat.
Was Herrliches geſchah in jenen Tagen,
Soll Euch Thalia, Klio folgend, ſagen,
Und theure, unvergeſſene Geſtalten,
Sie ſollen ſich vor Euerm Blick entfalten.

In Meiſter Dürer's Haus wird ſie euch führen,
Vor Eurem Auge ſoll der Hohe ſtehn,
Mag grüner Lorbeer ſeine Stirne zieren,
Ihr werdet ihn nur ſchlicht und einfach ſehn.
Als Künſtler hat er ſich uns ſelbſt gegeben,
Aus ſeinen Bildern ſpricht ſein Materleben,
Jetzt blickt in ſein Gemüth voll Ernſt und Milde,
Grund und Schattirung iſts zu jedem Bilde.

Und habt den ſchlichten Mann Ihr liebgewonnen,
Wie er ſich hier vor Euerm Blicke zeigt,
Dann ſtralet ſchöner Euch, was er begonnen,
Und höher ehrt ihr, was er hat erreicht.
Ein hoher Sinn erfaſſet ſtets das Wahre,
Ein edler Menſch gibt immerdar das Klare,
Drum mögen Maler hoch den Meiſter ehren,
Die Dichtung will ihn auch als Menſch verklären.

Und wie die Dämm'rung mit dem erſten Sterne
Ein ganzes Heer von Sternen nach ſich zieht,
So lebt jetzt in der Näh' und in der Ferne
Der Jünger Schaar, die für die Kunſt erglüht,
Und von Verehrung, Liebe, hergezogen,
Sehn wir ſie heut in bunter Menge wogen
Und Dank und Rührung jedes Herz bewegen.
Gib, Meiſter Albrecht, Allen Deinen Segen!

Meiſter Albrecht Dürer.

Perſonen.

Kaiſer Maximilian I.
Willibald Pirkheimer, Rathsherr zu Nürnberg.
Clara, ſeine Schweſter.
Melchior Pfinzing, kaiſerlicher Rath, Probſt zu St. Sebald.
Albrecht Dürer, Maler.
Agnes, ſeine Gattin.
Hans Frey, deren Vater.
Hans Sachs, Schuſter und Meiſterſänger.
Peter Viſcher, Erzgießer.
Adam Kraft, Bildhauer.
Meiſter Wohlgemuth, Dürers Lehrer.
Veit Stoß, Holzſchneider, (blind).
Leonhardt Nunnenbeck, Weber und Meiſterſänger.
Meſſer Guglielmo, ein italieniſcher Maler.
Hans Schaufelin, Dürers Schüler.
Ritter Ulrich von Schellenberg, } im Gefolge des Kaiſers.
Ritter Georg von Frondsberg, }
Ein Page des Kaiſers.
Die Wirthin der Hallerwieſe.
Erſter } Träger.
Zweiter }
Pagen und Gefolge des Kaiſers, Bürger zu Nürnberg.
Volk.

Die Handlung fällt in das Jahr 1517.
Das Stück ſpielt in Nürnberg.

Erſter Aufzug.

Scene 1.

Dürers Atelier; Gemälde ſtehen umher und hangen rings an den Wänden.

Dürer, Schäufelin.

Dürer,

der malend an der Staffelei ſtand, tritt nun zurück, und betrachtet das Gemälde.

Noch lange nicht, wie's in der Seele lebt,
Ein ſchwacher Abglanz nur von dem Gebilde,
Das ich ſeit langer Zeit im Geiſte trug.

(ſeufzend.)

Wie ich die Farben miſche, ſinn' und ſinne,
Den Pinſel führe und mich müden mag,
Es iſt doch Nichts!

Schäufelin

(der am Fenſter beſchäftigt war, ein Holz zu ſchneiden, tritt hinzu.)

Was Ihr da wieder ſprecht! —
Recht weh' thut Euer ew'ger Zweifel mir,
Was Ihr auch Schönes, Herrliches geſchaffen,
Was noch Ihr ſchaffet, nichts genüget Euch!

O Meister Dürer, blicket nicht so trübe,
Seyd Ihr ein Gott, Gemälde zu beleben? —
Seyd doch beglückt, daß Euch so viel gelinget,
Nach dem ein Andrer stets vergebens ringet.
Wenn Ihr so zweifeln wollt, was soll ich thun? —
Nie mehr mich meiner Kunst erfreuen, ruhn! —

Dürer. (freundlich)

Nicht ruhen darfst Du, Schäuflin, schön und herrlich
Gelingt die Arbeit Dir, ich muß Dich loben.
Hat Pfinzing uns in seinem hohen Sang
Den edlen Max, den kühnen Theuerdank,
In holder Rede sinnig schön erhoben,
Erfreuet sein Gedicht schon jedes Herz,
So gibt, was Du gethan, von Kunst auch Proben,
Fein hast Du in den harten Stoff mit Kunst
Und regem Fleiß die Zeichnungen geschnitten.
Was Pfinzings Sang nur unserm Geiste zeigt
Läßt Du im Holzschnitt auch dem Auge schauen.

Schäufelin.

Ist meine Arbeit nicht mißlungen, Herr,
So ist es Euer Werk, Euch dank' ich es,
Und dank' es wahrlich Euch mit treuem Herzen.

Dürer.

O laß! — Schau mein Gemälde an, und sage
Mir dann, ob es Dich rühret und erbaut,
Denn jeder Künstler soll nur schaffen wollen,
Was Herzen rühren und erfreuen kann,
Was Andern Trost und weise Lehre ist.

(schmachtend.)

Wie ich noch jung war, hatt' ich mein Vergnügen
So recht am Bunten, Klarheit war mir fern,
Ich wußte damals nicht, was Malen sey,
Ich meint', es sey mit bunten Farben spielen,
Daß sie in allerley Gestalten hold
An Anmuth reich, vor Andrer Blick' erscheinen.

(feurig.)

Doch als ich in das schöne Welschland kam,
Gestalten, anmuthsvoll und kräftig, sah',
Auf Leinwand hingehaucht, als wenn sie lebten,
Da fühlt' und wußt' ich erst, was mein Beruf.
Nachbilden die Natur ist Maler-Kunst,
Sie zu verklären, Maler-Poesie!
Und dieses, Schönstin, ach! gelingt mir nie,
Noch immer fehlt, wie treu auch stets mein Streben,

An meinen Bildern mir ein innres Leben,
Ein zarter Duft, wie meine Seel' ihn träumt.

Schönfelin.

Daß Ihr so denket, ist natürlich, Meister!
Je höher Einer sieht in seiner Kunst,
Je mehr verlangt er auch von ihr, von sich!
Was Andre hinreißt, Euch wird's nur erfreuen,
Was Andern fehlerlos, erscheint Euch schwach,
Denn nimmer ruhen, nie mit sich zufrieden
Und einig seyn, das ist des Künstlers Loos.
Doch wie der Phönix hell und strahlenreich
Aus dunkler Asche steigt, so steigt das Bild
Im hellren Glanze aus der Künstlerbrust,
Die Leid und tiefe Sehnsucht in sich trägt!

Dürer.

Wohl wahr, bisweilen bin ich heitern Sinnes
Und freu' mich recht, daß ich ein Maler bin.
Dann mein ich auch, manch Bild sey mir gelungen,
Doch diese Lust bringt nur der Augenblick,
Der andre, trübe, raubt sie schnell mir wieder.
Erheb' ich jetzt zum Bilde froh den Blick,
Schlag ich voll Unzufriedenheit ihn nieder.

*) Dies Bild hier, Schäufelin, Dir will ichs vertrauen,
Iſt mir vor Allem lieb. — Es lebet ſchon
Seit meiner Jugendzeit in meiner Seele,
Und wollt' ich Herzensreinheit, Anmuth malen,
So mußten es die lieben Züge ſeyn,
Die Augen, die, gleich Sternen klar und rein.
(auf das Geſicht der Maria deutend.)
Aus dieſem Antlitz mir entgegenſtralen,
Und wenn ich dieſes hohe, ſüße Bild,
Das immerdar mein Herz ſo ganz erfüllt,
Vor meinen Blicken ſeh, wie Sonnenſchein,
Dann möcht ich nichts, als nur ein Maler ſeyn!

Schäufelin.

Es iſt ein ſchönes Bild und ganz gewiß
Wird Kaiſer Max den Preis ihm zuerkennen,
Denn was für Bilder auch noch ausgeſtellt,
Was Dürer ſchafft, iſt keinem Andern möglich.

Dürer. (tief aufſeufzend.)

Du haſt die Bilder Raphaels nie geſehn.

*) Bild: Joſeph, ein Greis, und Maria, von Engeln umgeben, mit ihrem, vor ihren Füßen auf einem Kiſſen ruhenden, Kinde.

Schäufelin.

Und hat Euch Raphael nicht anerkannt?
Sein Bild geſandt mit treuem Freundesgruße?
Mag er Italiens größter Maler ſeyn,
Der Malerkönig Deutſchlands ſeyd nur Ihr!

Dürer.

Was Raphael, ſelbſt ſeine Schüler malen,
Das, Schäuflin, ſtellt kein deutſcher Maler dar.

Schäufelin.

Der Himmel ſelbſt hat Nord und Süd geſchieden.
Italien hat ſeinen blauen Himmel,
Orangenhaine, hehre Myrthenwälder,
Und an den Fuß des gluterfüllten Berges
Wächſt ſüßer Feuerwein voll Kraft und Duft.
Wir Deutſchen haben unſern Eichenwald,
Den weißen Schnee, die ſchöngepflegten Felder,
Aus Wies' und Gärten ſprudt der Ordnungsſinn.
In Weſtphalands Hainen weben milde Lüfte,
In ihnen wandeln hohe, ſchöne Frauen,
Aus deren Augen Leidenſchaften blitzen.
Wir ſitzen, wenn der Strom zum Spiegel ward,
Bei heller Flamme traulich am Kamin,
Und freuend an belebenden Geſprächen,

Indeß, die blauen Augen hold geſenkt,
Die deutſche Frau die goldne Spindel dreht.
Und, wie verſchieden Nordens Au'n vom Süden,
So, Meiſter, denk ich, ſind im Norden nicht
Die Menſchen, wie der milde Süd ſie zeugt,
Und weil der Künſtler ſtets in ſeinem Wirken
Ein Spiegelbild von ſeinem Innern gibt,
So gibt der welſche Maler Südens Glut,
Der deutſche Künſtler deutſchen Sinn und Würde,
Und herrlich ſtellen Raphael und Ihr
Italiens Reiz und deutſche Anmuth dar,
Italiens Feuerglut, Germanias Herz.

Dürer.

Zu eingenommen biſt du wohl für mich,
Doch weiß ich, wie Du ſprichſt, ſo denkſt Du auch.

(Er geht wieder zum Bilde.)

Jetzt iſt's genug geruhet und geſchwatzt,
Nur wenig Tage habe ich noch Friſt.

Scene 2.

Die Vorigen. Frau Agnes tritt ein.

Agnes.

Gelobt ſey Gott, daß dieſes Bild vollendet! —
Schon glaubte ich vor Angſt ſchier zu vergehn;
Ein Glück, daß Du zur rechten Zeit noch fertig.

Dürer.

Es iſt noch nicht vollendet, wie Du meinſt,
Nur ein'ge Tage muß ich ihm noch gönnen,
Und gönn's ihm gern, denn lieb iſt mir dies Bild! —

Agnes.

(verwundert die Hände zuſammen ſchlagend.)

Noch fertig nicht? O Gott, ich arme Frau! —
Es iſt ja ſchön und herrlich, Alles lebt
An dieſem Bilde, und Du ſagſt: Nicht fertig:
Wenn Du ſo viele Zeit dazu mußt haben,
Bekömmſt Du nicht dafür, was ſich gebürt,
Und unſer Nachbar, der ſein Conterfey
In dieſen Tagen von Dir haben wollte,
Wird weiter gehn! —

Dürer. (lächelnd.)

So laß ihn, liebes Weib! —
Vielleicht iſt ihm ein andrer Maler lieber.

Agnes.

Bedenk doch, Dürer, was Du da verlierſt,
Drei Gülden oder mehr, wir ſind nicht reich,
Die Malerkunſt bringt Ehr', doch wenig Gold.

Dürer. (ernſthaft.)

Sey ohne Sorgen, Du kannſt ruhig ſeyn,
Du wirſt nicht Mangel leiden. Eins nur höre:
Durch ſtete Klagen werd' ich mißgeſtimmt,
Und ohne Stimmung kann kein Künſtler ſchaffen.
Das Bild, das duftig mir vorm Auge ſchwebt,
Zerſtäubt, verſinkt, vernehm' ich ſolche Worte! —

(Er geht ab.)

Scene 3.

Schäufelin, Agnes.

Agnes.

(Durer erſtaunt nachſehend.)

Da geht er hin, als hätt ich ihn beleidigt!

Schäufelin.

Frau Agnes, hört, Ihr habt nicht recht gethan,
Den Meiſter ſo zu ſtören in der Arbeit!

Agnes.

Geſtört? Was Ihr da redet, ſeht doch an,

Geſtört! Ermuntert habe ich ihn ja,
Sein Bild gelobt, vollendet es gefunden!

Schänſelin.

Mit Gunſt, Frau Agnes, Ihr ſeyd wohl erfahren,
Wie ſelten eine Frau, in Eurem Haushalt,
Doch von der Malerey verſtehet Ihr
Unmöglich ſo viel, daß Ihr wiſſen könnet,
Wenn Eures Herren Werk vollendet iſt.
Kein andrer Maler ſelbſt kann dies entſcheiden,
Was ſeinem Werk noch mangelt, weiß nur Er!

Agnes. (empfindlich)

Ihr wollt mir Lehren geben?

Schänſelin.

O ſeyd gut,
Verkennt nicht Euren Vortheil, laßt ihn gehen
In ſeiner Welt voll herrlicher Geſtalten,
In ſeinen ſchönen Träumen laßt ihn leben.

(aufmerkſam)

Ich bitt' Euch, nehmt es auf; nicht nur in's Ohr,
In Euer Herz, das ſonſt ſo mitleidsvoll.
Der Raupe zierlich ſeidenes Geſpinnſt,
Der fleiß'gen Biene Waben ſtört man nicht,

Und Euren Meiſter laſſet Ihr nicht ſinnen,
Nicht träumen, wie der Künſtler träumen will! —

Agnes (unmuthig)

Ich laſſ' ihn ja, ich lobe ſeine Bilder,
Selbſt dann noch, wenn ein roſenfarb Gewand
Ich lieber hellblau oder gelb gemalt.
Doch, wenn ich nichts verſtehen ſoll vom Malen,
So wißt, Ihr kennet gar nichts von dem Haushalt,
Noch wiſſet Ihr, wie Alles jetzt ſo theuer.
Viel ſprecht ihr von der Kunſt, die Kunſt iſt ſchön,
Doch ſchöner iſt das Gold, denn ſchön iſt Alles,
Was nützlich iſt, was uns Behagen ſchafft.
Der Dürer mögt am Sonntag immer malen,
Hätt' er am Werkeltag ein andres Amt,
Das gut uns nährte. Macht nicht Meiſter Sachs
Auch ſchöne Reime, nun, und gute Schuh?
Von ſeinem Singen würd' er, traun! nicht reich.

Schäufelin.

Ein Dichter iſt Hans Sachs, ein Meiſterſänger
Von großer Kunſt, das iſt mir wohl bekannt,
Doch dichten kann der Menſch an jedem Orte,
Wenn hell in ihm der Himmelsfunke glüht,
Zu allen Zeiten, faſt bei jeder Arbeit,

Die ſeine Hände wohlgeübt verrichten.
Doch Malerkunſt iſt minder frey, wie Dichtkunſt,
Sie fordert, dies bedenket, Hand und Kopf
Und Aug' und Augenmaas zu gleicher Zeit,
Ein Maler muß ſich üben, — doch ich ſehe,
Ihr nehmt mein Wort nicht, wie ich wünſche, auf.

Agnes. (halb weinend.)
Ich weiß nicht, was Ihr wollt, fahrt nur ſo fort,
Beredet Euren Meiſter zu beharren
In ſeiner Art, ſo werdet Ihr gar bald
Im Leichentuche in das Grab mich legen.

(ſie geht ab.)

Scene 4.

Schäufelin, Dürer, treten ein.

Dürer.
Nun, Schäuflin, biſt Du jetzt allein mit Dir
Und Deiner Kunſt? Ein Dritter ſtört doch immer,
Wie zu zwei Liebenden kein Dritter taugt.

Schäufelin.
Frau Agnes wird noch oft die holde Muſe
Mit ihren ew'gen Fragen von Euch ſcheuchen.
Bewundert hab' ich Eure Langmuth oft,

Ihr, ſonſt ſo muthig, ſeyd hier gar zu gut,
Und Eure große Güte gegen Sie,
Die immer Euch in Eurem Schaffen ſtöret,
Iſt Untreu gegen Eure holde Muſe.

Dürer.

O zürn' ihr nicht. Sie weiß nicht, was ſie redet,
Nicht kränken will ſie mich, nur nicht begreifen
Und faſſen kann ſie Poeſie und Kunſt.

Schäufelin.

Gleichviel aus welchem Grund ſie eifern mag,
Daß ſie Euch ſtöret, iſt mir ſchon genug.
Geht wieder fort, hin nach dem ſchönen Süden,
Wo Niemand Euch durch ſtete Klagen kränkt.

Dürer. (mit Beziehung.)

Nein, Schäuflin, nein! Mein Herz blieb' dennoch hier,
In meinem Vaterland will ich nun leben,
Nicht kränken will ich ſie, bekümmern nicht.

Schäufelin.

Ich wiederhol's, Ihr ſeyd zu gut! — Doch will ich
Euch nicht mit neuen Reden mehr verſtimmen.
Ihr blickt ſo düſter, — ſprach ich Euch nicht recht,
So denkt, der Schäuflin meint es dennoch treu.

(Er gibt Durer die Hand und geht.)

Scene 5.

Dürer allein.

Er meint es treu, das iſt mir wohlbekannt,

(ernſthaft.)

Und was er ausſpricht, dacht' ich oftmals leiſe,
Doch nur in Augenblicken. Immer zogen
Mich Redlichkeit und Treu' zu ihr zurück,
Zu ihr, die mich nicht kennet, nicht verſteht,
Vielleicht auch mich zu gut erkannt und nun
Voll bittern Schmerzes ſich von mir gewendet.
Sie fühlt vielleicht, daß ich nicht ſo ſie liebe,
Wie ich vermag zu lieben, daß mein Herz
Noch immer treu ein ſchönes Bild bewahrt.
Drum will noch mehr ich ihre Wünſch' erfüllen,
Sie ſchonen, Mißverſtehen ſtill ertragen,
Damit kein Vorwurf meine Seele drückt.
Erfreuen ſoll ſie ſich an Tand und Schmuck,
Wenn dieſes Bild des Kaiſers Beifall findet.

(er ſieht zu dem Bilde.)

Du liebes Bild, bald muß ich von Dir ſcheiden,

(faßt ſein Herz bewegend.)

Doch iſt ein Altar hier für Dich erbaut,
So manchen Seufzer, Sehnen, Streben, Leiden,

Dir hab ich Alles heimlich anvertraut.
Nicht ohne Schmerz kann ich Dich von mir geben,
Denn jedes Kunſtgebilde iſt dem Künſtler
Ein Denkmal froher oder trüber Stunden.
In dieſes Bild hab' ich manch ſtilles Leid,
Das Gott und ich nur kennt, hineingemalt,
Du Bild, — Erinnrung reinſter Seligkeit —
Biſt jetzt der Abglanz, der vom Sterne ſtralt,
Vom Sterne, der mir fern blieb auf der Erde,
Und dem ich jenſeits doch begegnen werde.

Scene 6.

Dürer, Agnes und Schäufelin führen den Meiſter Guglielmo herein.

Agnes.

Da bring' ich einen fremden Maler Dir,
Aus Welſchland kommt er, will Dich kennen lernen.

(leiſe.)

Und ſieh, wie reich ſein ſchimmerndes Gewand.

Dürer.

(dem Maler die Hand bietend.)

Seyd mir willkommen! Solchen edlen Herrn
Und Kunſtfreund hab' ich lange nicht begrüßet,
Gefällt es Euch, ſo ſeyd mein werther Gaſt.

Guglielmo

(herablaſſend.)

Ich dank Euch, Meiſter Dürer, hab' ſchon Herberg
Im Schloß des Kaiſers, bin mit vielen Edlen,
Die ihm vorangeeilt, hiehergekommen,
Die deutſche Stadt nur anzuſchau'n, von welcher
Sogar in Welſchland jüngſt geredet wurde. —
Ihr malt und ſeyd in Eurem Land bekannt?
Das leider! noch an Kunſt und Künſtlern arm.

Schönfelin

Mit Gunſt, Herr Maler, Meiſter Dürer iſt
Nicht nur in ſeinem Vaterland geehrt,
Auch Euer Welſchland hat ihn anerkannt,
Und Raphael —

Dürer. (lautmüthig.)

Warum ſo eifrig, Hans?
Kennt doch der fremde Herr uns Deutſche nicht,
Noch weiß er, daß auch Deutſchland Maler zählt,
Wie Meiſter Wohlgemuth, daß unſre Stadt
An Künſtlern und Gelehrten, traun! nicht arm,
Bin ich auch nicht was Du von mir geſagt.
Ein Raphael wohnt freilich nicht bei uns,
Er wird nur einmal in der Welt gefunden.

Guglielmo. (prahlend.)

Ihr ſchänt den Raphael, wie's ihm gebürt,
Indeß gibt es auch and're Künſtler noch
Zu Rom, in dieſer ew'gen Stadt, die würdig
Des größten Lobes neben Jenem ſtehn. —
Der Kaiſer Max zieht Morgen in die Stadt,
Er will das ſchönſte Bild mit eigner Hand,
Nachdem er ſelbſt geprüfet, feſtlich krönen.
Viel Bilder ſind ſchon eingeſandt, auch Ihr,
So hört' ich, habt ein neues Bild gemalt,
Das um den Preiß des Sieges ringen ſoll.
Noch ſah' ich nichts von Euch, laßt's mich doch ſchauen,
Und wollt' Ihr Lehr' und Rath, ich biet Euch Beides,

Schäufelin. (für ſich.)

Kaum halt ich mich, — verdammte Prahlerey!

Dürer.

Vollendet iſt mein Bild wohl nicht, indeſſen
Ein Künſtler ſieht ſogleich, was ihm noch fehlt,
Und weiſen Rath hör' ich mit Freuden an.
Komm, Schäufelin, hilf die Staffeley nur richten,
Damit das Bild in vollem Lichte ſtehe.

(Schäufelin und Dürer rücken die Staffeley anders.)

Agnes (für ſich.)

Das mag ein Künſtler ſeyn, ſo reich und groß!

Dürer (zu Guglielmo.)

Wollt Ihr's beſchau'n? Mir däucht, es ſteht jetzt recht.

Guglielmo.

(das Gemälde erſtaunt betrachtend.)

Das Bild — was ſeh ich, hättet Ihr gemalt?
Dies Bild?!

(Er ſteht einige Augenblicke im Anſchauen des Bildes verloren, dann faßt er ſich.)

Recht gut, recht brav für einen Deutſchen,
Erſtaunlich viel, doch Ein'ges iſt zu ändern.

Dürer (beſcheiden.)

Wo meint Ihr wohl?

Guglielmo.

An der Maria mein' ich,
Das Auge iſt zu ernſt, das Haar zu blond —

Dürer.

(ihn lebhaft unterbrechend.)

Herr, Euer Urtheil will ich gern vernehmen,
Nur die Maria tadelt nicht, dies Bild,
Dies liebe Antlitz darf kein Hauch berühren.

Guglielmo.

Ein jeder Künſtler liebt ſein Werk, kein Wunder
Wenns Euch erhaben ſcheint und tadellos.
Ich meint' es gut, indeß —

(er ſchweigt betr.)

Agnes.

So nimm's doch an,
Maria, ſind ich auch, iſt viel zu ähnlich
Der Freundin meiner Jugend; zur Madonna
Ein irdiſch Weib erheben, ſcheint mir Sünde.

Dürer.

Ich bitt' Dich, liebes Weib, laß dieſes Bild,
Was Dir gefallen kann, will ich Dir malen,
Sobald ich wiederum ein Bild beginne.
Ihr, werther Meiſter, mißverſteht mich nicht,
Daß ich kein Meiſter bin, daß ich nur ſtrebe,
Geſteh ich gern. — Laßt uns von Andrem reden,
Ich will Euch, mögt Ihr's, and're Bilder zeigen.

Guglielmo.

Thut's, Meiſter Dürer, wenn es Euch gefällt.

Scene 6.

Vorige, Pirkhaimer (tritt ein.)

Dürer.

(ihm entgegen eilend.)

Willkommen, Freund, ſei tauſendmal gegrüßt,
Vermißt hab ich Dich ſchon ſeit vielen Tagen.

Pirkhaimer.

Ich Dich nicht minder, doch konnt' ich dem Herzen
Nicht folgen, denn zu ſchaffen gab es viel,
Zu überlegen und zu ordnen. Unſer Kaiſer,
Den wir, wie unſern Vater, ehren, lieben,
Muß Nürnbergs würdig auch empfangen werden,
Da gabs ein Fragen und ein Geh'n, Du weißt,
Daß man in ſolchen Fällen gern mich hört.

Agnes.

Pracht wird da ſeyn, die Frauen werden glänzen,
Beſonders deren Männer hoch im Rath.
Ach Dürer, wenn Du Bürgermeiſter wärſt,
So recht was Großes bei der Stadt, wie ſchön!

Pirkhaimer (ſtachelnd)

Ich meine, Euer Eheherr iſt, traun!
Nicht der Germaſte hier in unſrer Stadt.

Wir wollen ſehen, ob der Kaiſer nicht
Zuerſt nach Meiſter Dürer fragen wird.

Dürer.

Das ſpricht der Freund. Wenn Kaiſer Maximilian
Nach Männern, die an Kunſt und Wiſſen reich,
Vor Allem fragt, ſo wird er Dein gedenken,
Nach Pfinzing fragen, der im Theuerdank
Die Thaten unſers hohen Herrn beſang,
Bewundern wird er Peter Viſchers Werke,
Des Adam Kraft Gebilde, Sachſens Lieder,
Voll Anmuth, Heiterkeit, wie er ſo bieder,
Umſtralet ſtehen ſie im hellen Glanz,
Für Albrecht Dürer grünt noch nicht der Kranz.

Pirkhaimer.

Er ſchlingt ſich unſichtbar ſchon um Dein Haupt,
Iſt er dem Volk noch ſichtbar nicht erſchienen,
Die Dich verſtehen, ſehen ſchon ihn grünen,
Und Deine braunen Locken friſch belaubt! —
Die Bilder, welche zu der Wahl beſtimmt,
Hab ich zu ſtellen, ſind ſchon in der Burg,
Das Schönſte nur fehlt noch, das Deine, Freund,
Vergiß nicht, es zu rechter Zeit zu ſenden! —

Dürer.

Ich ſend' es Dir, verlaſſe Dich darauf.
Doch jetzt bedenk' ich erſt, in meiner Freude,
Dich zu begrüßen, hab' ich überſehen,
Hier dieſen welſchen Meiſter Dir zu nennen,
Er iſt ein Kenner, im Gefolg des Kaiſers —
Und hier (zu Guglielmo) mein Freund, ein hocherfahrner Mann,
Gelehrt und weiſe, — nun, Ihr werdet's finden.

(Guglielmo und Pirkhaimer begrüßen einander.)

Pirkhaimer.

Ihr kennet unſern Dürer längſt, ich weiß es,
Habt Euch an ſeinen Werken hocherfreut.

Guglielmo.

Unendlich viel für einen Deutſchen, viel!

Pirkhaimer (gereizt.)

Für einen Deutſchen? Wie iſt das gemeint?

Dürer (beſchwichtigend.)

Vollkommen freundlich. Wer Italien ſah,
Gemälde Raphaels, kann ſo nur ſprechen.

(Er geht wieder zum Bilde und malt.)

Agnes.

Erzählt doch mehr vom Feſtzug, von dem Kaiſer,

Wann zieht er ein, wie lang wird er verweilen?
Wo kann ich Alles das am Beſten ſchau'n?

Pirkhaimer.

Verſtattet Ihr's, ſo will ich dafür ſorgen,
Daß ihr mit Clara Alles herrlich ſeht,
Denn dies zu ſchau'n von fern iſt Ihr erlaubt,
Und will ſie nicht, begleitet Ihr mein Weib.

Agnes.

Mit Clara?

Pirkhaimer.

Heute iſt ſie eingetroffen,
Weil ſich die kranke Baſe nach ihr ſehnt.

Agnes.

So will die ſtille Zelle ſie verlaſſen?

Pirkhaimer.

Auf kurze Zeit nur, ehe ſie die Braut
Des Himmels wird!

Schänfelin.

So lange Jahre
Der frohen Jugend lebt ſie ſchon im Kloſter,
Und könnte hier im Leben glücklich ſeyn.

Pirkhaimer.

Sie will es ſo, drum mußten wir uns fügen,
Den Schleier ganz zu nehmen ihr verſtatten.

Agnes.

Sie handelt recht! Betrüglich iſt die Welt!

Dürer.

(welcher ſichtbar zerſtreut fortmalte, dreht ſich über das Bild und fragt mit bebender Stimme.)

Und wann wird Deine Schweſter uns begrüßen? —

Pirkhaimer.

Sie wird in wenig Augenblicken nah'n! —

Dürer (für ſich.)

Ich ſoll ſie wiederſehen! Sie — o Gott!

Scene 7.

Vorige, Clara in halbgeiſtlicher Kleidung tritt ein.

Agnes.

Da iſt ſie ſchon!

(Alle treten ihr entgegen, nur Dürer bleibt an der Arbeit.)

Clara, (Agnes umarmend.)

Sei tauſendmal gegrüßt!

Schönfelin.

Willkommen, edle Jungfrau, hier in Nürnberg!

Agnes.

(ſichtlich vergnügt, daß Dürer Clara nicht entgegen ging, zu ihm und Clara.)

Begrüßt Euch doch, Ihr ſaht Euch nicht ſeit Jahren.

(Dürer wendet ſich zu Clara. Beide ſehen ſich einen Augenblick ſprechend an, dann faßt Dürer Clara's Hand.

Dürer.

Euch ſeh' ich, Clara? —

Clara

(bewegt, dann ſich faſſend.)

Albrecht! — Meiſter Dürer! —

(Beide ſehen ſich traurig an, und wenden ſich dann von einander ab.)

Der Vorhang fällt.

Ende des I. Actes.

Zweiter Aufzug.

Dürers Atelier; das Gemälde, an welchem Dürer malte, steht noch auf der Staffelei.

Scene 1.

Clara

(tritt ein und bleibt in der Mitte stehen.)

So sieh ich wieder hier an dieser Stelle,
Von der ich einst mit bittrem Schmerze schied! —
Mein Herz, was pochst du jetzt in lauten Schlägen,
Bist du noch immer voll von Leid und Lieb'? —
Ach ja, du bist das junge Herz geblieben,
Denn, treu der Lieb', bist du das alte noch! —

(sich umschauend.)

In diesem Raume hat mein Freund gelebt,
Gemalt, gedichtet und wohl mein gedacht! —
Seit Jahren hab' ich nicht sein Aug geschaut,
Nicht seiner lieben Stimme Klang vernommen,
Doch seinen Namen trug mit lautem Schall
Die weite Welt in meine stille Zelle,
Und wo erglüht ein Herz dem Edlen, Schönen,

Da hört' ich meines Meiſters Namen tönen! —
Ich bin vielleicht recht fremd für ihn geworden,
Er iſt mir's nicht, hab' ich ihn nicht erblickt,
So ſprachen mächtig und beredt zu mir,
Die ſchönen Werke all', die er geſchaffen.
Vergönnt war mir es, mit ihm fortzugehen,
In ſeines Geiſtes Stralen mich zu ſonnen,
Und für das Leid, das uns die Trennung brachte,
Ward mir das Glück, ihm geiſtig nah zu ſein! —
Allein bin ich mit meinem Freunde jetzt,
So rede denn zu mir, mein ſüßes Leben,
Durch Deine Bilder ſprich, dann wird mein Blick,
Mein ganzes Herz Dir treue Antwort geben.

(Sie betrachtet ein Bild, welches an der Wand hangt.)

Welch liebes Bild, wie friſch, wie klar und ſchön! —
Es mahnet mich an meine Kinderjahre,
Ja, ja, jetzt ſieht es hell in meinem Innern,
Das Mährlein iſt's, das ich ihm einſt erzählt,
Und das uns Beyden nicht erfüllet wurde.

(Sie steht einige Augenblicke in Nachdenken versunken, dann geht sie weiter.)

Dies Bild hier auf der Staffeley — was iſt's?
Es iſt das Neuſte, — ſoll den Preis erringen! —

(es anschauend.)

Maria, ich! O Gott, ſo dacht' er mein!
So treu bewahrt er tief in ſeiner Seele,
Die Züge, die ich einſtens trug! Mein Freund!
Mein einz'ger Freund, nun ſind wir wieder Eins,
Ein Herz, ein Sinn durch alle Ewigkeiten! —
Nun mag der ſchwarze Schleyer mich umwehen,
Entzückt geh' einſam ich die Lebensbahn,
Er liebt mich noch, dieß Bild hab' ich geſehen,
Nun hat die Erde mir genug gethan.

(Sie verweilt entzückt vor dem Bilde, ohne den eintretenden Dürer zu bemerken.)

Bin ich wohl ſtolz? Gott wird es mir verzeihen! —

Scene 2.

Clara, Dürer.

Dürer.

Euch ſeh ich hier vor meinem Bilde weilend?
Wie oft habt Ihr mir früher zugeſchaut,
Wie oft war Eure Meinung Leitſtern mir!
Denn unbewußt das Wahre aufzufinden,
Liegt tief und klar in edler Frauen Bruſt.

Clara.

Wie ſtolz, wie glücklich macht mich Eure Rede,
Doch weiß ich es, ich darf die Worte hören! —

Verſtanden hab ich Euer ſchönes Träumen,
Begeiſtert mich an gleichen Idealen,
Und, bin ich auch ein einfach ſchlichtes Weib, —
Deß Kunſt nur auf die Spindel ſich beſchränkt, —
Auch Frauen, Meiſter Dürer, haben Seelen,
Und hochbeglückt das Weib, deß Herz und Geiſt
Erkannt und nicht zurückgeſtoßen wird,
Wenn leiſe es des Mannes Streben folget,
Sich in ſein Schaffen und ſein Dichten denkt,
Und ſo beglückt ein Doppelleben lebt.

Dürer (erſtaunend.)

Ihr zeigt mir Güter, die mich hochbeglücken,
In eine Welt voll Zauber führt Ihr mich,
Nach welcher ich, zur Erde rückgekehrt,
Mich immerdar voll heißer Sehnſucht wünſche.
Beglückte Tage ſeh' ich neu erſtehn,
Die Zukunft wie Vergangnes ſich geſtalten,
Da durfte ich an Eurer Seite gehn,
In meiner Hand die liebe Eure halten,
Da war mein Leben Hoffnung, Glanz und Glück, —
Und jetzt! — bin ich geſtorben und begraben,
Daß ich mich zu den Todten zählen ſoll? —
Noch lebe ich, noch ſtreb' ich, will erringen

Des Lebens Glück, gilt es ein einzig Wort,
Um frey zu ſeyn, die Ketten raſch zu brechen.
Gib mir die Hand, dann hab ich Kraft und Muth
Dich zu erkämpfen, gält's des Herzens Blut,
Und kühn das inhaltsſchwere Wort zu ſprechen! —

Clara (ſich abwendend.)

Um Gotteswillen, Dürer, haltet ein! —
Erwacht aus Euren wilden, düſtern Träumen.
Soll ich nicht mehr, wie an des Himmels Säumen,
Der erſte, helle Morgenſtern Euch ſeyn?

(ſanft.)

Ihr habt mich Euer Morgenlicht genannt,
Das Euch zuerſt der Seele Tag verkündet,
Laßt mich es bleiben, daß der reine Stral
Zu keiner Zeit aus Eurer Seele ſchwindet.
Was habt in jener Stunde Ihr gelobt,
Vor Jahren, als wir uns für dieſes Leben,
Doch, Albrecht, nur für dieſes Leben, trennten?

Dürer.

O mahnt mich daran nicht. Es war ein Wahn,
Noch mehr, es war ein Unrecht an uns ſelbſt.

Clara.

Ich muß Euch nahmen. Unrecht ſagt Ihr, — Wahn? —

Iſt, treu gegebenem Wort ſeyn, Unrecht, Dürer? —

(ſteht.)

Uns ſchied das Schickſal, laßt's uns ſtill ertragen,
Um mich ſoll Agnes keine Thräne weinen;
Und könntet Ihr ein Weib, das Euch vertraut,
Verlaſſen, könntet Ihr den hellen Stern,
Wie Ihr mich nennt, herab zur Erde ziehn?
In ſtiller Zelle will ich für Euch beten,
Mich hochbeglückt an Eurem Ruhm erfreun.
Gedenket mein, ſo wie Ihr Todter denkt,
Lebt Eurer Kunſt, ſie ſey jetzt Eure Liebe,
Der höh'ren ſchöner'n Liebe weich' ich gern.

(ängſtlich.)

Ihr hört mich nicht, o Gott, Ihr hört mich nicht! —

Dürer

(der indeß tief in Gedanken versunken war, richtet ſich auf.)

Ich hört' Euch wohl, ich bin ſchon wieder Ich.
Vergebt, wenn mich des Herzens heiße Liebe
Auf Augenblicke meinem beſſern Selbſt,
Das Sieger bleibt, entführte; wußt' ich doch,
Euch kann ich ohne Rückhalt mich vertrauen,
Denn Ihr zeigt immer mir die rechte Bahn! —

Es iſt vorbei! ſeht jetzt den Bruder nur,
So, Schweſter Clara, dürfen wir uns lieben!

Clara.

Habt Dank, ich kenn Euch ja. (ablenkend.) Mit ſtiller Freude
Hab' Eure neu'ſten Bilder ich geſehn.
Wie anders ſind ſie, als die früh'rer Zeit,
Da ſtelltet Ihr ſo mancherley Gedanken
Auf einem Blatte dar. Oft hattet auch
In vielen Gruppen einen Hauptgedanken
Ihr dargeſtellt, als wärt Ihr ungewiß
Noch mit Euch ſelbſt — verzeiht!

Dürer.

Da habt Ihr wahr
Und ſchön geſprochen, wie Ihr immer redet.
Seht, Clara, in der Künſtlerbruſt, da wogen
Geſtalten, hell und dunkel, groß und klein,
Und ein Gedanke drängt den andern weg,
So lang die Fantaſie noch Meiſter iſt,
Und den Verſtand zu mächtig unterjocht.
Gar oftmals bleibt ſie durch das ganze Leben
Die Zauberin, die ihn im Netze hält,
Gar oft entflieht ſie eilends, wenn Verſtand

Mit allzustrenger Herrschaft sie bedroht.
Die Lieb' allein, die ächte, reine Liebe,
Ist Leitstern Beyden, und je herrlicher,
Je reiner Liebe lebt im Künstlerherzen,
Je klarer werden seine Werke seyn! —
Und wißt Ihr wohl, warum mein Künstlerleben
Und warum meine Bilder jetzt so klar
Die Hauptidee dem Auge einfach zeigen? —
Mein geistig' Aug', mein Herz, sieht auch nur Eine!

Clara.

Wie dank' ich Euch, daß Ihr mich so belehret! —
Wollt Ihr nicht wieder reisen, neue Kränze
Des Ruhmes Euch aus fremden Ländern holen?

Durer.

Vielleicht geh ich noch einmal fort. Ich weiß es,
Die Reise wäre Balsam für mein Herz! —
Und darf ich Euch nach Eurer Zukunft fragen? —
Wollt Ihr auf ewig Euch dem Kloster weihn? —

Clara.

Ich will's! Mein Leben ist dann abgeschlossen,
Was früher war, das liegt jenseits des Meeres,
Das Keiner mehr mit leichtem Kahn durchschifft,
Nur nach dem fernen Ufer schau' ich noch,

Seh' Blüthen, Blumen, dort in Fülle prangen,
Die Kränze Eures Ruhmes, Eures Glücks.

Dürer.

So sey's. Nur gönnt die wen'gen Tage mir,
Daß ich dies liebe, theure Antlitz schaue.

Clara.

Dies zu versagen, bin ich selbst zu schwach,
Ich will noch Zeugin Eures Ruhmes seyn,
Wenn Ihr aus Kaisers Hand den Kranz empfanget
Für Euer Bild.

Dürer.

Es sind der Werber Viele,
Und Italiener; scheint mir auch mein Bild
Gelungen manchmal, öfter denk' ich anders,
Und dieser welsche Meister macht mich irre.
Doch immer noch gewohnt, der Seele Tiefen
Euch zu entschleiern, so bekenn' ich Euch,
Ich wünsche mir den Preis, Euch zu erfreuen,
Ich wünsche ihn, — wer liebt nicht Künstlerehre? —

(in edler Bewegung)

Ich wünsche ihn, weil ich ein Deutscher bin! —
Nicht jenes Land, das schon Natur geschmücket
Mit jedem Reize, wie ein Paradies

Soll Deutſchland hell und ſiegreich überſtralen;
Auch deutſcher Sang ertönet mild und ſüß,
Auch deutſche Meiſter denken, bilden, malen.

Scene 3.

Vorige, Agnes.

Agnes.

Ei ſeht doch, Du und Er, und ganz bewegt,
Im eifrigen Geſpräch von Kunſt und Liebe.

Dürer, (mild.)

Von deutſcher Kunſt, da haſt Du recht gerathen.
Jetzt, liebe Agnes, iſt mein Bild vollendet,
Kein Pinſelſtrich wird mehr daran gethan,
Trag' nur als treue, fleiß'ge Hausfrau Sorge,
Daß es geſchickt zur Burg getragen werde,
Wo Pirkhaimer den Platz ihm geben wird.

Agnes.

Das ſoll geſchehn, doch ſag' ich Dir voraus,
Erringt es nicht den Sieg, ſo iſt's mein Ende,
Die ganze Stadt, das ganze Land erwartet's,
Wenn es mißfällt, ſo iſt mein Glück dahin.

Clara.

Das Glück iſt auch bei ſolchem Kampf geſchäftig,
Wird Dürer Sieger nicht, groß bleibt er doch.

Agnes.

Du biſt die Fremde, leicht verſchmerzeſt Du
Was mich, ſein Weib, zur Erde niederbeugt.

Clara, (ihr die Hand reichend.)

Sey gut, Du liebe Agnes, harr' und hoffe!

(Sie geht ab.)

Scene 4.

Dürer, Agnes, Schäufelin tritt ein.

(hinter der Scene ertönt ein immer näher kommender Feſtmarſch.)

Schäufelin.

Der Kaiſer zieht ſo eben in die Stadt;
Frau Agnes, eilt, wollt Ihr den Feſtzug ſchauen.

Agnes.

Komm', Dürer, komm, damit wir Alles ſehen.
Sitzt mir die Haube recht? Iſt Alles gut
An meinem Putze? —

Dürer. (lächelnd.)

Alles gut und ſchön.

Schänfelin.

Eilt nur, Frau Pirkhaimer erwartet Euch
An ihrem Haus

Agnes.

So laß' uns gehen, Albrecht.

(nimmt Durer mit ſich ab.)

Scene 5.

Schänfelin, dann Guglielmo.

Schänfelin.

(das Bild betrachtend, ſumm.)

So will ich denn von dieſem lieben Bilde
Nun Abſchied nehmen, und dann treulich ſorgen,
Daß es, von mir geleitet, ungefährdet,
Hin nach der Veſte kommt.

(den eintretenden Guglielmo bemerkend.)

Was will der Welſche? —

Guglielmo.

Gegrüßet ſeyd! der Meiſter nicht zu Hauſe? —

Schänfelin.

Er führt die Frau, daß ſie den Feſtzug ſchaue.

(etwas ſpöttiſch.)

Wie kommt's, daß Ihr nicht auf der Veſte ſeyd,
Den erſten Blick des Kaiſers zu erhaſchen? —

Guglielmo (für ſich.)

Schon gut! (laut) Ihr ſeyd geſtimmt zu ſcherzen, Freund,
Ich bin zu ernſt für ſolche frohe Feſte,
Obgleich ein glücklich' Volk mich hocherfreut.

(zu dem Bilde tretend.)

Das ſchöne Bild! — Je öfter ich's betrachte,
Je ſchöner ſtellt ſich's meinen Blicken dar.
Wie kommt es, daß es noch in Dürers Hauſe? —

Schänfelin.

So eben ſoll es nach der Veſte kommen,
Ich bin bereit, die Träger jetzt zu holen

(höflich.)

Da Meiſter Dürer nicht zu Hauſe iſt,
Wird Euch die Zeit lang, und ich hab' Geſchäfte.
Das Bild muß fort, erlaubt —

Guglielmo.

Laßt Euch nicht ſtören,
Die Träger holt herbey.

Schänfelin.

Doch Ihr allein —

Guglielmo.

Sorgt nicht um mich, ich bete bey dem Bilde

Und fühle mich geheiligt und erhoben,
Wenn ich Maria ſtralend vor mir ſehe.

Schänfelin (für ſich.)

Darf ich dem Welſchen trau'n? — Was ſinnt er wohl? —

Guglielmo (lächelnd.)

Faſt ſcheint's, Ihr meinet, daß ich ſtehlen möchte; —
Doch wie Ihr wollt, vielleicht iſt's hier ſo Sitte,
Daß man aus Gaſtfreundſchaft ungaſtlich wird.

Schänfelin (verlegen.)

Wie könnt Ihr glauben, werther Meiſter! Bleibt,
Betrachtet Euch das Bild ganz nach Gefallen,
Und mißverſteht mich nicht. Auf Wiederſeh'n! —

(geht ab.)

Scene 6.

Guglielmo (allein.)

Endlich allein! Ich muß allein jetzt ſeyn! —
Ha, dieſes Bild, — wie haſſ' ich ſeine Schöne,
Wie haſſ' ich den, der es begeiſtert ſchuf! —
Könnt' ichs verwandeln jetzt in Zerrgeſtalten! —
Könnt' ich vernichten ihn! — Nur ihn allein,
Sein Bild nur habe ich zu fürchten! — Sieg

Und Ruhm, ſie waren mir gewiß, da ſah
Ich Dürers Werke, ſah ich dieſes Bild —
Und, frag' ich mich, was macht es denn ſo ſchön? —
Correkt ſind die Geſta'ten — ha, nur dies? —
Correkt iſt Alles, was ich zeichne, auch,
Und minder groß und edel nicht mein Styl,
An Farbenpracht ſieh' ich ihm, traun! nicht nach,
Und lebensvoll iſt Alles, was ich male. —
Auch ich ſchuf eine Himmelskönigin,
Auf Wolken, hoch erhaben, herrlich thronend,
An Reiz und Anmuth kommt kein Weib ihr gleich —
Was fürcht' ich denn des Dürers Bild ſo ſehr? —

(bald zornig, bald gerührt.)

Geſteh' ich's nur, es iſt der reine Geiſt,
Der dieſes deutſchen Malers Werk verklärt.
Zur Erdenluſt entzünden kann mein Bild,
Vor dieſem aber möcht' ich ſelber beten! —
Ein Strahl der Unſchuld blickt aus dieſem Auge,
Den ich, den Niemand ſo wie Dürer malt.

(er bleibt vor dem Bilde ſtehen und erblickt daneben Pinſel und Palette mit friſchen Farben.)

Was ſeh ich? Farben, friſch, noch jüngſt gemiſcht? —
Ha, jetzt bin ich der Meiſter! — Albrecht Dürer,

Dein Himmelsbild vernichtet jetzt ein Zug!

(er ergreift Pinsel und Palette.)

Die Glut der Sinne diesen sanften Augen,
Hohn und Verachtung um den milden Mund! —
Jetzt, deutscher Maler, sieh' des Welschen Werk!

(er blickt sich vorsichtig nach allen Seiten um, und da er Niemand gewahr wird, fängt er leise.)

Jetzt! jetzt! —

Scene 7.

Guglielmo, Clara

tritt ein, indem Guglielmo malen will.

Clara.

(rasch auf ihn zutretend.)

Was thut Ihr hier! Was soll das seyn? —

Guglielmo.

(erschrocken, doch schnell sich fassend.)

Versucht durch dieses Bildes Zauber wollt' ich
Bescheiden im Gewand Mariens nur
Ein Fältchen malen, um mit Meister Dürer
In diesem kleinen Zuge fortzuleben.

(er verbeugt sich verlegen und legt Pinsel und Palette hin.)

Scene 8.

Vorige, Schäufelin, zwei Träger.

Schäufelin.

Seht hier dies Bild. Nehmt's von der Staffeley,
Behutsam, — so! — nun tragt es langsam fort,
Begleiten will ich Euch bis in den Saal.

Erster Träger.

Wenn nur kein Staub das schöne Bild berührt.

Clara.

(nimmt schnell ihren langen, weißen Schleyer ab.)

Laßt es mit meinem Schleyer mich verhüllen.

(sie bedeckt das Bild.)

Und Ihr, Schäuflin, bewahrt des Meisters Kleinod.

(Die Träger gehen mit dem Bilde fort. Schäufelin folgt.)

Guglielmo.

(im Abgehn vor sich hinmurmelnd.)

Das Bild ward mir entrissen, doch ihn find' ich.

Clara.

(allein, an das Fenster tretend.)

Da tragen sie sein Werk in meinen Schleyer,
Den ich im Heiligthum empfing, verhüllt.
Ist's Sünde, daß ich den Geweihten nahm,
Um des Geliebten Eigenthum zu schützen? —

(vortretend mit Begeisterung.)

Nein, Sünd iſt's nicht, denn heilig iſt die Kunſt,
Und eine reine Flamme edle Liebe.
Sein guter Engel war ich ihm im Leben,
Drum mußt' ich auch den Schleyer freudig geben,
Daß er, der Liebe gleich, ſo zart und rein,
Dem Werk des Künſtlers konnte Schutz verleihn,
Damit kein Staub der Erde es berühre!

(ſie geht ab.)

Verwandlung.

Scene 9.

(Großer Saal der Nürnberger Veſte; über der Mittelthüre hängt ſehr hoch ein Bild, rechts ein Thronhimmel.)

Kaiſer Maximilian, Ulrich von Schellenberg, Georg von Froundsberg, Pirkhaimer, Pfinzing, Peter Viſcher, Adam Kraft, Ritter,
(zwei Pagen halten an der Thüre Wache.)

Kaiſer.

(mit Pirkhaimer im Geſpräch.)

Nochmals, Freund Pirkhaimer, ſeyd ſchön bedankt,
Ihr habt mir Alles herrlich angeordnet,
Und ausgeführt, wie es mich freuen mag

Pirkhaimer.

So hohe Gnade hab' ich nicht verdient.

Kaiſer.

Doch, würd'ger Rathsherr! meinen beſten Dank.
Ich ſchätz' in Euch den braven Unterthan,
Den treuen Bürger, den Gelehrten, hoch,
Denn Euer Wiſſenſchaft iſt viel berühmt.

(mit Wärme.)

Ihr könnt wohl ſtolz auf Euer Nürnberg blicken,
Solch ſchöne Stadt, ſo reich an Prachtgebäuden,
An Gold, Betriebſamkeit, berühmter noch
Durch ſeine Künſtler, ſeine Meiſterſänger.

(zu Pfinzing.)

Mit Euch hab' ich manch Wörtlein noch zu koſen,
Denn Euer ſchön Gedicht, der Theuerdank,
Ergötzt, erfreut mich, 's iſt ein herrlich Werk! —

Pfinzing.

Mit ſchönen Zeichnungen wird es verſehen,
Der Schüler Dürer's ſchneidet ſie in Holz,
Und Schäuflins Kunſt und Mühe ſind zu loben.

Kaiſer.

Brav, Pfinzing, daß Ihr Andre nicht vergeßt,
Indeß Ihr Laub zu eignem Kranze brecht.

(im Kreis umherblickend.)

Fürwahr, wohl selten zählt ein deutscher Fürst
In seinem Reiche solche edle Meister,
Wie ich in Euch. Auch Eure Werke, Kraft,
Will ich beschauen, und die Euren, Vischer,
Mög Eures Kaisers Lobspruch Euch erfreuen.

Kraft.

Zu viel der Huld, mein kaiserlicher Herr! —

Vischer.

Durch solches Lob wird kühner jedes Streben.

Kaiser.

Doch jetzt, da Euch mein Auge froh erblickt,
Entdeck' ich, daß mir noch ein Meister fehlet,
Den Dürer mein' ich, warum kommt er nicht? —

Schellenberg.

Der Dürer, Herr, ist manchmal wunderlich,
Und fürchtet wohl dem Kaiser sich zu nahen.

Freudsberg.

Mein Kaiser, eben sandte ich nach ihm,
Und augenblicks wird er vor Euch erscheinen.

Kaiser.

(zu Vischauer.)

Nicht dacht' ich, daß der Dürer so verzagt.

Pirkhaimer.

Er iſt's auch nicht, der ſtattlich ſchöne Mann,
Obgleich beſcheiden, kennt er ſeinen Werth,
Doch leicht geſchieht's, daß er in ſeinen Träumen
Die Welt und Alles um ſich her vergißt.

Kaiſer.

Vergehen dieſer Art verzeih' ich gern,
Ich bin ſo fremd nicht in des Künſtlers Welt.

Scene 10.

Vorige, Guglielmo, ſpäter **Dürer.**

Kaiſer.

Sieh da, der welſche Meiſter. Tretet näher!
Habt Ihr in Nürnberg Euch ſchon umgeſchaut?

Guglielmo.

Ja, kaiſerlicher Herr, die Stadt iſt ſchön,
Voll Leben, voll Betriebſamkeit, und reich.

Kaiſer.

Der Pirkhaimer ſagt irgendwo vom Zirkel,
Den Meiſter Dürer frei gezeichnet hat,
Daß er der Ring der Jungfrau Noris ſey,
Und ich: Mein Nürnberg iſt der ſchönſte Stein
In meiner Krone! —

Guglielmo (für ſich.)

Dürer! immer Dürer! —

Dürer.

(tritt ein und verbeugt ſich tief vor dem Kaiſer.)

Kaiſer.

Willkommen, Albrecht Dürer, nähert Euch,
Damit ich meine Freude künden kann,
Für Eure wunderbaren Meiſterbilder;
Sie haben mich erhoben und gerührt.

Dürer.

Iſt dies geſchehn, dann iſt ihr Zweck erreicht.
Erhaben ſoll zur Andacht jedes Bild,
Das Kunſt an heilger Stätte aufgeſtellt.

Kaiſer (freundlich.)

Ihr habt zum Theuerdank auch mitgewirkt? —
Ich werde heut die Zeichnungen noch ſchauen.
Den Preiß für das Gemäldt werd' ich Morgen
Ausſpenden, wenn die Bilder ich geſehn.
Im Voraus freu' ich mich auf Euer Werk.

Dürer.

Das Streben, Herr, den reinen Willen ſeht Ihr,
Blieb' auch die Arbeit hinter meinem Wunſche.

Viel ſchöne Bilder ſind ſchon eingeſandt,
Sie zu betrachten wollet mir verſtatten.

Kaiſer.

Das ſey Euch gern gewährt. Seht hier ein Bild
Von einem Meiſter, den Ihr noch nicht kennt.
Sprecht Euer Urtheil frei und offen aus,
Es iſt mein Wunſch, ſogleich es zu vernehmen.

Dürer.

Verzeiht, mein Kaiſer, dieſes Bild hängt hoch,
Zu hoch für mich, um es genau zu prüfen.

Kaiſer.

(zu einen Pagen.)

Schafft eine Leiter ſchnell! —

(der Page rückt eine an einer Seitenwand lehnende Leiter an den Hintergrund.)

(zu Dürer.) Da könnt Ihr's ſehen.
Und ehrlich ſagen, wie das Bild Euch ſcheint.
Nun, Page, ſetze dieſe Leiter an,
Und halte ſie dem wackren Meiſter Dürer.

Page.

(zögernd und verlegen.)

Verzeih', o Kaiſer —

Kaiſer. (verwundernd.)

Nun? —

Page.

Ich bin von Adel.
Soll ich dem Maler dienen? —

Kaiser.

Junger Thor,
Mit dieſem Dienſte ehrſt Du nur Dich ſelbſt,
Und zeigſt, daß Du die Kunſt zu ſchätzen weißt.
Der Albrecht Dürer iſt in ſeinem Reiche,
Im Reich der Kunſt, ein ächter Herr und Fürſt,
Und führte Jeder ſeinen Szepter ſo,
Wie er den Pinſel führt, dann ſtünd' es wohl
Um Land und Volk. (*Aus jedem Unterthan
Vermag ich einen Edelmann zu ſchaffen,
Aus hundert Edelleuten keinen Dürer.
Drum halt' die Leiter ihm, und Deine Ehre
Bleib' ohne Makel. Dürer ſey hinfort
Ein Edelmann, dem ich das Wappen gebe,
Und jeder brave Künſtler ſey's mit ihm,
Und ſollt' zum Hof er ohne Wappen zieh'n,
Ihm hat Natur den Adel ſchon verlieh'n.

Dürer.

Mein Kaiſer! —

---

*) Des Kaiſers eigne Worte.

Pirkhaimer (zu den Uebrigen.)

Welch ein ritterlicher Fürſt.

Kaiſer.

Knie' nieder, Albrecht Dürer! —

(er berühret den knieenden Dürer mit der Spitze des Schwerdtes.)

Sey hinfort
Ein Edelmann, behalte Deinen Namen,
Den Du durch Deine Kunſt geadelt haſt.
Treu iſt Dein deutſch Gemüth, drum ſey Dein Schild
Von himmelblauer Farbe, rein und klar.
Fleiß, Demuth und der ächte Geiſtesfunke
Sind Deine Zierden, darum führ' im Felde
Drei ſilberblanke Schilde, wie nun Fleiß,
Beſcheidenheit, Talent, die Schilder ſind,
Die gegen jeden Unfall Dich bewahren.
Steh' auf und ſchreite kühnen Schrittes weiter.

(Dürer ſteht auf; indem der Kaiſer ſich zum Fortgehen wendet und alle ihm freundlich nachblicken, während ſie Dürer umringen, fällt der Vorhang.)

Ende des II. Actes.

Dritter Aufzug.

(Kurzes Gemach in Pirkhaimers Hause.)

Scene 1.

Der blinde Veit Stoß (auf einem Stuhle) **Clara.**

Veit Stoß.

Ich höre wieder Eure liebe Stimme,
Die mir von jeher freundlich wohlgethan.
Wie lieb ist's, daß Ihr gleich des Blinden dachtet,
Und sanft mich leitet, wie Ihr sonst gepflegt.

Clara (neben seinen Stuhle.)

Zu hoch schlagt Ihr so kleine Dienste an!
Könnt' ich Euch Euer Augenlicht ersetzen,
Wie gern gäb' ich mein ganzes Leben hin,
Es bietet so der Freuden wenig mir.

Veit Stoß.

So leiht mir Euer Augenlicht, erzählet
Vom Kaiser Max, vom bunten Festzug mir.

Clara.

Da müßt Ihr Andre fragen, meinen Bruder,
Frau Agnes Dürer; ich war nicht dabei,

Ich habe nur von ſeltner Pracht gehört,
Und wie der Kaiſer Dürer'n hoch geehrt.

Veit Stoß.

Des Volkes Jubel ſcholl auch in mein Ohr!
Entzückt vernahm ich meines Kaiſers Lob',
Das frohe Jauchzen — (feierlich.) Unvergeſſen wird
Im Angedenken unſer Kaiſer leben,
Bis in die ſpäte, ferne, hell're Zeit!
Auch Dürer, Clara, bleibet unvergeſſen.

Scene 2.

Vorige. Veit Stoß.

Dürer (im Eintreten.)

Ich ſuche Euren Bruder, edle Jungfrau.

Clara

Geſchäfte halten ihn vom Hauſe fern,
Doch glaub' ich, daß er nicht mehr lange ſäumet.
Wenn Ihr verweilen wollt —

Dürer.

Nehmt meinen Dank!
Ich ſucht' ihn auf, um ihn mit fort zu nehmen
Hinaus ins Freie, weil mein Herz ſo voll —

Ihr ſtaunet, weil das ſonſt nicht meine Weiſe! —
Doch Freude macht geſellig und ſo will
Ich unter frohe Menſchen heute gehen.

(herzlich.)

Wir werden uns einander ſchon verſtehen.

Veit Stoß (aufſtehend.)

Wie lieb iſt mir's, daß Ihr ſo eben kommt,
Ich hätte ſonſt zu Euch mich führen laſſen.

Dürer (ehrerbietig.)

Zu mir? was wünſcht Ihr von mir, guter Vater?

Veit Stoß.

Euch warnen wollt' ich; Clara ſagte mir,
Wie jenen welſchen Meiſter ſie betroffen,
Als mit verruchter, frevelhafter Hand
Eu'r frommes Bild er hab' verderben wollen. —
Wer an ſo Heiligem ſich mag vergreifen,
Es zu entſtellen, kann noch Schlimm'res ſinnen.
Wahrt Euch vor dieſem Welſchen, Dürer, und
So lange er in Nürnbergs Mauern weilt,
Ergeht Euch einſam nicht, noch unbewehrt.

Dürer.

Das Alter macht Euch zu beſorgt, mein Vater.

Clara.

O, hört ihn, Dürer, höret meine Bitten.

Veit Stoß (dringend.)

Geht nicht allein, und geht nicht unbewehrt!
Bleibt heute hier, und wollet ihr das nicht,
So eilet unverweilt nach Eurem Hause,
Ich bitte, ich beſchwöre Euch darum! —
Mir ahnet Unheil! —

Clara (flehend.)

Dürer! — ich auch bitt' Euch.

Dürer.

Ich bitte Euch, daß Ihr nicht bitten wollt,
Denn weh' thut's, einen Wunſch Euch nicht erfüllen.
Mich treibt der Geiſt in's Freie heut' hinaus,
Ein neues, ſchönes Bild ſchwebt mir vor Augen.

Clara.

So geht, nun weiß ich es, nun hält Euch nichts!
Denn Eure Muſe gilt Euch mehr als ich,
Und nicht mit ihr will um den Sieg ich ſtreiten.
Doch bin ich werth Euch, weilet nicht zu lang,
Und denkt, daß meine Sorge Euch begleitet.

Dürer.

Dies weiß ich, Clara, werd' es wohl bedenken!
Lebt wohl! und Ihr, Veit Stoß, ſeid mir nicht bös.

(Er ſchüttelt Veit Stoß gutmüthig die Hand und geht.)

Clara.

Der eigne Mann, vergebens war mein Bitten.

Veit Stoß.

Der Himmel gebe, daß mein Ahnen trügt;
Forſcht heute noch nach ihm, dies rath' ich Euch!
Jetzt aber ſeid ſo gut und leitet mich
Hinab, denn auf der Stiege hör' ich Schritte,
Es iſt der Sachs, er will mich blinden Mann
Heut' wieder einmal in das Freie führen
Und unterwegs mit ſeinen bunten Sängen
Die lange Zeit gar anmuthreich verkürzen.

(Clara führt ihn ab.)

Verwandlung.

Scene 3.

(Die Hallerwieſe mit einem Wirthshauſe, im Vordergrunde rechts ein Tiſch und Seſſel, links ein Baum mit einer Rainbank.)

Leonhard Nunnenbeck, Peter Viſcher, Adam Kraft, Schönfelin, Hans Frey, Wohlgemuth, Bürger und **Gäſte** an Tiſchen trinkend.

Nunnenbeck.

(mit dem Becher klopfend.)

He Wirthin, gute Wirthin, fülle friſch
Die Becher uns, und, Freunde, angeſtoßen
Und ausgetrunken, hoch der Kaiſer Max!

(Alle anſtoßend und trinkend.)

Das klingt wie Glocken hell, es bleibt doch wahr:
Ein guter Wein iſt eine Gottesgabe.

Frey.

Gleichwie ein guter Fürſt 'ne ſolche iſt,
Ein mannlich, chriſtlicher!

Nunnenbeck.

Sehr wahr, mein Freund,
Doch was den Wein betrifft, da lob' ich mir
Den ungetauften, ächten heidniſchen,
Nicht, liebe dicke Wirthin?

Wirthin (zornig.)

Ich bin nicht Eure liebe, dicke Wirthin,
Noch irgend eines Menſchen dicke Wirthin.
Wollt Ihr die Ehr', die mir gebürt, mir weigern?
Mich necken? Seht doch an, das wär mir recht!

Nunnenbeck.

Und ich ſag' Dir, der Wein iſt ehrlich heidniſch,
Ein Feuergeiſt, voll Muth, als habe Bachus,
Der luſt'ge Gott, ihn ſelber uns kredenzt.
Neu Gulden geb' ich Dir für jeden Tropfen
Von Waſſer, den Du in dem Weine findeſt,
Du muntre Hebe!

Wirthin.

Gulden? Waſſer? Hebe?
Was ſoll das ſeyn, ich ſag' Euch, ſchweigt mir bald
Und kümmert Euch um Eure loſen Schwänke,
Die toller ſind als Meiſter Sachs ſie ſingt!

Scene 4.

Die Vorigen, Guglielmo kommt und ſetzt ſich mu-riſch in eine Ecke, nachher **Sachs**, welcher **Veit Stoß** geführt bringt.

Wirthin.

Willkommen, Herr, was iſt zu Euern Dienſten?

Guglielmo.

Ein Becher guten Weins, nur ſchnell damit!

(Die Wirthin geht, bringt ihm Wein, wofür er ihr ſtolz ein Geldſtück hinwirft.)

Wohlgemuth.

Da kommt Hans Sachs, er führt den blinden Stoß!

Peter Viſcher.

Das thut er gern, er iſt ein braver Mann,
Was auch die Meiſterſänger manchmal ſchwatzen.

Adam Kraft.

Und wird noch hoch berühmt einſt, denkt an mich!

Frey.

Willkommen, Meiſter Stoß, willkommen, Sachs.

Sachs.

Gegrüßt ſeyd Alle. (zu Veit Stoß.) Setzt Euch, hier iſt Schatten!

(Er führt Veit Stoß zu der Rasenbank, dieſer ſetzt ſich.)

He, Wein vom Beſten! Kommt der Dürer auch?

Wohlgemuth.

Wie könnt Ihr Dürer je im Wirthshaus ſuchen?

Viſcher (leiſe zu Wohlgemuth.)

Schweigt ſtill, Hans Frey vernimmt ja jedes Wort.

Wohlgemuth.

Nicht reuen ſoll mich's, wenn's dem Dürer nützte!

(Die Wirthin hat Sachs Wein gebracht, er reicht Veit Stoß einen Becher und trinkt.)

Sachs.

Auf Meiſter Dürers Wohl, er lebe hoch!

Alle.

Er lebe hoch!

Guglielmo (für ſich.)

Schon wieder Albrecht Dürer.

Sachs (mit Schaufelin anſtoßend.)

Alle Maler!

Schäufelin.

Und alle Meiſterſänger, Vivat hoch!

Nunnenbeck.

Auf, Schäuflin, ſingt ein Lied zu Dürers Ruhme.
Und alle Künſtler, die den Pinſel führen,
Den Meiſel und den Griffel, vivat hoch!

Schäufelin.

(nimmt die Laute und ſpielt und ſingt. die übrigen Perſonen fallen beim Chor ein.)

Rühmet hoch des Meiſters Werke,
Der den Pinſel führt gewandt,
Schaffen iſt des Mannes Stärke,
Edles bildet ſeine Hand.
Schüler, fürchtet keine Spötter,
Treuem Fleiße lacht das Glück,
Und des friſchen Lorbeers Blätter,
Spendet nicht der Augenblick.

Chor.

Ja, wir wollen rüſtig ſtreben,
Unſerm Meiſter nachzuleben.
Sind entflohen auch die Götter,
Wir beſchwören ſie zurück.

Schäufelin.

Hohe, herrliche Geſtalten
Malt uns oft die Fantaſie,
Sie mit Farben feſtzuhalten,
Ha, das iſt die ſchönſte Müh',
Drohen auch die Schickſal's Wetter,
Feſt ſteht reinen Künſtlers Glück,

Sind entflohen gleich die Götter,
Wir beſchwören ſie zurück.

Chor.

Ja, wir wollen rüſtig ſtreben
Unſerm Meiſter nachzuleben.
Sind entflohen auch die Götter,
Wir beſchwören ſie zurück.

Nunnenbeck.

Ihr ſangt ein ſchönes Lied zum Ruhm der Kunſt,
aßt, Meiſter Sachs, jetzt Euren Sang ertönen,
um Preis der Stadt, die Künſte hegt und pflegt.

Alle.

s, ſingt ein Lied!

Sachs (zu Schauflin.)

So gebt die Laute mir.

(Schauflin gibt ihm die Laute. Alle gruppiren ſich um Sachs.)

Sachs (beginnt.)

on allen Städten, die da ſeyn,
hm' ich Dich, liebes Nürnberg mein,
ganzen, großen, deutſchen Land
keine ſchön're Stadt noch fand,
allen Landen rings umher
t's keine Stadt, wie Nürnberg mehr,
rin ſo Biederſinn und Kraft,

Feine Sitte, Kunſt und Wiſſenſchaft,
Einträchtig blüht und Früchte trägt
Sich immerfort erſchaffend regt.
Gar herrlich biſt Du auferbaut,
O Nürnberg, wie mein Aug' Dich ſchaut.
Wie raget Deiner Thürme Pracht,
Geküßt vom Licht, wenn es erwacht,
Beſtralt von Sternen, wenn ſie zieh'n
Herauf im wunderbaren Glüh'n!
Die Thore Dein ſteh'n gaſtlich auf
Und Gäſte zieh'n herein zu Hauf.
Je mehr der Braven zieh'n herein,
Je mehr ſie ſoll'n willkommen ſeyn.
Kredenzt ſey jedem Ehrenmann
Der Labebecher, ſtoßet an.
Drauf bring' ich dieſen Becher aus:
Gott wahr' uns jedes chriſtlich' Haus,
Daß Nürnberg fröhlich blüh' und wachs',
Das wünſcht getreulich Euch Hans Sachs!

Frey.

Recht, Meiſter Sachs, ſo iſt es ſchön geſungen!

Veit Stoß.

Wenn ich Euch höre, wird mein Auge hell,

Und plötzlich tritt ein Bild vor meine Seele!

Nunnenbeck (mit Schäuflin anstoßend.)

Noch einmal, Euer Meister! — leert den Becher!

Schäuflin.

Ja leben soll mein Meister, frei und fröhlich!
War bin ich gegen Euch ein junger Bursch,
Noch unbekannt, doch lieb' ich meinen Meister,
Wie er vom Herzen Wohlgemuth verehrt!
Wenn er den Preis gewinnt — und das ist sicher,
So lad' ich Alle Euch hierher zum Wein.
Ihr, Meister Wohlgemuth, preis't Euern Schüler,
Ich meinen Meister, in dem edlen Dürer.

Wohlgemuth.

Mein Schüler hat mich mächtig übertroffen.

Peter Vischer.

Es sind auch Bilder aus Italien da,
Verdrießen sollt' mich's, wären sie die bessern!

Guglielmo (für sich.)

Verdammte Deutsche! nun, wir werden sehn!

Adam Kraft.

Daß sie die bessern sind, ist nicht gewiß,
Doch leicht ist's, daß man sie die bessern nennt.

Der Deutſche liebt's, das Fremde anzuſtaunen,
Für eigene Verdienſte blind zu ſeyn!

Peter Viſcher.

Doch unſer Kaiſer iſt ein deutſcher Fürſt,
Und haben denn die welſchen, liſt'gen Maler,
Die Dürer in Italien gern verſchwärzten,
Was ausgerichtet? Deutlich zeigten ſie,
Daß ſie des deutſchen Meiſters Kunſt gefürchtet.
Nur Raphael, bewußt ſich eig'ner Größe,
Hat fremde Größe freundlich anerkannt.
Ich meine doch, der Dürer wird der Sieger!

Veit Stoß.

Die ſchönſten Stiche Dürers ſtahl man ihm,
Dem Künſtler blieb die kalte Ehre blos,
An deren Tiſch noch keiner ſatt geworden,
Und manches Hauskreuz ward ihm auferlegt.
Die Mitwelt wird den Künſtler nie erkennen,
Die Nachwelt iſt der Prüfſtein ſeines Werth's,
Und Dürers Nachwelt ſeh' ich jetzt vor mir!

(Begeiſtert, er ſteht auf.)

Ich ſehe Nürnberg glänzend vor mir ſteh'n,
Es ſchmückt der Mai die Flur mit ſüßen Blüthen,
Die Stadt iſt alt und grau, doch ſo wie jetzt,

Nur andre Menſchen ziehen durch die Straſſen.
Was ſeh' ich dort? Im frohen Zuge wallt
Ein ganzes Volk nach Dürers Hauſe hin,
Sein Standbild ſeh' ich, hehr und königlich,
Als wär's ein Werk aus Peter Viſchers Stätte,
Und ſo, wie Kaiſer Max ihn heut' geehrt,
So ehrt ein König, Schützer aller Künſte,
Des großen Meiſters edles Angedenken.
Das Bild verſinkt, verglüht ſind dieſe Stralen,
Doch blieb' ein hold Gebild vor meinem Aug',
Es iſt die Kunſt, ſie blüht wie Maienhauch,
Und heilt des wunden Herzens bittre Qualen.
Mag Dürer hier im Leide untergeh'n,
Was ihm die Nachwelt beut, hab' ich geſeh'n!

Guglielmo (vor ſich.)
Verrückte Schwätzer!

Hans Frey (ſich ihm nahernd.)
Seyd gegrüßt uns, Herr!
Wollt Ihr ſo fern uns bleiben? —

Guglielmo (verdrießlich.)
Laßt mich immer!

Hans Frey (ſich von ihm wendend.)
Nun, wie Ihr wollt. Wer wird ſo unwirſch ſeyn!

Schäufelin.

Ich glaubt', mein Meiſter käme noch hieher,
Ich will ihn ſuchen gehen, lebet wohl!

(ab.)

Sachs (zu Veit Stoß.)

Schon dämmert's auf der Flur, ich leit' Euch heim.

(Beide ab.)

Nunnenbeck.

Laßt uns im Haus noch einen Becher leeren.

(mit den Uebrigen ins Haus.)

Guglielmo.

Wahnſinn'ge Thoren, die ich tief verachte!
Iſt dieſer Dürer denn ein Gott? ich hoffe,
Er wird fürwahr noch zu vernichten ſeyn.

(er ſtürzt fort.)

Die Wirthin (ihm nachblickend.)

Ein wunderlicher Mann! So ſind die Künſtler
Und die Poeten, Alles ſeltſam Volk,
Der Launen voll und drolligen Geberden.
Den Dürer nehm' ich aus, der weiß, was Sitte,
Iſt fern ſo wunderlichen Fantaſey'n,
Trägt ehrbar ſich und ſpricht fein mit den Leuten.
Der Sachs geht auch, ſein Dichten iſt zwar unnütz,

Doch ſeine Schuh' ſind gut. (lachend.) 'S iſt ſeltſam Volk

(Ab ins Haus.)

Verwandlung.

Die Zifſelgaſſe mit Dürers Hauſe, es iſt Nacht.

Scene 5.

Dürer kommt mit **Pirkhaimer** in Geſprach.

Dürer.

Nun gute Nacht, die Hausfrau hat ſonſt Sorge,
Weit trauter Freund, den Deinen meinen Gruß!

Pirkhaimer.

So lebe wohl, Du gehſt doch in Dein Haus?

Dürer (mit Laune.)

Natürlich. Meinſt Du wohl, ich möcht' noch tanzen,
Weil Alles heute ſich im Kreiſe dreht,
Und ich in Welſchland dieſe Kunſt geübt,
So daß ich traun! ein flinker Tänzer bin,
So wie mein Farbenreiber Maler iſt!

Pirkhaimer.

Nun, meine Frage kam aus treuem Herzen,
Leb' wohl, auf bald'ges, frohes Wiederſehn!

(Er geht ab.)

Scene 6.

Dürer, nachher Guglielmo.

Dürer.

Der liebſte, treu'ſte Freund ging jetzt von mir,
Doch freut mich's, daß er ging. Ich möchte gern
Im Dunkeln noch das Bild mir recht bedenken,
Das mir vor'm Auge ſchwebt!

(Er ſetzt ſich auf den Stein vor ſeinem Hauſe.)

Doch wunderſam,
Daß niemals ich auf dieſem Steine ruhe,
Ohn' meiner erſten Liebeszeit zu denken,
Denn an dem Stein ſah ich zuerſt ſie ſteh'n,
Und immer gehen hier mir Bilder auf,
So anmuthsvoll, wie ſonſt an keinem Orte!

Guglielmo (kommt)

Wie ſtill's ſchon iſt. In Dürers Haus kein Licht,
Nun, deſto heller wird es morgen ſtralen,
Wenn Kaiſer Max den Lorbeer ihm gereicht.
O könnt' ich ihn vernichten, ganz verderben,
Zwei Künſtler, ſo wie ich und er, das ſind
In einer Stadt, an einem Hof zu viel!

(Dürer erblickend.)

Da ſitzt er ja — ei guten Abend, Meiſter,
Ihr phantaſiert wohl, ſprecht mit Euerm Geiſte —

Dürer.

Mit meiner Muſe meint Ihr, ja ſo iſt's!

Guglielmo (höhnisch.)

Ich meine, mit dem kleinen, grauen Geiſte,
Der öfters Euch bei dunkler Nacht beſucht,
Und der Euch malen hilft —

Dürer.

Was ſoll dies heißen?

Guglielmo.

So denket Ihr, man wiſſe nichts davon,
Daß Ihr mit Zaubermacht die Bilder ſchaffet
Die aller Augen blenden? Eure Bilder
Zerſtäuben, wenn Ihr ſterbt, und Eure Seele
Die Ihr daran geſetzt, zur Hölle fährt!

Dürer (mit Würde.)

Ich bin ein Chriſt, und mal' in Gottes Namen,
Geſtärkt durch ſeine Kraft, für ſeine Tempel.
Kennt Ihr die Kunſt ſo wenig, daß Ihr meint,
Des Böſen Freundin ſey ſie, und Gefährtin?
O Meiſter, Meiſter, faſt bedaur' ich Euch!

Guglielmo.

Spart Euer Mitleid für Euch ſelbſt, zur Hölle
Mit Euch und Eurer Kunſt, die mich vernichtet!

Dürer.

Raſt Ihr? Ich ſah auch Bilder Eurer Hand,
Voll Farbenſchmelz, an Anmuth, Schöne reich.
Hat Euch dabei ein böſer Geiſt geholfen?
Wenn ich Euch ſpöttiſch alſo fragen wollte,
Was würdet Ihr hierauf erwidern? Sprecht!

Guglielmo.

Wollt Ihr mich höhnen, daß Ihr ſo mich preiſt
Und meine Bilder rühmt, Ihr deutſcher Künſtler?

Dürer.

Ihr ſeyd jetzt in ſo wunderlicher Stimmung,
Daß man am Beſten thut, nichts zu erwiedern!

Guglielmo (wüthend.)

Ich ſcheint' Euch nicht mehr einer Antwort würdig,
So habt es denn! —

(Er dringt mit dem Dolche auf ihn ein und verwundet Dürer in die Achſel.)

Dürer.

Entflieht, ich werde ſchweigen!
Nehmt Euren Dolch, ich höre Stimmen, eilt!

Guglielmo.

(Erſchaudt von ſeiner eignen That, entflieht.)

Dürer.

Wie wird ſo ſeltſam mir! (wankend.) Die Kräfte ſchwinden.

Scene 7.

Dürer, Clara, Schänfelin, kommen von der andern Seite herbei.

Schänfelin.

(Dürers Schwäche gewahrend.)

Mein Meiſter, Gott, was iſt hier vorgegangen?

Dürer.

Still, ſtill — mein Ungeſchick! nie darf erfahren
Ein menſchlich Weſen, was ſich hier begab!
(ſchwächer werdend.)
Wirſt Du, Schänflin, mir dies Geheimniß wahren?

Schänfelin.

Wir ſchweigen ewig, wie das ſtille Grab!

(Dürer ſinkt in Ohnmacht.)

Clara.

Er iſt erblaßt! O Gott, er ſtirbt, mein Albrecht!

(Indem ſie ſich bei ihm niederwirft, fällt der Vorhang.)

Ende des III. Actes.

Vierter Aufzug.

(Durers Atelier; im Vordergrunde ein Tiſch und ein Lehnſtuhl, an der Wand hangt eine Laute.)

Scene 1.

Dürer ſitzt im Lehnſtuhl, **Schäufelin** hält ihm ein Gemälde vor.

Dürer.

Ein ſchönes Bild! ich danke es dem Freunde,
Daß er es mir zur Anſicht zugeſendet. —
Guglielmo iſt ein Maler erſter Größe,
Und gern beſcheid' ich mich, wird ſein der Preis!
Laß ſchnell zurück es in den Saal jetzt bringen,
Eh' Kaiſer Max die Bilderſchau beginnt.
Du kannſt, da doch mein Urtheil etwas gilt,
Dem Pirkhaimer mit meinem Gruße ſagen:
Er mög' es ſtellen, daß der hohe Fürſt
Es ganz ſo ſchau'te, wie man's müßte ſehen.
Ich hätt' es ſehr gerühmet, ſag' ihm dies —
Er ſelber würd' den Werth des Bild's erkennen,
Wär' er parteyiſch nicht für mich geſinnt —

Er ſoll mich ehren, bitt' ich ihn, er ſoll's,
Indem er meinen Gegner und der Kunſt
Wie ſich's geziemt, Gerechtigkeit läßt werden.

(Schäufelin geht mit dem Bilde fort.)

Scene 2.

Dürer, dann Agnes.

Dürer.

Wie mag ein Künſtler doch ſo neidiſch ſeyn,
Ein ſolcher Maler! — Traun, es macht mich ſtolz,
Daß er durch ſeinen Neid und Haß mir zeigt,
Was für ein Maler Albrecht Dürer iſt.
Ich hätt' von ſolchem Neide nie geträumt,
Noch dacht' ich, ſolch ein Künſtler prieſe mich.

Agnes (tritt ein.)

Ach Albrecht, Unruh' treibet mich zu Dir,
In wen'gen Stunden iſt das Loos entſchieden,
Ich weiß im Voraus ſchon, es iſt mein Tod.

Dürer.

Sei ruhig, ſeltſam Weib, das Beſte iſt
Nichts hoffen oder fürchten, ſtill ertragen,
Was unſer Schickſal uns zu tragen gibt!

Getroſten Muthes fleißig vorwärts ſtreben,
Und reinen Herzens auf zum Himmel ſchau'n.

Agnes.

Und krank biſt Du! das wird Dich lange hindern
Zu malen. — Sag mir nur was Du gethan?
Wie kann ein Mann ſich alſo ſelbſt verletzen?

Dürer (lächelnd.)

Geſchehen iſt's, ich bitt' Dich, liebes Weib,
Sei ohne Sorgen drum und ſchweig' davon.

Agnes.

Zum Schweigen werd' ich immerdar verwieſen,
Ein Glück iſt's nur, daß ich noch ſehen kann!

(ſie geht ab.)

Dürer (ſeufzend.)

Welch Weib! — Begründet iſt's in der Natur:
Das Weib iſt Alles einzig aus ſich ſelbſt,
Und nicht zu ändern! Wie ſie einmal iſt,
So bleibt auch Agnes ſtets in ihrer Weiſe,
Ich will ſie laſſen, ganz für mich nur leben,
Der Kunſt und meines Herzens einz'ger Liebe.

Scene 3.

Dürer, Schäufelin.

Schäufelin.

Vollzogen, Meiſter, hab' ich Euern Auftrag!
Das ſoll ein Leben in der Veſte ſeyn,
Ein Schauen nach dem großen Bilderſaale,
Ein Flüſtern, Necken und Vermuthen? —

Dürer.

Glaub's.
Willſt Du nicht geh'n, dies alles anzuſeh'n?

Schäufelin.

Laßt lieber mich in Eurer Nähe bleiben,
Bangt mir doch ſelber jetzt vor der Entſcheidung.

Dürer.

So bleibe hier, mein treuer Schäufelin.

Schäufelin.

Mir iſt's, als dürft' ich nimmer Euch verlaſſen,
Seit der Gefahr, die Geſtern Euch umſchwebte,
Denn wenn auch ewig ſtumm mein Mund verſchweigt,
Was ſtill ich denke, dennoch iſt es wahr,
Daß Euch ein Feind heimtückiſch morden wollte.

Dürer.

Schäuflin! Schäuflin! Du wirſt mich noch erzürnen!

Ich ſagt' es Dir, es war mein Ungeſchick
Und ſoll — mein Wille iſt's, verſchwiegen bleiben.

Schäufelin.

Wenn Ihr's ſo wollt — doch ſeyd Ihr viel zu gut,
Mir dürfte Solches nimmermehr begegnen.

Dürer.

Schäuflin, wenn jeder immer klar verſtünde,
Was ſich in eines Andern Seele regt,
Er würde, glaub' es, Alles mild verzeih'n,
Denn Niemand thut das Bös' aus Luſt am Böſen, —
Aus Schwäche nur, aus Unverſtand und Irrthum.

Schäufelin.

Mein hoher Meiſter!

(faßt bewegt Dürers Hand.)

Dürer.

Still, ich höre Schritte.

Scene 4.

Guglielmo, die Vorigen.

Guglielmo.

(tritt mit geſenktem Haupte ein.)

Darf ich Euch grüßen, ohne Zeugen ſprechen,
Geſtattet Ihr es, Dürer?

Schänfelin (leiſe zu Dürer.)

Trau't ihm nicht
Ich bitt' Euch, laſſet mich nicht von der Stelle!

Dürer (mit Hoheit.)

Geh' Schäuflin, ich befehle es.

Schänfelin.

Ich flehe —

Dürer (feſt.)

Ich will es.

Schänfelin (für ſich.)

Nahe will ich dennoch bleiben.

(ab.)

Dürer (ſanft zu Guglielmo.)

Nun, Meiſter, ſprecht, was habt Ihr mir zu ſagen?

Guglielmo (in heftiger Bewegung.)

Ein großer Maler, Albrecht Dürer, ſeyd Ihr,
Weil Ihr ein reiner, edler, großer Menſch!
Beſchämt komm' ich, mein Unrecht zu bekennen,
Und bin von Euch der Nachſicht ſchon gewiß!
Seht, Dürer, nach dem Ruhme geht mein Streben,
Geehrt als Erſter meiner Kunſt leb' ich
Seit läng'rer Zeit an Kaiſer Maxens Hofe;
Die deutſchen Künſtler hatt' ich nie geachtet,

Noch ihre bunten, ſteifen Malerei'n,
Da hört' ich mächtig Euern Ruhm erſchallen,
Ich ſollt' Euch weichen, in des Kaiſers Augen
Der Zweite ſeyn —

Dürer.

Da ſeyd im Irrthum Ihr —

Guglielmo (fortfahrend.)

Noch kannt' ich Eure Kupferſtiche nur
Und fand ſie ſchön — Hier ſah ich Eure Bilder,
Beſtürzt, erſchrocken über ſolche Kunſt
Bei einem Deutſchen, fühlt' ich mich ſo klein,
Daß ich Euch neiden, alſo haſſen mußte.
Für Trug und Hochmuth hielt ich Euer Weſen,
Und Euern ſchlichten Sinn für Heuchelei.
Nicht Wahnſinn führte geſtern meine Hand;
Ihr ſchontet mich — Ihr ſchwiegt, dies dankt' ich Euch
Noch dieſen Morgen nur mit ſtillem Groll.
Da ging ich hin zur Veſte, and're Bilder
Sah' ich von Euch, die ich noch nicht geſchaut,
Und die Madonna, immer neu und herrlich!
Und hingeriſſen von ſo hoher Kunſt
Ward Neid und Haß in mir. — Bewunderung

Dürer (reicht ihm die Hand.)

Seht, Guglielmo, ächte Kunst erhebt,
Daß Ihr ein großer Maler seyd, erkenn' ich.

Guglielmo.

Dies hab ich heut vom Kaiser selbst vernommen,
Ihr habt verstanden mich und anerkannt,
So manche Schönheit meines Bildes Gestern
Im traulichen Gespräche Eurem Freunde,
Dem Pirkhaimer, gar freundlich noch erklärt.

Dürer (herzlich.)

Wie sollt' ich mich am Schönen nicht erfreuen?
In Manchem seyd Ihr, traun! mir überlegen,
Doch eins, so scheint mir, mangelt Euern Bildern,
Und über dies möcht' ich mit Euch nur sprechen.

Guglielmo.

O sprecht, ich werde jedes Eurer Worte,
Wie meines guten Engels Stimme hören.

Dürer.

Der Maler muß nicht nur das Irdisch-Schöne,
Das Reizende des äußern Menschen malen,
Er muß das Göttliche im Menschen suchen,
Und es verklärt in seinem Bilde zeigen! —
Bisher ging Euer Streben nach dem Ruhme,

Strebt rein nur nach der Kunſt dann werdet Ihr
Ganz unbewußt das hoch erhabne malen.

Guglielmo.

Ihr leſet in der tiefſten Menſchenbruſt!
In Deutſchland kann ich nimmer heimiſch werden,
Ich ſehne nach Italien mich zurück!
Verlaſſen will ich heut' noch dieſe Stadt,
Doch ohne Rührung ohne Nutzen nicht.
Geſeh'n hab' ich den erſten, deutſchen Maler,
In ſeiner ganzen Würde ihn erkannt.
Ich will forthin mit reinen Sinne ſtreben,
Hier, Meiſter Dürer, nehmet meine Hand.
Darf ich von ferne her ein Bild Euch ſenden?

(Er reicht Dürer die Hand und ſieht ihn bewegt an.)

Dürer.

Empfangen werd' ich's, wie aus Bruders Händen.
Begegnen wir uns nie auf unſern Wegen:
Nehmt jetzt mein Lebewohl und meinen Segen.

(Beide umarmen einander. **Guglielmo** ſtürzt fort.)

Dürer (ſieht ihm bewegt nach.)

Dies wird gewiß ein wack'rer Künſtler werden.

Scene 5.

Clara. Dürer.

Clara.

Ich komme jetzt, Euch Lebewohl zu ſagen,
Geendet hat die Baſe dieſe Nacht,
Drum will ich dieſe Stadt nun ſtill verlaſſen;
Ich werde nie hierher zurücke kehren.

Dürer (kämerlich.)

So ſoll ich Euch zum Leztenmale ſehen?

Clara.

Gefaßt, ſo hoff' ich, werdet Ihr es tragen!
Guglielmo kam von Euch, ſein Angeſicht
War wie verklärt, und ſeine Augen ſtralten.
Was ſich begeben hat, ich ahne es,
Und wer, wie Ihr, ſelbſt ſeine Feinde liebt,
Der ſteht zu hoch, als daß ihn Unglück treffe.
Zum Leztenmal ſeh'n wir uns hier — doch Jenſeits
Hoff' ich Euch wieder, ſo wie hier zu finden,
Und ungetrennt dann ſtets Euch nah' zu bleiben.

Dürer.

Es muß ſeyn! — Clara, nur noch einmal laßt
In Euer Anſchau'n einzig mich verſenken,

Mir Eure Züge ewig zu bewahren!
Und nun nehmt meines Herzens heißen Dank,
Für Eure reine, edle, treue Liebe,
Für Euer schönes unvergleichlich Selbst!
Ihr war't die holde Muse meines Lebens,
Ihr bleibet sie! Was schön und herrlich ist,
Ist mir vereint in Euerm Bild erschienen.

Clara.

O Dürer! dieser Glaube macht mich reich,
Ihn nehm' ich mit mir und in stiller Zelle
Prangt Königsglanz, denn Euer liebes Bild
Strahlt mir auch da, umweht von Engelsmilde.
Hätt' ich auch lang' in dieser Welt gelebt,
Genossen alle Reize, die sie bietet,
Ich wäre dennoch arm, recht arm geblieben,
Wär' Eure Liebe nicht mein Theil geworden.
Das Köstlichste, was diese Erde hat,
Ist mein, hab' ich ganz heimlich mir geborgen!
Es ist die Liebe meines hohen Meisters!
Und wer in seiner stillen, dunkeln Zelle
Den schönsten, reichsten Schatz besitzt, der fragt
Nicht mehr nach dem, was in den Sälen flimmert.
Mag Agnes sich an Euerm Schutz erfreu'n,

Geehrt als Albrecht Dürers Hausfrau leben, —
Das beß're Theil hab' ich erwählt.

(Sie will gehn.)

Dürer.

Lebt wohl,
Laßt mich noch einmal Eure Hand erfassen!

Clara (ihm die Hand reichend.)

Lebt wohl, und möge unverwelkt der Kranz
Des Ruhmes sich um Eure Schläfe winden.

Dürer.

Wird mir ein Kranz, will ich Dich zu mir träumen,
Von Dir allein kann ich den Kranz empfangen,
Um ihn, Du Reine, Dir zurück zu geben.
Du bist als Morgenstern mir aufgegangen,
Du hast geleuchtet mir durch's ganze Leben.
Ja, alle meine Bilder, hehr und rein,
Sind Deines holden Wesens Wiederschein.
Getreu die Muse jedem Künstler bliebe,
Blieb' er getreu der ersten, reinen Liebe.
Erfüllt dein Wunsch sich, denkt die Nachwelt mein, —
Dann flechte sie in meinen Lorbeerkranz
Die holde Lilie, und ihr süßer Glanz
Wird dann das Bild von Dir, o Clara, seyn.

Clara.

O, Dürer, wie mich Euer Wort erhebt!

Dürer.

Weilt noch, erfüllt noch eine Bitte mir!

Clara.

Mein Leben, Dürer, wenn Ihr es begehrt.

Dürer.

(nimmt ein kleines Bild von einem Tiſche.)

Dies Bild hab' ich — gedenkend Dein — gemalt,
Ein Engel iſt's mit einer Lilienblüthe,
Wollt Ihr es mit in Eure Zelle nehmen,
Daß es Euch jeden Morgen von mir grüße?

Clara.

Den reinen Schmuck darf auch die Nonne haben,
Dies Bild ſoll meine Einſamkeit erhellen
Und im Gebete will ich Eurer denken,
Wenn Andacht vor dem Bild mich niederwirft!

(Sie zieht einen Ring vom Finger.)

Nehm't hier von mir den Ring; wie dieſes Gold
So ſchlicht und ächt, iſt meine treue Liebe.
Als Eure Hausfrau durft' ich ihn nicht tragen,
Die Nonne ſoll nicht Goldes Schimmer ſchmücken,
Drum nehmt den Ring zu meinem Angedenken.

(Sie reicht ihm den Ring.)

Das letzte Ird'sche iſt nun abgeſtreift!
Lebt wohl! —

(mit unterdrückter Stimme.)

Auf ewig wohl! —

Dürer.

Auf ewig wohl.

(er führt Clara bis an die Thüre. Sie reicht ihm nochmals die Hand und geht ab.)

Scene 6.

Dürer (allein.)

Ich ſeh' ſie nie mehr! — Einſam ſteh' ich nun!
Die letzte Hoffnung ſtarb, und tief verborgen
Soll ſtreng bewacht ſie ſtill im Herzen ruh'n.

(Er lehnt ſich an das geöffnete Fenſter; leiſes Abendgeläute.)

Die Sonne ſcheidet, wie ſie glühend ſinkt,
Regt Abendhauch gar mild die duft'gen Schwingen,
Harmoniſch hold die Vesperglocken klingen,
Und einſam, hoch, der Stern der Liebe blinkt.

(in Erinnerung verſenkt.)

Ich träumt' als Jüngling von der Liebe Glück,
Und heiße Lieb' iſt in der Bruſt geblieben
Durch's ganze Leben, hat mich mild' getragen
Hoch über Leid, das meine Seele füllt,

Und unverblichen blieb in mir das Bild
Von den entzückend ſchönen Maientagen!

(düſter langſam durch das Gemach ſchreitend.)

Kann ich das Weib, das niemals mich erkennt,
Kann ich es lieben, ihm vertrau'n, es ehren,
Indeß im Herzen Lieb zu Clara brennt?
Und dennoch muß ich der Empfindung wehren,
Der einzigen Empfindung, die mein Leben
Zu einem höhern, ſchönern konnt' erheben!

(bewegt.)

Sirenungen hab' ich, habe ſchwer gekämpft,
Stumm trug ich meine namenloſen Schmerzen,
Doch immer drängte ſich das Herz zum Herzen
Und niemals ward die innre Gluth gedämpft.
Du treues Herz, das bald der Schleier hüllt,
Du wirſt auch in der Zelle für mich ſchlagen,
Und Blumendüfte werden ſüß und mild
Von Dir zu mir der Liebe Grüße tragen.

(nach einer Pauſe.)

Vielleicht iſt mir, aus meines Herzens Leid,
Der Stern der Kunſt hellſtralend aufgegangen,
Zwei Kränze werden Keinem dargereicht,
Es will der Ruhm nicht bei der Liebe prangen.

Dir, heil'ge Kunſt, will ich mich ganz ergeben,
Du ſollſt hinfort die einz'ge Liebe ſeyn,
Dich zu erreichen, das ſey feſt und rein
Hinfort mein einziges und ernſtes Streben!
Der Liebe Blumen ſollt' ich nicht erringen,
Zum Künſtler ſchuf Natur mich, ich wills ſeyn!
Und wenn ich weiter geh' auf dieſer Bahn,
Steh ich zu hoch, als daß man mich beweine;
Schlaf' ich, bedecket ſtill vom Leichenſteine,
Dann lächeln Manchen meine Bilder an,
Doch keines wird der fernen Nachwelt ſagen,
Welch' tiefes Leid ich in der Bruſt getragen!

Scene 7.

Dürer, Schönfelin kommt.

Dürer.

Willkommen mir! Sing' mir mein Lieblingslied,
Es ſoll mich tröſten, in den Schlaf mich wiegen,
Denn müd' bin ich von dieſer Stunden Qual!

Schönfelin (nimmt die Laute und ſingt.)

Mein ganzes Herz wollt' ich Dir geben
Voll zarterr Liebe treu und rein,

Es ſollte durch Dein ganzes Leben,
Dein Eigenthum voll Treue ſeyn!

Doch, ach! ich darf es Dir nicht ſchenken,
Und weil Dich's ſtets beim Namen rief,
Hab' ich's, das kann Dich ja nicht kränken,
Im Innerſten begraben tief.

Ja, ſtill, ganz ſtill hab' ich's verborgen,
Mit ſtrengem Blick wird es bewacht,
Damit es nicht am nächſten Morgen
Voll heißer Lieb zu Dir erwacht.

(Dürer iſt während des Geſanges eingeſchlafen. Schönkin ſteht leiſe auf und entfernt ſich mit den Worten.)

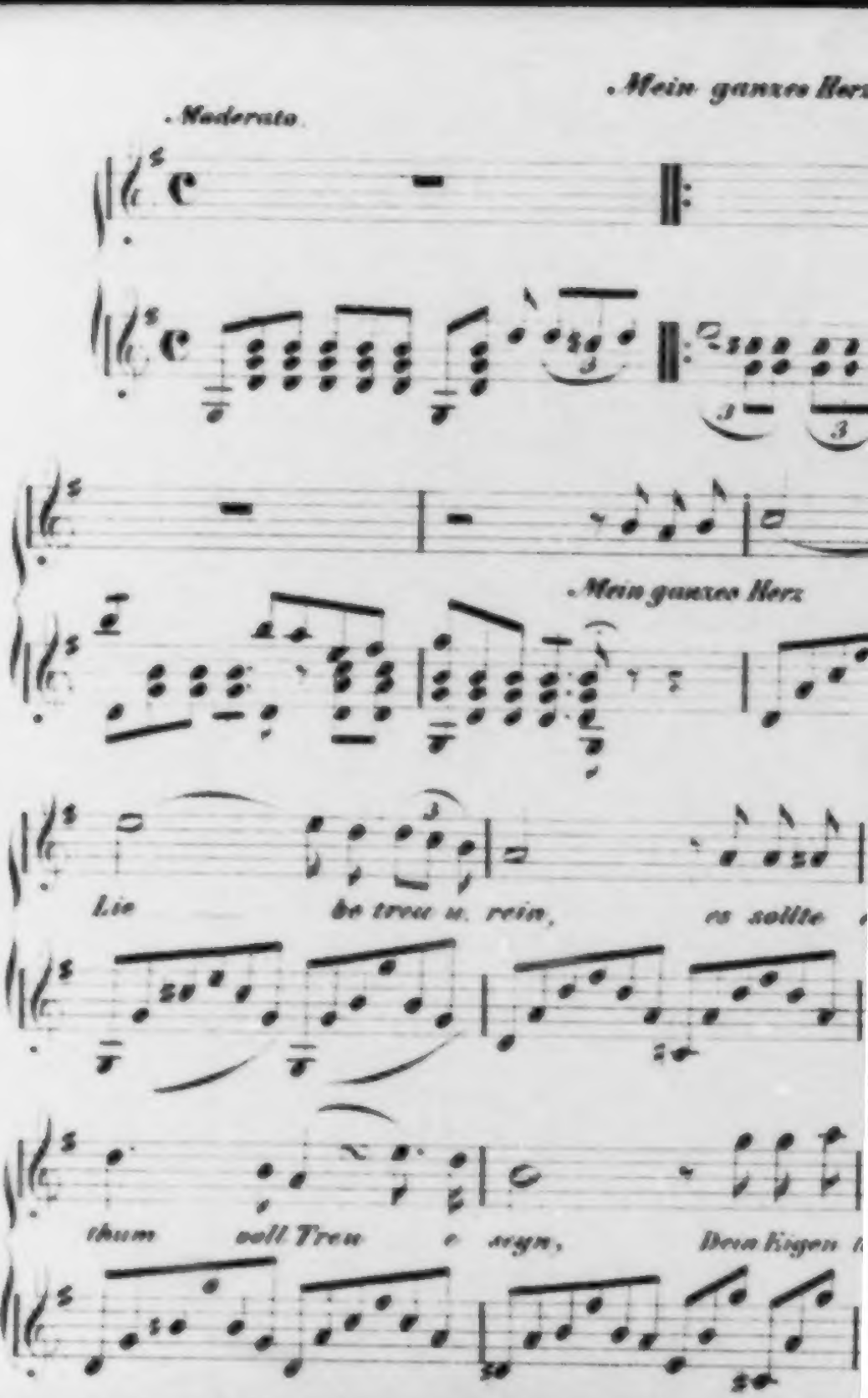
Er träume ſanft! —

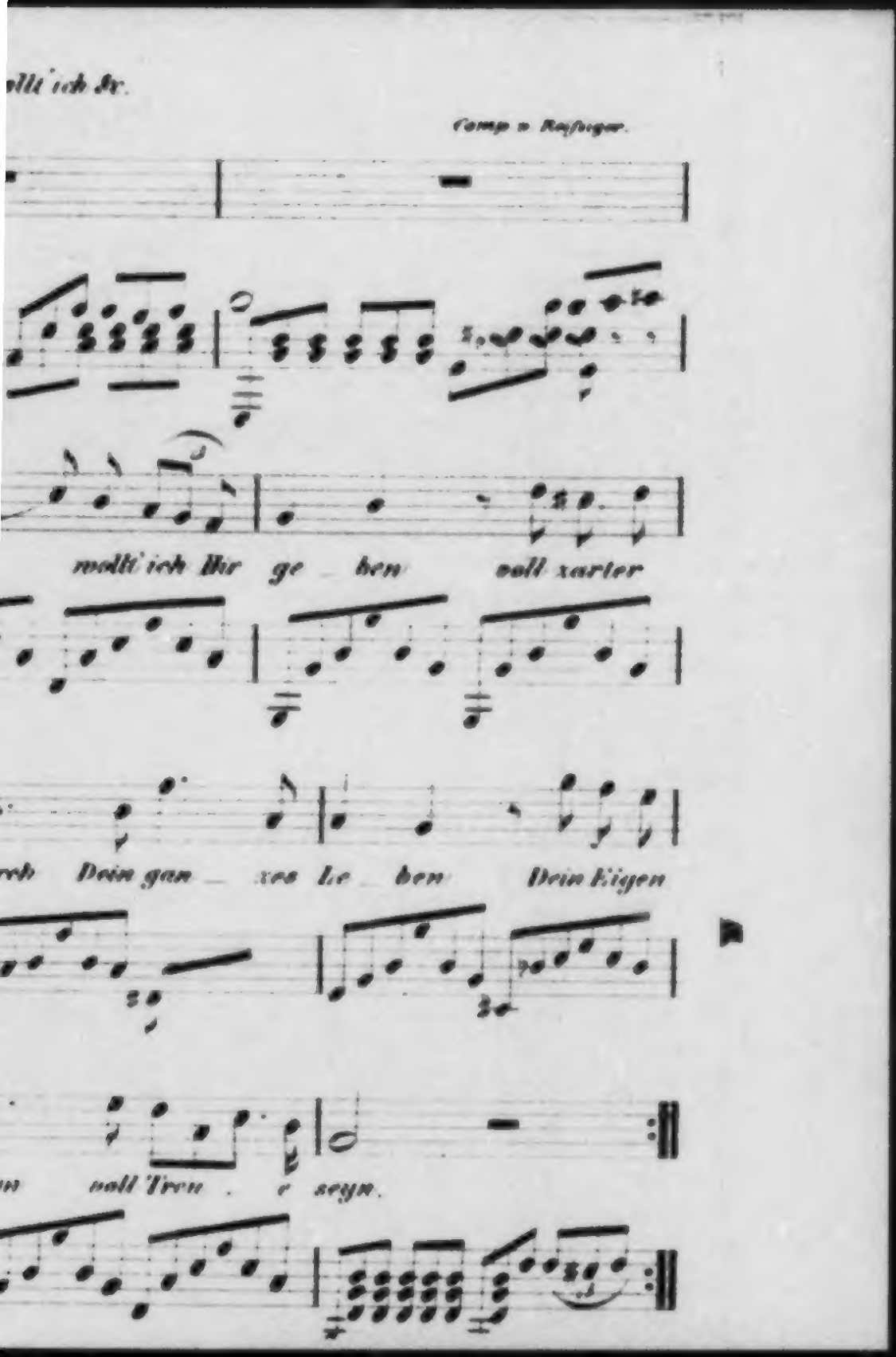
(Wolken ſinken herab und ſteigen wieder auf. Im Hintergrunde ſieht man den Dürer-Platz zu Nürnberg. Das Standbild Dürer's ſteht da, umglänzt vom Sonnenlichte, die neun Muſen umgeben es. Clara, als Muſe gekleidet, tritt unter den Uebrigen hervor und bekränzt mit einem Lorbeerkranze das Haupt der Statue, ſanfte Muſik ertönt.)

Dürer (im Traume.)

Was ſeh' ich? Ha, mein Bild bekränzt von Clara,
Mit Lorbeerreis, o welch' ein Augenblick!

(Das Bild verſchwindet, er erwacht.)


Mein ganzes Herz
Moderato
Mein ganzes Herz
Lie
be treu u. rein,
thum
voll Treu
sagn,


ollt' ich Ihr.
Comp. v. Reissiger.
wollt' ich Ihr ge _ ben voll zarter
rch Dein gan _ zes Le _ ben Dein Eigen
n voll Treu . e seyn.

Welch' wunderbarer, ſel'ger Traum!

Schäufelin.

(tritt ein, des Kaiſers Ankunft zu melden.)

Mein Meiſter —

(Dürer betrachtend.)

Was habt Ihr doch? Verklärt iſt Euer Antlitz,

(Muſik und Jubelruf hinter der Scene.)

Es lebe Kaiſer Max!

Dürer.

Der Kaiſer hier?

Letzte Scene.

Kaiſer Max, Gefolge, Pirkhaimer, Pfinzing, Frey, Hans Sachs, Frau Agnes treten ein.

(Dürer verbeugt ſich tief vor dem Kaiſer.)

Kaiſer.

Verſagen kann ich mir es nicht, den Künſtler
In ſeiner Werkſtatt ſelber aufzuſuchen,
Zu ſehn den Raum, in welchem er das ſchafft,
Was ringsumher die weite Welt entzückt!

Dürer.

So hohe Gnade, kaiſerlicher Herr,
Hätt' ich zu träumen nicht gewagt —

Kaiſer.

Du haſt geſiegt.
Das ſchönſte aller Bilder iſt das Deine,

(Er winkt, ein Page bringt auf einem Kiſſen einen Kranz zu Hans Sachs, welcher ihn nimmt und auf Dürers Haupt ſetzt.)

Kaiſer.

Den Kranz empfange aus des Dichters Hand,
Der ſelbſt den Lorbeer einſt erringen wird.

Sachs.

Entzückt bekrön' ich Dich, Du Malerkönig.

(Agnes, Frey, Schauflin, Pirkheimer blicken einander entzückt an.)

Kaiſer.

Leb' lange noch, beglückt durch edles Streben,
Zur Zierde für die Stadt, das deutſche Land!
Was auch für Maler nach Dir kommen mögen,
An Kunſt und Anmuth reich, Du bleibeſt doch
Am Himmel deutſcher Kunſt, der vor Dir dunkel,
Des neuen Tages erſter Morgenſtral!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des Stücks.

Kurze biographiſche Notizen

über

die in dieſem Drama handelnden, hiſtoriſchen Perſonen.

Maximilian I., der ritterliche Kaiſer, ein hoher Freund der Wiſſenſchaften und Kunſte, war der Sohn Kaiſers Friedrich III., wurde am 22. März 1459 geboren, am 16. Februar 1486 zum römiſchen König erwählt, am 9. April deſſelben Jahres zu Aachen gekrönt und ſtarb am 12. Januar 1519.

Georg von Frondsberg, Feldhauptmann unter Maximilian I. und Karl V., der ſich beſonders 1525 in der Schlacht bei Pavia auszeichnete, war am 24. September 1473 zu Mindelheim geboren, wo er auch am 20. Auguſt 1528, arm und verlaſſen ſtarb.

Melchior Pfinzing, durch ſeine Ueberarbeitung und weitere Ausführung des Theuerdanks berühmt, wurde 1481 am 21. November geboren, 1513 Probſt bei St. Sebald, und ſtarb 1535 am 24. November zu Mainz.

Veit Stoß, Bildſchnitzer und Kupferſtecher, wurde 1438 zu Krakau geboren, kam 1496 nach Nürnberg, und ſtarb dort in hohem Alter 1533. Eines ſeiner Meiſterwerke iſt der engliſche Gruß in der St. Lorenzkirche.

Hans Sachs, der größte deutſche Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts und einer der fruchtbarſten überhaupt, war ſeines Handwerks ein Schuhmacher, wurde am 5. November 1494 geboren und ſtarb am 20. Januar 1576.

Peter Viſcher, der Rothſchmied, weltbekannt durch das von ihm und ſeinen Söhnen gegoſſene Grabmahl des heiligen Sebaldus, wurde 1460 geboren und ſtarb am 7. Januar 1529.

Michael Wohlgemuth, Albrecht Durer's Lehrmeiſter, wurde 1434 zu Nürnberg geboren und ſtarb am 30. November 1519.

Leonhard Nunnenbeck war ein Leinweber und Hans Sachſens Lehrmeiſter in der Meiſterſangerkunſt. Nähere Umſtände von ſeinem Leben ſind nicht bekannt.

*Albrecht Durer, in allen Zweigen der Künſte ein

* Bei der im Publikum ſtattfindenden allgemeinen Kenntniß des Durer'ſchen Lebens hielten wir eine ausführlichere Notiz für überflüſſig; dem geehrten Leſer, der jedoch ſolche wünſcht,

Meiſter, wurde am 21. Mai 1471 geboren und ſtarb am 6. April 1528.

Agnes Dürerin war die Tochter des Mechanikus Hans Frey, wurde am 7. Juli 1494 mit Dürer vermählt und ſtarb am 28. Dezember 1539.

Hans Frey, ein geſchickter Mechanikus und Harfenſpieler, Dürers Schwiegervater, ſtarb am 21. November 1523.

Willibald Pirkheimer, Dürer's Herzensfreund, in den Künſten des Friedens und Krieges gleich groß, wurde am 5. Dezember 1470 zu Eichſtadt geboren und ſtarb am 22. Dezember 1530.

Hans Schaufelin, Maler und Formſchneider, Durer's Schuler, wurde 1492 zu Nurnberg geboren, ging ſpäter nach Nordlingen und ſtarb daſelbſt 1540.

---

verweiſen wir auf die ſo eben hier erſchienene biographiſche Skizze über Durer, von Herrn Dr. M. W. Mayer, deſſen Gefälligkeit wir auch dieſe Notizen verdanken.

Die Verlagshandlung.

Notiz zu den artistischen Beigaben.

1. Umschlag. Auf der Vorderseite zeigt sich Durer's Monogramm, unter demselben links sein Familienwappen, rechts das, der im Stück behandelten Sage nach, ihm vom Kaiser verliehene Wappen; auf der Rückseite zeigen sich die drei Wappen der Stadt Nürnberg.
2. Titelkupfer. Getreue Abbildung des von Rauch in Berlin modellirten, von Burgschmiet in Nürnberg in Erz gegossenen Standbildes Durer's, auf dem Albrechtdurersplatz in Nürnberg, feyerlich enthüllt am 21. Mai 1840.
3. Musikbeilage. Composition des Liedes in 4tem Akt, von Capellmeister Reissiger in Dresden.
4. Durer's Haus, in der sonstigen Zisel- jetzt nach ihm benannten Gasse am Thiergärtnerthor, jetziges Gesellschaftslokal des Albrecht Durer-Vereins.
5. Durer's Grab auf St. Johannis-Kirchhof.

II.

Die Erscheinung.

Wolfgang war der Sohn des verstorbenen Försters Wolfgang Stern. Der alte Stern war ein kräftiger, humoristischer Mann, welcher im Kriege tapfer mitgekämpft hätte und Nichts mehr liebte, als den Krieg und ein abenteuerliches und bewegtes Leben. Seine Mutter war eine stille, sanfte Frau, für den Förster wie geschaffen, und deßhalb war ihre Ehe eine glückliche, in welcher es nie Streit gab. Wolfgang war das einzige Kind, die Wirthschaft nicht groß und Frau Stern behielt Zeit genug übrig, ihrem Lieblingshange zu folgen und Romane zu lesen. Sie wurde darin von einer alten Base unterstützt, die eine lebendige Chronik ausmachte und stark im Lesen und guten Erzählen von allerhand seltsamen und

mährchenhaften Geschichten war. Um ein unterhaltendes Buch zu erlangen, wäre sie meilenweit gelaufen, und das Geld, welches sonst alte Jungfern dieses Standes auf Schooßhunde und Schnupftabak verwenden, ließ sie dem Buchhändler und dem Leihbibliothekar zufließen.

Wenn der Förster durch Berufsgeschäfte entfernt war, saßen Frau Stern und die damals fünfzigjährige Base beisammen und Eine las der Anderen die interessanten Ritterromane, Sagen und Mährlein vor, die sie erhalten hatten, dabei kochte Frau Stern am Kamine, mit lauschendem Ohre nach der Base gewendet, den besten Kaffee viele Stunden in der Runde, und wenn der Kaffee auf dem Tische stand, ergriff Frau Stern das Buch und Base Gertraud die Nadel, und nun las die Mutter zum Entzücken des kleinen Wolfgang. Als Wolfgang älter wurde, las er den ganzen Tag, und wenn der Förster darüber zürnte, sagte Base Gertraud: „Vetter, gönne ihm doch dieses unschuldige Vergnügen und lasse ihn in Ruhe lesen, sein Geist bildet sich, und die Neigung zum Lesen wird ihn später vom Tanzplatze und Kartentische fern halten."

„Nun so mag er meinetwegen lesen, aber

Alb. Dürers Haus.

Die Unbekannte.

Aus den Papieren einer Fürstin

von

einem Unbekannten,
Verfasser der Geheimnisse der vornehmen Welt in Wien, Prag und Pesth.

Zwei Bände.

Erster Band.

Leipzig und Meissen,
Verlag von Friedrich Wilhelm Goedsche.
1846.

Gesch. Freiexemplar

Vorrede.

Vorreden werden nicht häufig gelesen, zuweilen aber doch, und so soll denn auch dieses Buch eine Vorrede haben, damit der Leser nur die Ansprüche an dasselbe macht, zu welchen ihn der Verfasser in der Vorrede berechtigt.

Das Buch, welches hier in der Form eines Romanes erscheint, erzählt weder große Weltbegebenheiten, noch bunte, phantastische Abenteuer; es enthält die Geschichte, oder richtiger gesagt: einen Abschnitt aus der Lebensgeschichte einer vornehmen Frau, deren Namen zu nennen vielleicht erst im künftigen Jahrhunderte erlaubt sein wird. Es theilt auch Züge aus der einfachen Geschichte

eines jungen Dichters mit, welcher zu verſchiedenen Malen in Berührung mit jener Frau kam und durch einen Zufall in den Beſitz ihres Geheimniſſes. Die Namen zu nennen verbietet ihm ein feierlicher Schwur; aber die Veränderung der Namen, der Perſonen und Orte ausgenommeu, iſt Alles einfach der Wahrheit nach erzählt.

Vermuthungen zu hegen, iſt Jedem unbenommen. Viele darunter werden freilich irrig ſein; möglich iſt es aber doch, daß *ein* Leſer dem Geheimniſſe auf die Spur kommt.

Geſchrieben zu Paris im Mai 1845.

Die Unbekannte.

Erster Band.

I.

Eine Dame.

An einem trüben Herbſtabende ſaß der Prediger eines deutſchen Dorfes, an der Grenze von Frankreich, mit ſeiner jungen und hübſchen Schweſter und deren Verlobten einem Jägersmann am Kamine, vertieft in allerlei intereſſante Geſpräche.

Der Pfarrer rauchte behaglich ſeine Pfeife. Thereſe bereitete den Thee, und Wolfgang, der Jäger, blickte von Zeit zu Zeit mit Liebe auf ſeine Braut, die ihn ſtatt der Antwort hold anlächelte.

„Ich muß geſtehen," ſagte der Pfarrer und blies dichte, blaue Wolken vor ſich hin, „daß ich einen einſamen Abend mit Euch im traulichen Geſpräche dem glänzendſten Feſte vorziehe. Als ich noch Hofmeiſter war bei den Söhnen des Grafen Brückenau, welcher ſich mehrere Winter

in Dresden aufhielt, ward ich zu all den glänzenden Gesellschaften gezogen, die von der Frau Gräfin gegeben wurden, ich muß aber sagen, ich empfand oft die herzlichste Langeweile."

„Und ich, Bruder," erwiderte Therese, „kann das gar nicht begreifen, wie man an den Vergnügungen der großen Welt, an den Sehenswürdigkeiten einer schönen Residenz keine Freude finden kann. Ich mögte nur ein einziges Mal im Schauspielhause sein, eine große Oper hören und den König mit seinem Hofstaate sehn."

„So seid Ihr Frauen," entgegnete mit leichtem Spott der Prediger, „immer schaulustig. Als ich in Dresden lebte, war eben die Prinzessin Josepha von Sachsen mit dem Könige von Spanien verlobt, und außer den Hoffesten fanden auch andre statt, bei welchem der Mittelstand Zutritt fand, aber ich habe von Alle dem Nichts gesehn und nur von Herzen die arme Prinzessin bedauert, die, fast noch ein Kind, ihre Heimath, ihre Familie verlassen mußte, um eine schimmernde Krone zu tragen und eines Mannes Gemahlin zu sein, den sie nie gesehn hatte."

Ein heftiger Windstoß riß das Fenster auf und trieb Kälte und Regen in das Gemach.

Wolfgang ging schnell, es zu schließen, blickte jedoch vorher auf die Straße und rief: „ein abscheuliches Herbstwetter, als wenn der wilde Jäger im Anzuge wäre. Aber dort bewegen sich Lichter nach unsrem Hause zu, ein Wagen mit Laternen kommt, ich erkenne ungeachtet der Dunkelheit vier Pferde. Wer kommt wohl jetzt in der Nacht zu uns, Obdach zu suchen?“

„Vielleicht fährt der Wagen vorüber,“ sagte der Pfarrer, der, obgleich ungemein gutmüthig gegen Arme, hier die Belästigung vornehmer Leute fürchtete.

„Ach kämen die Fremden nur,“ sagte halblaut Therese, „die brächten doch einige Abwechselung in unser einförmiges Leben.“

Schon wurde das Rollen des Wagens hörbarer, und die knallende Peitsche des Kutschers, der die müden Pferde durch den morastigen Weg trieb. Jetzt hielt der Wagen, die Hausklingel wurde gezogen und ehe der Pfarrer seine Pfeife bei Seite gelegt und Therese ihr gescheiteltes Haar glatt gestrichen hatte, hatte die alte Magd die Hausthüre geöffnet, Tritte wurden auf der Stiege hörbar und herein trat ein junger fein gekleideter, vornehm aussehender Mann, welcher ver-

bindlich grüßte und im geläufigen Französisch zu dem Pfarrer sagte: „Entschuldigen Sie diesen Ueberfall, mein Herr, ich bitte nur für eine einzige Nacht um ein Obdach für eine kranke, von den Mühen der Reise erschöpfte Dame. Das Gasthaus des Dorfes ist kein Aufenthalt für sie, und unsre Dankbarkeit —"

„Ich bitte mein Haus für Ihr Eigenthum anzusehn," unterbrach ihn höflich der Prediger. „Das Gastzimmer ist immer bereit und meine Schwester wird mit Vergnügen zur Hand sein, der Dame beizustehn."

Therese wartete das Ende des Satzes nicht ab, rasch eilte sie aus dem Zimmer und trat an den Wagen, in welchem eine dicht verschleierte Dame ruhte. Auf dem Rücksitze saß eine Dienerin, blaß und erschöpft.

„Erlauben Sie mir, Ihnen im Namen meines Bruders dies Haus anzubieten," sagte Therese, ihr Französisch zusammen suchend, denn obgleich an der Grenze wohnhaft, sprach sie es doch nicht geläufig, da sie tiefer in Deutschland geboren und erzogen war.

Die Dame nickte vornehm mit dem Kopfe und sagte, als Therese unthätig am Wagen ste-

hen blieb: „Warum wird die Wagenthüre nicht geöffnet?“

Thereſe öffnete ſie raſch und wollte eben der Dame beim Ausſteigen behülflich ſein, als der Fremde an den Wagen trat, die junge Wirthin ſanft zurück ſchob und der Dame die Hand bot, welche ſie in einer Weiſe annahm, als ob er ihr Diener ſei.

„Ich hoffe, gnädigſte Frau, dies Nachtquartier wird beſſer ſein als das vorige,“ ſagte der Fremde in ehrerbietigem Tone.

„Gut, Graf Eugenio,“ entgegnete die Dame und ging in das Haus. An der Stiege bewillkommte ſie der Hausherr und führte ſie in das ſaubere geräumige Gaſtzimmer, in welchem die Magd eben Feuer angezündet hatte. Die alte Kammerfrau folgte ſchweigend und ſtellte ſich in einiger Entfernung hin, die Befehle ihrer Gebieterin zu erwarten.

„Ich will eine Minute mit dem Grafen allein ſein,“ ſagte die Dame. Der Pfarrer, die Kammerfrau und die Magd entfernten ſich, Erſterer ging in ſein Zimmer, Letztere in die Küche, die Kammerfrau blieb vor der Thüre des Gaſtzimmers ſtehen.

„Graf," sagte jetzt die Dame, indem sie den Schleier zurückschlug und ihre Augen fest auf denselben richtete, „Sie sehen, ich bin jetzt auf Deutschem Boden, ich bin vollkommen in Sicherheit. Ich kann nicht erwarten, ja ich kann es nicht einmal gestatten, daß Sie mich länger begleiten, kehren Sie zurück in ihr schönes Vaterland, auf Ihre Güter zu den Ihrigen —"

„O mein Gott!" rief der Graf und trat einen Schritt zurück und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. „Ist das Ihr Ernst, gnädigste Frau? Und darf ich fragen, womit ich es verdient habe, daß Sie mich verstoßen?"

„Graf Eugenio," entgegnete die Dame, „von Verstoßen kann nicht die Rede sein, ich kann nicht verlangen, daß Sie um meinetwillen sich die Fremde zum Aufenthalte wählen, denn nie wird es Ihnen in Deutschland gefallen, nie — nie! — Auch würden Sie, wenn Sie bei mir blieben, unthätig, in tiefster Verborgenheit Ihr Leben zubringen müssen. Ist dadurch das Ziel Ihres Ehrgeizes erreicht?"

„Gnädigste Frau," versetzte der Graf nicht ohne einige Bitterkeit, „als ich mich Ihnen widmete, geschah es für immer, ohne Bedingung-

Als ich Sie rettete, wagte ich mein Leben Ich wußte längere Zeit, was Ihnen drohte, ich beschloß Ihre Rettung, ich verkaufte meine Güter, ohne daß es Jemand anders als der Käufer erfuhr, ich war Ihnen mit großer Gefahr behülflich einen Theil ihres Schmuckes bei Seite zu schaffen und ihn im Auslande zu verwerthen, ich wagte mich um Mitternacht allein in die Gruft, es gelang mir Sie unbemerkt zu entführen und wir erreichten unangefochten das Ausland. Es gelang mir nur, weil ich alles allein unternahm, jetzt freilich sind Sie in Sicherheit, einige Tagereisen noch und Sie befinden sich an dem Herzen eines liebevollen Vaters, in den Armen zärtlicher Geschwister, die Ihnen bieten können was ich nicht vermag — ich —"

„Sie irren, Graf," sprach die Dame und warf ihm einen großen Blick zu, „nie, niemals will ich die wiedersehen, die mich vor allzugroßem Glanze warnten, auch verdiente das edle Haus, aus dem ich stamme, nicht die Schmach, mich als Geflüchtete zu sehen. Denn wie sollte ich dort erscheinen? Und würde ich dort vor denen sicher sein, die sich wie schädliche Gewürme in den Fürstenpalast wie in das Haus des Bauern

ſchleichen? — Nein, Graf, ungekannt und ungenannt will ich in meinem Vaterlande leben und die letzten Jahre meines irdiſchen Daſeins der Kunſt widmen."

„O ſprechen Sie nicht von letzten Jahren! Noch liegt eine Reihe blühender, glücklicher vor Ihnen," ſprach bewegt der Graf, „jetzt erſt, aus peinlichem Zwange befreit, werden Sie erfahren was leben iſt. Ich hoffe, daß ſie aus Großmuth mich von ſich entfernen wollen, aber es iſt keine Großmuth, meine hohe Frau. Wenn ich in mein Vaterland zurückkehrte und entdeckt würde, was würde mein Loos ſein? — Und könnte ich dort ferner glücklich ſein? Wenn mich aber mein Hoffen täuſcht, ſo will ich, ein Verſtoßener, nach Frankreich zurückgehen, in mein Vaterland aber nimmer!" —

„Was aber für einen Wirkungskreis kann ich Ihnen anbieten? Ich gedenke in einer ſchönen Gegend Mitteldeutſchlands zu leben, ich kenne ein einſames unbewohntes Schloß, das einem liebenswürdigen ritterlichen Fürſten zugehört, er wird es mir nicht verſagen es bewohnen zu können, dort werde ich ſtill und einſam mit einigen Dienern leben meine Zeit mit Muſik und Lek-

türe ausfüllen, ich werde das Schloß nur verlassen, um in den Garten mich an der frischen Luft zu erquicken. Würde ein so einförmiges Leben Sie befriedigen?"

„Glücklich machen, wenn ich Ihr Secretär sein darf!" antwortete der Graf.

„Ach," sagte die Dame mit einem leichten Seufzer, „so denken Sie jetzt, dies Leben reizt Sie, weil es etwas Neues für Sie ist; aber bedenken Sie, Sie sind sechsundzwanzig Jahre alt, reich, begabt, der Träger eines alten edlen Namens, Sie sind Ihren Ahnen schuldig durch eigene Thaten neuen Glanz hinzuzufügen."

Der Graf verbeugte sich und sprach mit Courtoisie und Würde: „Ich bin aus edlem Stamme, ein alter Christ und meine Ahnen kämpften siegreich im Felde, waren weise im Rathe, aber alle waren Ritter, deren erste Pflicht ist zu Schutz und Dienst der Frauen bereit zu sein. Diese Pflicht will ich im strengsten Sinne des Wortes umfangreich erfüllen, und ich denke, so wird der Letzte meines Namens nicht unrühmlich sterben."

„Sie sind, wie ich sehe, nicht zu ändern, so haben Sie denn Ihren Willen, ich nehme Sie mit mir, und wenn ich Sie nicht belohnen kann,

wie ich mögte, so denken Sie, daß ich doch immer den Wunsch habe es zu können; auch weiß ich, daß Sie es sich für eine Ehre schätzen, mein Geheimniß zu theilen, mein Freund zu sein."

Eine Bewegung mit der Hand entließ den Grafen, welcher hinab in das Zimmer des Wirthes ging und sich über den Weg erkundigte, den er den nächsten Tag einzuschlagen hatte.

Die Kammerfrau war indeß zu der Dame gegangen, hatte sie ausgekleidet und in das Bette gebracht. Die Magd des Predigers brachte Thee und Thereſe ließ fragen, ob sie ihn der Dame credenzen dürfe, erhielt aber die Antwort, die Marquiſe bedürfe der Ruhe und wolle Niemanden sehen.

Die alte Kammerfrau bediente ihre Herrin und zog sich dann in einen Winkel des Zimmers zurück, den unruhigen Schlummer ihrer Herrin bewachend.

Während dem hatte sich auch der Graf in das kleine Kabinet begeben, welches ihm der Pfarrer angewiesen hatte, und die Familie befand sich allein.

„Ich mögte nur wiſſen," hob Thereſe an, „wer die fremde Dame iſt, welche wir in unſerm

Hause haben. Ungeachtet der verhüllenden Reisetracht sah ich, daß ihre Gestalt schlank und anmuthig ist; aber der Schleier, welcher ihr Gesicht verhüllte, ist so dicht, daß kein Zug ihres Gesichtes zu erkennen war. Ich bilde mir ein, daß sie häßlich ist. —"

„Ihr Begleiter ist desto hübscher," sagte Wolfgang, „und sicherlich ein sehr vornehmer Mann sie aber, wie sie so stolz und majestätisch dahin schritt, kam mir vor wie eine Königin."

Der Pfarrer lächelte wieder etwas spöttisch und antwortete: „Eine Königin reiset freilich begleitet von einem einzigen Cavaliere und einer alten Kammerfrau; heut zu Tage gebehrdet sich schon eine Sängerin so vornehm, daß man glauben mögte, sie sei eine Königin. Mich kümmert die Dame wenig, morgen reiset sie ab und hat auf mein Leben nicht den geringsten Einfluß."

„Ich werde sie nicht vergessen," rief die lebhafte Therese, „mein weißes Kleid wollte ich darum geben, wenn ich erfahren könnte, wie sie heißt, wie sie aussieht."

„Neugier!" murmelte der Pfarrer.

„Was schiltst Du Deine Schwester aus?" sagte etwas geärgert Wolfgang. „Jeder will wis-

ſen, wer ſein Gaſt iſt, und beſonders, wenn er ſich ſo ſeltſam einführt wie dieſe Dame. In der Nacht kommt ſie, krank, verſchleiert, ein junger, vornehmer Mann, der ungeheuer ehrerbietig gegen Sie iſt, begleitet ſie. Wer iſt er? Weder ihr Bruder noch ihr Gemahl, vielleicht ihr Sohn, aber auch dies bezweifle ich, und ich behaupte, daß hinter dieſer Dame etwas Beſonderes ſteckt."

„Dummes Zeug," ſagte halb lachend der Prediger, „morgen wird der Fremde aus Höflichkeit und zum Danke für die Bewirthung doch ſeinen Namen hinterlaſſen, und thut er es nicht, ſchlafe ich ſo ruhig wie zuvor."

In dieſem Augenblicke ward die Thüre haſtig geöffnet und herein ſtürzte die Kammerfrau todtenbleich mit zitternden Knieen.

„Kommen Sie mir zu Hülfe, Mademoiſelle, die Frau Marquiſe ſtirbt!" rief ſie und rang die Hände.

Thereſe ergriff ſchnell einen Flacon mit cölniſchem Waſſer und einen Becher mit Wein und eilte nach dem Gaſtzimmer.

Da lag die Marquiſe, im Bette, im ſchneeweißen Nachtkleide, in heftigen Krämpfen, das Geſicht mit einer ſchwarzen Halbmaske bedeckt,

die nicht durch ein Band, sondern durch ein Schlößchen befestigt war.

Thereſe eilte hin zu ihr und goß den Flacon mit köllniſchem Waſſer über ihr Haupt, ſie rieb ihr die Schläfe mit kaltem Waſſer und fragte, ob die Dame oft an ſolchen Zufällen leide.

„Ich bin erſt ſeit zehn Tagen bei der Frau Marquiſe," erwiderte weinend die Kammerfrau, „o Himmel, hätte ich doch nie mein ſchönes Frankreich verlaſſen, ich will aber zurück, zurück in meine ſchöne Heimath!"

„Wollen wir nicht den Herrn Marquis rufen, und die Mas[illegible] löſen?" fragte theilnehmend Thereſe.

„O nein! Was würde die Herrin dazu ſagen? Ihr Begleiter iſt keineswegs ihr Gemahl, ſondern der Graf Montalegros, ein Portugieſe."

Jetzt ließen die Krämpfe nach, der Mund zuckte nicht mehr, die Kammerfrau ging, um warmen Thee zu holen und Thereſe betrachtete die Kranke, deren Haupt in ihren Armen ruhte. Die Marquiſe ſchien eine junge Frau. Reiches, dunkelblondes Haar umfloß die ſchöne Stirn und den weißen ſchlanken Hals, die Augen blau, von wunderbarem Ausdrucke, blickten durch die Mas-

ſe und mit Wehmuth auf Thereſe, und mit leiſer Stimme fragte ſie in Deutſcher Sprache: „wo bin ich?!“

„In dem Hauſe des Predigers Dünefeld, in B . . . bei Aachen. Iſt Ihnen jetzt wohler?“

„Mein Zufall iſt vorüber, beruhigen Sie ſich, liebes Mädchen.“

„Das Wetter iſt abſcheulich, Sie werden morgen nicht weiter reiſen können,“ ſagte ſchüchtern Thereſe.

„Vielleicht nicht, ich wünſchte es aber.“

„Befehlen Sie Thee?“

„Ich danke. Wie iſt Ihr Name?“

„Thereſe Dünefeld, ich bin die Schweſter des Predigers.“

„Sie gefallen mir ſehr, ich fürchte, meine Kammerfrau wird nicht gern tiefer nach Deutſchland gehn. Hätten Sie Luſt mich zu begleiten?“

„Ich bitte um Verzeihung,“ ſagte Thereſe nicht ohne einige Empfindlichkeit, und erröthete, „mein Bruder würde nie zugeben, daß ich in Dienſte ginge.“

„Wirklich? Ich meinte — aber es iſt gut, ich hatte gar nicht die Abſicht Sie zu beleidigen.“ Die Dame ſprach die erſten Worte ironiſch, die

letzten jedoch mit so viel Gutmüthigkeit, daß Therese ganz bezaubert davon war und sanft erwiderte: „ich würde jetzt bei keiner Königin in Dienste treten, denn ich bin Braut.“

„Und lieben Sie den Mann, mit welchem Sie sich verbinden?“

„Ueber Alles, Frau Marquise!“

„Das ist viel Glück, glaube ich!“ sagte die Dame, aber mehr zu sich als zu Theresen, zwei große Thränen rannen über ihre Wangen durch die Maske, und mit tiefem Ausdrucke preßte sie die Hand auf das Herz.

„Gute Nacht, gute Nacht, mein Kind!“ sagte sie rasch zu Theresen und wandte sich nach der Wandseite.

Therese ging, aber als die Thüre hinter ihr in das Schloß fiel, hörte sie die Marquise tief seufzen, so schmerzlich, daß Thränen in des Mädchens Auge traten.

Mit Theilnahme erkundigte sich der Prediger nach dem Befinden der Marquise, und Wolfgang hörte aufmerksam auf die Beschreibung, welche Therese von ihr entwarf.

„Ja, schön mag sie sein,“ fuhr sie in ihrer Rede fort, „schöner gewiß, als ich sie Euch schil-

dern kann. Nie ſah ich mehr Anmuth mit ſo viel Majeſtät vereint, nie ſo viel Lieblichkeit in den Bewegungen neben dem Ausdrucke des Leidens. Das dunkelblonde Haar umwallt wie ein ſeidener Schleier die feinen Schultern, ich finde, ſie wäre für einen poetiſchen Maler das ſchönſte Original zu der Genovefa!"

„Du wirſt ja ganz poetiſch," ſagte der Prediger, und Deine Schilderung erinnert mich an ein junges holdes Weſen, das ich eben ſo ſchön, aber glänzend und glücklich ſah, und wenn mir auch nur einige Mal das Glück zu Theil ward mich ihr nahen zu dürfen, ich habe es niemals vergeſſen. — Jetzt iſt dieſe Roſe in einer goldenen Vaſe verblüht und ein prächtiges Mauſoleum bedeckt all die Liebenswürdigkeit, die ſo Viele entzückte."

„In Wahrheit, ich bin ſo neugierig dieſe verklarte Schönheit zu ſehen, als es ſich für einen treuen und zärtlichen Bräutigam ſchickt," ſagte lächelnd Wolfgang; „ich will aber noch nach Hauſe und Mitternacht iſt nicht mehr fern. Auf Wiederſehn morgen. Er ſchüttelte dem Prediger die Hand, küßte ſeine erröthende Braut und eil-

te fort, ſeiner Wohnung zu, die ſich am entgegengeſetzten Ende des Dorfes befand.

Der andre Tag war ein Sonnabend, der Tag, an welchem gewöhnlich der Arzt des Dorfes, der in Aachen wohnte, in B. ſeine Runde hielt. Zuerſt beſuchte er gewöhnlich den Pfarrer, und Thereſe, der Liebling dieſes alten würdigen Mannes, erzählte ihm von den Fremden und von den Krämpfen der Dame.

Auch der Prediger ſprach mit ihm und dem Grafen darüber und der Leztre bat den Doktor, die Kranke zu beſuchen ſobald ſie darauf vorbereitet ſei. Dann ließ der Graf durch die Kammerfrau fragen, ob die Marquiſe ihn ſehen wolle, und als dieſe mit einer bejahenden Antwort zurück kam, begab er ſich ſogleich zu ihr und erhielt die Erlaubniß ihr den Arzt bringen zu dürfen.

Der Doktor Reinwald war ein alter humoriſtiſcher Mann, gewohnt wenig Complimente zu machen, weßhalb er auch zum großen Verdruſſe des Grafen ziemlich ungenirt in das Zimmer trat, in welchem die Marquiſe in einem Lehnſtuhl ſaß, das Haupt auf den Arm geſtützt, dicht verſchleiert. Als er aber die Dame erblickte, welche vornehm den Kopf nach ihm wandte,

da ergriff ihn ihre Würde so mächtig, daß er sich tief vor ihr verbeugte und ehrfurchtsvoll sagte: unterthänigster Knecht. Ich bin hier, die Befehle der Frau Marquise zu vernehmen."

Die Marquise winkte ihm näher und nach einer kurzen Unterredung mit ihr, welcher der Graf nicht beigewohnt hatte, empfahl der Doktor der Gräfin Ruhe und einige Tage Aufenthalt bei ihrem Wirthe, bis Sturm und Regen einer freundlicheren Witterung gewichen sein würden.

Die Dame versprach seinem Rathe zu folgen.

Gegen Mittag, als sich der Arzt entfernt hatte, trat Wolfgang in das Zimmer und hörte von dem Prediger, daß der Graf in sehr höflichen Redensarten ihn gebeten habe, der kränklichen, angegriffenen Frau noch einige Tage seine Gastfreundschaft zu gewähren.

„Ich muß bekennen, daß sich in meinem Herzen ein unerklärliches Etwas dagegen sträubte," sagte der Prediger, „aber ich konnte doch nicht einer leidenden Frau die Thüre weisen, welche mich um Schutz und Obdach bitten läßt, ich, der seiner Gemeine in christlicher Liebe als Vorbild dastehen soll. Ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, daß diese Fremden mein ruhiges, einfa-

ches und wahrlich zufriedenes Leben ſtören werden."

„Warum, Bruder?" fragte Thereſe. „Ich bin vergnügt, daß endlich einmal im Hauſe Etwas vorgeht; und ſieh nur den ſchönen Ring, den ſie mir dieſen Morgen geſchenkt, als ich ihr ſeidenes Haar ausgekämmt hatte!"

Bei dieſen Worten hielt das fröhliche Mädchen ihrem Bruder die linke Hand hin, an deren kleinem Finger ein kleiner goldener Ring mit einem Smaragd blitzte.

Der Prediger heftete ſeine Augen lange auf den Ring und ſeufzte. Wolfgang lächelte und ſprach: „Warum ſo ahnungsvoll und bange, wo Nichts zu ſagen iſt, lieber Bruder? Ich bin ganz Thereſens Meinung, dieſe Fremden werden uns noch vielen Stoff zum Geſpräch geben in den langen Winterabenden."

„Ach," ſagte der Paſtor, „Du gehörſt auch zu den Menſchen, die da immer wünſchen Etwas zu erleben, und die ſich mit Ruhe nicht begnügen wollen; und doch iſt das, was man erlebt, ſelten das Erfreuliche und Angenehme, und wer ſich in ſeiner Ruhe eine Aenderung wünſcht, dem kommt ſtatt eines kühlen erfriſchenden Lüftchens gewöhn-

lich Sturm und Regen in das Haus. Gott gebe, daß ich jetzt unwahr prophezeihe."

Der Graf unterbrach das Gespräch, indem er seinen Wirth um ein Buch zur Unterhaltung für die Marquise bat.

„Ich fürchte, daß ich Ihnen damit nicht werde dienen können, Herr Graf," entgegnete er, „ich nehme an, daß die alten Sprachen der Dame fremd sind und ebenfalls das Deutsche. Nun besitze ich leider nur die Deutschen Klassiker, Bücher in alten Sprachen, die besten Spanischen Schriftsteller im Original- und Camoens Gedichte."

„Wie, Sie verstehen Portugiesisch und Spanisch?" fragte staunend der Graf.

„Ich schwärmte als Knabe schon für dieses Land und seine Dichter, ich ging als Jüngling, nachdem ich ausstudirt hatte, mit einem jungen Baron nach Spanien, ich kehrte zurück dieser Sprache mächtig und bemühte mich, auch in Deutschland sie ferner zu üben. Aber Spanien hat erhabne Dichter, ich ziehe Sie den Franzosen vor!"

„Ja allerdings," sagte der Graf zerstreut, und brach das Gespräch ab, das auch in Französischer Sprache geführt worden war.

Eine Stunde ſpäter trug der Graf der alten Magd auf, Poſtpferde zu beſtellen, weil die Frau Marquiſe ſich vollkommen wohl fühle und gern weiter reiſen wolle, auch nicht länger läſtig zu ſein wünſche.

Der Prediger machte aus Höflichkeit einige Einwendungen, welchen der Graf widerſprach, und bald war der Wagen zur Reiſe bereitet und die Marquiſe trat am Arme ihres Cavaliers, dicht verſchleiert aus ihrem Zimmer. Der Prediger und Thereſe hatten um die Erlaubniß gebeten ſich bei der Marquiſe empfehlen zu dürfen, aber der Graf hatte die Marquiſe auf eine feine, liebenswürdige Weiſe entſchuldigt Er drückte ſeinem gaſtfreien Wirthe im Vorübergehen nochmals die Hand und folgte dann der Marquiſe in den Wagen. Wolfgang hatte ſich vergebens bemüht das Geſicht der Dame unverſchleiert zu ſehen, es war ihm nicht gelungen. Das ärgerte ihn, jung, abenteuerluſtig und im hohen Grade mit dem Triebe begabt, gerade das erreichen zu wollen, was er nur durch große Schwierigkeiten erringen konnte, kam er auf den Einfall ſein Pferd zu ſatteln und dem Reiſewagen der Marquiſe nachzureiten.

Er, ein flinker Reiter, erreichte ihn bald, und ſo ritt er bis zur nächſten Station, wo die Marquiſe übernachten wollte, dem Wagen vor, und ſtieg in dem Gaſthofe ab, in welchem ſie verweilte. Es war ein freundliches, von Bäumen umgebenes Haus, und das Zimmer, in welchem ſich die Dame aufhielt, leicht zu erfragen. Es hatte zwei Fenſter, vor den Fenſtern Lindenbäume, und kaum war es dunkel genug zur Ausführung ſeines Planes, ſo ſtieg Wolfgang behend an dem Lindenbaume in die Höhe, von welchem er in ihr Zimmer blicken konnte, ohne von ihr geſehen zu werden.

Es war hell erleuchtet, an einem Tiſche im Sopha ſaß eine Dame in einem ſeidnen einfachen Kleide. Sie hatte in der rechten Hand, in welche ſie ihr Geſicht verbarg, ein Taſchentuch, und es kam Wolfgang vor, als ob ſie weine. Jetzt trat die Kammerfrau ein und löſete die reichen Flechten ihres Haares auf, die Dame ließ es mechaniſch geſchehen, ohne ihre Stellung zu ändern. Jetzt aber ließ ſie die Hand in den Schooß ſinken und ſtand auf, aber er ſah ihr Geſicht, nicht aber die Geſtalt und das blonde Haar, was er ſchon einmal geſehen hatte, und ſo

ſtarrte er nach ihr hin, bis die Kammerfrau erſchien und das Roſcaur herabließ.

Das Zauberbild entſchwand ſeinen Augen, er fühlte einen Schmerz in ſeinem Herzen, der ihn zu tödten drohte. Die Sinne ſchwanden ihm, er konnte ſich nicht mehr halten und ſtürzte bewußtlos vom Baume.

Regungslos mit blutendem Kopfe fand ihn der Wirth des Gaſthofes unter der Linde, und weil er Wolfgang kannte, ſo ließ er ihn, nachdem ein Wundarzt ſeinen Kopf unterſucht und die Verletzung nur leicht gefunden hatte, begleitet von einem Diener in ſeinen Wagen nach Hauſe fahren.

Den andern Tag, als die Morgenſonne wieder freundlich die Fenſter ſeines Hauſes vergoldete, hielt der Wagen vor der Thüre, ſeine alte Baſe empfing ihn und erſchrak über das blaſſe, verſtörte Ausſehn ihres Lieblings. Er war nicht mehr ohnmächtig, aber er ſchien an Nichts theilzunehmen, und als ſie von ſeiner Braut ſprach und zu ihr wollte, verbot er es ihr und begehrte Ruhe, nichts als Ruhe.

ein tüchtiger Waidmann soll er doch dabei werden," brummte der Förster, er nahm den Knaben mit sich in den Wald, und die tägliche Uebung, wie der fortwährende Unterricht des Vaters machten endlich aus Wolfgang einen tüchtigen Forstmann. Das Umherstreifen im Walde sagte dem träumerischen Jünglinge zu, und er wurde dabei doch tüchtig in seinem Berufe. Er lernte Französisch von den Grenznachbarn, blies mit vielem Talente und angeborenen Gefühl das Waldhorn, sang mit schöner frischer Stimme Lieder, die er der Base Gertraud abgelernt hatte und sein hübsches, freundliches Gesicht, seine schlanke Gestalt machten ihn zum schönsten Jünglinge in der Gegend.

Neunzehn Jahre war er alt, als er an einem heißen Sommertage im Walde unter einer Eiche einschlief. Noch nicht lange schlummerte er, als er im Traume ein schönes, blondes Mädchen sah, das ihn mit großen, blauen Augen anblickte, und nachdem es ihm anmuthig mit der Hand gewinkt hatte, daß er ihm folgen solle, ging es mit majestätischen, aber leichten Schritten vor ihm her. Wie bezaubert von ihrer Lieblichkeit folgte er der Schönen, die bei einer hohen Tanne

ſtehen blieb und ihn mit Pantomime einlud zu graben, indem ſie auf ein blankes Grabſcheit deutete, das an der Tanne lehnte.

Schnell gehorchte der Jüngling und grub mit einem Eifer, der ſeine friſchen Wangen noch lebhafter röthete; auch ward ſeine Anſtrengung belohnt, denn bald ward ein Käſtchen von Metall ſichtbar, die Dame nahm es heraus, reichte ihm zum Danke den Blumenſtrauß, den ſie am Buſen trug, nickte ihm zu und verſchwand.

Als Wolfgang erwachte, lag er noch unter der Eiche, aber er ſah einen Strauß von denſelben Blumen, welche ſeine Traumſchöne getragen hatte, vor ſich auf dem Raſen liegen, und ein hellblaues Gewand ſchimmerte durch die Bäume. Er raffte ſich haſtig auf, ergriff den Blumenſtrauß und eilte der Dame nach, die im Walde vor ihm her lief und bald von den Bäumen bedeckt war, bald ſeinen Blicken ſich zeigte.

Er rief, aber dies trieb ſie nur zu größerer Schnelle an, er ſtrengte ſich an ſie zu erreichen, es war nicht möglich, und endlich entſchwand ſie ganz aus ſeinem Geſichtskreis. Mit getäuſchten Hoffnungen kehrte er um, langſam den Wald nochmals durchſtreifend, denn es kam ihm vor,

als wolle sie ihn nur necken und als ob er sie noch wiederfinden müsse. Aber vergebens durchforschte er den Wald und kehrte endlich mißmuthig und erschöpft heim.

Sein Erstes war, sich nach der Kammer seiner alten Base zu schleichen und ihr sein Erlebniß mitzutheilen.

Base Gertraud schlug die Hände zusammen und rief erstaunt: „Ei sieh, mein Junge, was Du nicht alles erlebst! Aber habe ich es nicht immer gesagt, Du bist ein Sonntagskind und diese sehen Geister! Die unbekannte Dame war sicherlich ein guter Geist, eine Waldfeye, welche Dir erschienen ist, um Dir einen Schatz zu zeigen. Suche nur den Tannenbaum zu finden und grabe nach bei Vollmondsschein, Du wirst nicht vergebens graben."

Wolfgang beachtete diese Verheißung wenig, ihm lag minder an einem Schatze, als an der Unbekannten, welche ihm immer vor Augen schwebte und um die wiederzusehen er mit Freuden sein Blut vergossen haben würde.

Als der alte Stern von dieser Erscheinung hörte, lachte er herzlich und rief: „Possen, wen wirst Du gesehen haben? Eine durchreisende

Schauspielerin oder Seiltänzerin, die durch den Wald ging, Dich sah, und weil Du ein hübscher Junge bist, mit einem Blumenstrauße neckte."

Frau Stern schüttelte sanft das Haupt, aber sie wagte keinen Widerspruch, doch Base Gertraud ließ sich nicht so leicht zur Ruhe verweisen, sie sah den Vetter scharf an und sagte: „Ah, Vetter, Sie sind auch Einer von denen, die Nichts glauben und endlich überführt werden müssen. Warum soll es denn nicht in unsern Zeiten noch etwas Uebernatürliches geben, und warum sollen Sonntagskinder nicht dergleichen sehen?"

Der Förster warf der Base einen Blick zu, welcher ihr den Mund schloß, und in seiner Anwesenheit wurde von der Erscheinung nicht mehr gesprochen. Desto mehr beredeten die Frauen unter sich, oder wenn Wolfgang dabei war und der Förster fern, den Vorfall, und Ersterer lebte der Hoffnung, jene geheimnißvolle reizende Erscheinung werde ihm eines Tages wieder erscheinen.

Die Erinnerung an das jugendliche, liebliche Wesen machte ihn gleichgültig gegen alle anderen jungen Mädchen, welche er sah, die ihm im Vergleich mit jener Unbekannten unbedeutend und reizlos erschienen.

Der Tod ſeiner theueren Mutter erſchütterte Wolfgangs Gemüth auf das Tiefſte und drängte die Erinnerung an jenen Traum in den Hintergrund zurück; zwei Jahre ſpäter begrub er auch ſeinen redlichen Vater und lebte jetzt allein mit ſeiner Baſe in dem Forſthauſe. Er erhielt die Stelle des Vaters, übte die Pflichten ſeines Amtes getreulich aus und lebte mit ſeiner Baſe eine Zeit lang traurig und ſtill, ganz ſeinem Schmerze.

Indeß die Jugend behauptete ihre Rechte, mit dem Raſen auf dem Grabe ſeiner Eltern wuchs auch der Raſen des Troſtes über ſeinen Schmerz, er nahm wieder Theil an dem, was um ihn vorging, am Liebſten jedoch beſuchte er den neuen Prediger des Dorfes, der in Wolfgang eine gute unverdorbene Natur ſchätzte und ihn bald ſehr lieb gewann.

Eines Tages, als der junge Jäger auf dem Pfarrhofe einſprach, um einen Wildbraten für ſeines Freundes Küche zu bringen, fand er ein ganz junges hübſches Mädchen, das ihm der Pfarrer als ſeine Schweſter Thereſe vorſtellte.

Die Anmuth und Güte in dem Weſen des jungen Mädchens zog ihn ſogleich an, ſie war verwaiſet wie er, einfach, gut erzogen und kaum

hatte er Thereſen einige Male in ihrer offenherzigen, harmloſen Weiſe im Hauſe des Bruders walten geſehn, ſo hielt er ſie auch für Die, welche am Geeignetſten ſei, ihn als Lebensgefährtin zu beglücken.

Dennoch wagte Wolfgang kein Geſtändniß, er fürchtete, Thereſe habe ſchon eine heimliche Neigung, weil er ſie zuweilen mit Augen voll Thränen fand, oder beſchäftigt einen Brief zu ſchreiben, der, wie er glaubte, an einen abweſenden Geliebten gerichtet war. Dieſe Furcht quälte den jungen Waidmann mehr, als ſein blühendes Aeu, ßere vermuthen ließ, aber ſie hielt ihn nicht ab, faſt täglich das Pfarrhaus zu beſuchen, und zu ſeiner Freude fand er jetzt Thereſe ſeltner in Thränen und nie mehr am Schreibtiſche.

Eines Abends, als Wolfgangs Weg an dem Pfarrhofe vorüber führte, ging er hinein und nach kurzem Anklopfen in das Gemach, welches die Geſchwiſter den Tag über bewohnten.

Thereſe ſaß am Stickrahmen allein und bückte ſich erröthend auf die Blume herab, die ſich unter ihrer Nadel bildete, als Wolfgang ſie begrüßte.

„Mein Bruder ist bei einer Trauung," sagte Thereſe, „ich fürchte er wird lange ausbleiben.

„Und wie kommt es, daß Sie nicht dem Feſte beiwohnen, liebe Thereſe?" fragte Wolfgang, aber mit ſo ſanfter Stimme, daß ſie erröthete und die Augen niederſchlug.

„Ich bin zu Zeiten gern allein mit meinen Gedanken," antwortete ſie und fädelte mit zitternder Hand einen neuen Faden in die Nadel.

„Und ich fühle mich einſam mit meinen Gedanken," ſagte Wolfgang; „aber ich muß fürchten Sie zu ſtören."

„Dies thun Sie nur auf angenehme Weiſe!" flüſterte ſie.

Das Geſpräch kam wieder in's Stocken, endlich nahm es Wolfgang wieder auf und ſagte verlegen: „wiſſen Sie ſchon, liebe Thereſe, daß ich mich verheirathen will?"

„Dazu wünſche ich Glück!" und Thränen erſtickten ihre Stimme.

„Wirklich, Thereſe? Und darf ich hoffen, darf ich — daß Sie meine Frau, meine holde, geliebte Frau ſein wollen?"

Thereſe ſagte kein Wort, aber ſie ſträubte ſich nicht, als er ſie an ſein Herz zog, ſie ſah

ihn an mit Augen, aus denen die reinste Seligkeit sprach, und vielleicht gab es in diesem Augenblicke kein glücklicheres Paar in der ganzen Gegend, als Wolfgang und Therese.

Den andern Tag kam der junge Jägersmann, mit dem Pfarrer über seine Wünsche zu sprechen, welcher die geheime Liebe der beiden Glücklichen längst geahnt hatte und sie mit tiefer Rührung segnete.

„Ich gebe Dir mein Theuerstes auf Erden in meiner einzigen Schwester, lieber Wolfgang," sagte der Pfarrer, als er sich mit diesem allein sah, „Du wirst von ihr mit ganzer Seele geliebt, ihres Lebens Glück und alle Jugendhoffnungen legt sie vertrauungsvoll in Deine Hände; täusche sie nicht, mache sie glücklich! Sie kennt weder die Welt, noch das Herz der Männer, lehre sie Beides nur von der schönen Seite kennen."

„Ich liebe Theresen von ganzem Herzen, ich denke, ich bin ein braver und aufrichtiger Mensch, darum bange nicht um ihr Glück!" erwiderte Wolfgang und drückte dem Bruder die Hand.

Von jetzt an war ein helleres schöneres Leben in dem freundlichen, stillen Pfarrhause und in dem Forsthause.

Base Gertraud erklärte die hübsche und liebenswürdige Thereſe für das vortrefflichſte und anmuthigſte Mädchen im ganzen Lande und half bereitwillig ihrem Vetter das Haus für die Braut ausſchmücken.

Still glücklich verrann ein Tag wie der andere, der Beſuch des Doktors, die verſchiedenen Verwandten waren die einzige Abwechſelung, und Alle lebten auf dieſe einfache Weiſe ſehr zufrieden.

„Ein Brautſtand darf nicht zu kurze Zeit, aber auch nicht zu lange dauern," ſagte Düneſeld, und beſtimmte den Hochzeittag ſeiner Schweſter auf den nächſten Dreikönigstag; mit ihrer jungen Ehe ſollten ſie das junge Jahr anfangen. Die Ausſtattung für Thereſe war fertig, die Gemächer in Wolfgangs Hauſe waren für die Erſehnte hergerichtet und das Pärchen zählte nach, daß nur wenige Wochen noch zu ſeinem Glücke fehlten.

Mitten in dieſe Stille kam der Beſuch der unbekannten Dame und änderte im Nu das innere und äußere Leben in beiden Häuſern.

Base Gertraud hatte bald erkannt, daß das Gemüth Wolfgangs mehr litt, als der Körper und eine tiefe Erſchütterung erfahren hatte. Sie wandte die gewöhnlichen Hausmittel an, die bei

einem Fieber mit gutem Erfolg gebraucht werden, sie verband mit geschickter Hand seine Kopfwunde und leistete ihm Gesellschaft, sie merkte bald, daß er Ruhe und Einsamkeit wünsche, und wies den Pfarrer und Theresen auf sehr geschickte Weise ab, als diese kamen ihn zu besuchen.

In einigen Tagen hatte sich Wolfgang körperlich erholt, er nahm das Gewehr wieder über die Schulter, hing die Jagdtasche um und wanderte mit seinem alten Jägerburschen nach dem Walde, aber er kam mit leerer Jagdtasche zurück, und der alte Caspar versicherte der Base Gertraud: „daß sein junger Herr, den er doch von Kindesbeinen an kenne, im Leben nicht so melancholisch und zerstreut gewesen sei als jetzt."

„Warst Du schon auf der Pfarre?" fragte Base Gertraud, als einige Tage verstrichen waren, und beobachtete ihren Vetter verstohlen bei diesen Worten.

„Ich wollte vorgestern gehen," murmelte Wolfgang, „aber der heftige Regen hielt mich ab, gestern lief ich vergebens nach einem Wildpret für Theresens Küche und heute ist ein so entsetzlicher Sturm, daß sie mich nur ausschelten würden wollte ich eine Viertelstunde darnach laufen."

Base Gertraud schwieg, aber sie dachte desto mehr, sonst wäre der rüstige Jägersmann, Sturm und Wetter nicht scheuend, meilenweit gelaufen um seine geliebte Therese zu sehen, und jetzt nahm er eine Herbstluft zum Vorwande seines Zuhausebleibens.

Zu derselben Zeit saß Therese harrend und von Zweifeln gequält wieder am Stickrahmen und fragte den Bruder, was er von Wolfgangs Ausbleiben halte.

„Er wird noch nicht ganz hergestellt sein, und das Wetter ist unfreundlich," entgegnete dieser.

„Aber er war doch schon vor einigen Tagen im Forste und bei uns noch nicht!" fuhr sie fort.

„In Berufsgeschäften, liebe Therese, und leicht hat er sich einen Rückfall geholt," sagte ruhig der Pastor, der im Zimmer auf und nieder ging.

„Und mögtest Du nicht hingehen und sehen wie er sich befindet?" sagte das Mädchen schüchtern.

„Wenn ich kann; ich bedarf heute einiger Ruhe," entgegnete er, und ging nach seinem Studierzimmer.

Auch ihm war Wolfgangs Benehmen aufgefallen, er war weder gekommen, noch hatte er einen Gruß, eine Zeile an Theresen oder ihn ge-

schickt, und schon waren sieben Tage verstrichen, seitdem er das erste Mal ausgegangen war Der Prediger hatte keinen bestimmten Grund an Wolfgang zu zweifeln, aber er konnte die Ahnung nicht verscheuchen, die seine Seele trübte.

Therese blieb still bei ihrer Arbeit, die Abendmahlzeit, an welcher sonst Wolfgang Theil nahm, ward schweigend verzehrt, und als Therese ihr Zimmer betrat, fing sie leise aber ununterbrochen zu weinen an.

„Was mag in Wolfgang vorgehen?" fragte den andern Tag Base Gertraud, erst sich selbst, dann den alten Caspar. Dieser schüttelte den Kopf und sagte: „Ja, Jungfer Gertraud, wer Das wüßte! Ich mögte nur wissen, was er auf seiner letzten kleinen Reise erlebt hat, denn seitdem ist er so merkwürdig verwandelt. Es muß es ihm Einer angethan haben!"

Als das Mittagessen vorüber war und Wolfgang auf die Frage der Base, ob er zu Theresen gehen würde, gar nicht geantwortet hatte, sagte sie zu ihm mit lauter Stimme: „Lieber Wolf, ich mögte einen Besuch abstatten, mit Lenoren ist nicht Viel auszurichten, der alte Caspar läuft auch gern fort, deßhalb erzeigtest Du mir einen

großen Liebesdienſt, wenn Du das Haus hüten wollteſt, damit ich ruhig ausgehen könnte."

„Mit Tauſend Freuden," erwiderte freundlich Wolfgang, „gehen Sie nur, Baſe Gertraud, und bleiben Sie ſo lange aus als Sie wollen, ich rühre mich nicht aus dem Hauſe."

Und Baſe Gertraud nahm ihren Mantel um, ſetzte den großen Regenhut auf und ſah dann nach ihren Blumenſtöcken. Die ſchönſten Blüten brach ſie ab und einte ſie zum Strauße, dann band ſie ein grünes Band um die Blumen und ging nach dem Pfarrhauſe.

Wie viel Mal war Thereſe heute ſchon mit klopfendem Herzen an das Fenſter geeilt, um den Geliebten zu erſpähen, wie oft hatte der Ton der Hausklingel ſie getäuſcht! Die beſondere Freundlichkeit ihres Bruders erfüllte ihr Herz mit Dankbarkeit, aber ſie that ihr weh, denn ſie ſchien ihr anzudeuten, daß er es fühle, wie traurig und mitleidbedürftig ſie ſei.

Da klopfte es, Nachmittags, als ſie wieder arbeitend am Fenſter ſaß, an die Thüre und Baſe Gertraud trat ein. Ein Blick reichte für dieſes kluge Frauenzimmer hin, zu wiſſen, was in Thereſens Seele vorging, und wie ein kluger, milder

Arzt ging ſie zu ihr, legte den Strauß neben ihre Arbeit und ſagte zärtlich: „Guten Abend, meine fleißige Thereſe, dieſe Blumen ſchickt Dir Wolfgang mit dem herzlichſten Gruße.“

„Warum kommt er denn nicht ſelbſt?“ fragte der Prediger ziemlich nachdrücklich.

„Er leidet noch immer furchtbar im Kopfe und iſt in Folge eines ſchweren Falles, den er gethan, zu Zeiten wie betäubt und zerſtreut. Er fürchtet durch ſein Kommen Thereſens Geduld zu ermüden und will erſt wieder geneſen, ehe er ſie ſieht.“

„O Gott,“ ſagte ſchmerzlich bewegt Thereſe, „bin ich ihm denn nicht mehr lieb und nahe?“

Der Paſtor warf der Baſe Gertraud einen ſeltſamen Blick zu und ſagte: „Was für Geduld und Liebe kann Wolfgang von der Gattin hoffen, wenn er zweifelt, daß die Braut Beides für den Kranken hat?“

„Er iſt krank, und ich, die ich ihn von Kindheit an kenne, weiß am Beſten, wie er jetzt zu behandeln iſt, man muß ihn gehen laſſen,“ antwortete die Baſe.

„Vielleicht!“ ſagte der Pfarrer und hüllte ſein ernſtes Geſicht in eine große Tabakswolke.

Thereſe war indeß aufgeſtanden und hatte ſich unter dem Vorwande die Blumen in Waſſer zu ſetzen entfernt. Sie ſuchte in dem Strauße nach, ob ſie wohl ein Briefchen fände, aber ihre Hoffnung wurde getäuſcht, einzeln ſtellte ſie langſam die Blumen in das Waſſer, wickelte das grüne Band zuſammen und kam, das Blumenglas in der Hand haltend, leiſe in das Zimmer zurück. Baſe Gertraud ſprach von dem und Jenem, aber es wollte kein ordentliches Geſpräch in den Gang kommen; als ſie ging, begleitete ſie der Paſtor und Thereſe blieb mit qualvollen Empfindungen allein.

Einige Tage nach dieſem Vorgange ſaßen Wolfgang und Gertraud in der Dämmerung beiſammen. Die Baſe ſpann, er rauchte, die Arme übereinander gekreuzt, eine Cigarre.

Die alte Jungfer ſah ihn mit gutmüthiger Theilnahme an, und ihre Blicke forderten ihn lebhaft zum Sprechen auf, als er aber ſein Schweigen nicht brach, legte ſie die linke Hand auf ſeinen Arm, zog den Fuß vom Spinnrad und ſagte mit herzlicher Liebe im Tone: Vetter „Wolfgang, Du haſt Etwas auf dem Herzen, und ich, Deine älteſte Freundin, verdiente wohl Dein Vertrauen. Habe ich Dich nicht von dem erſten Tage Deines

Lebens an geliebt und gehätschelt? Bin ich nicht alt und erfahren genug, um zu lesen, was in der Menschenseele vorgeht? Vetter, Vetter, ich weiß längst, was Du mir verschweigen mögtest, ich weiß daß Du sie —"

„Du weißt, daß ich sie, meine herrliche Unbekannte, die schöne Erscheinung aus dem Walde wiedergesehen habe?" fragte Wolfgang ganz erstaunt.

Gertraud war nicht minder erstaunt, sie ließ die Hände sinken, denn sie hatte von Thereſen sprechen wollen, aber geschickt verbarg sie ihre Verwunderung und sagte: „Freilich, mein Kind, Du hast mir ja Alles erzählt, als Du schlummertest im Traume. Wohin aber soll dies führen? Und wie ist es möglich, sie wiederzusehn?!"

„Ja, wohin soll es führen?!" rief trostlos Wolfgang aus. „Ich weiß weder ihren Namen, noch ihren Aufenthaltsort, aber ich weiß Tausend Mal mehr, als früher, und das Wichtigste, daß sie kein Gebilde meiner Phantasie ist, daß sie wirklich lebt! —"

„Aber warum einem Traume zu sehr nachhängen, wenn die Wirklichkeit so viel Glück bietet? — Thereſe —"

„Liebe Baſe, wer ſieht die Kerze noch leuchten, wenn die Sonne ſtrahlt?“ entgegnete Wolfgang. „Ich bereue bitter, daß ich meinem erſten Gefühl untreu geworden bin. Ich kann Thereſen nicht mehr die Liebe geben, die ich für ſie hatte oder zu haben glaubte!“

„Und was willſt Du thun, Wolfgang? Willſt Du das brave, liebe Mädchen verlaſſen?“ fragte Baſe Gertraud.

„Kann ich ſie mit ſolchen Empfindungen glücklich machen?“ fragte er dagegen.

„Ich glaube, daß ein Mann dieſe Frage ſich niemals im Ernſte vorlegt: er fragt ſich: Kann ich mit ihr noch glücklich ſein? Mit der erſten Frage ſucht er vor ſeinem Gewiſſen ſeine eigene Untreue zu entſchuldigen. Ich nehme an, Thereſe will Dich unter jeder Bedingung lieber haben, als verlieren. Was thuſt Du dann?“ ſagte Gertraud, die wie ein Wundarzt, den Schmerz des Verwundeten nicht achtend, drauf los ſondirte.

„Soll ich mich unglücklich machen? Anketten, wo ich frei ſein will? Soll ich in dieſem Dörfchen mein Leben beſchließen, heirathen, bevor ich noch die Welt geſehn habe? Oder ſoll ich mich

mit Thereſen trauen laſſen und dann von ihr gehen?"

„Wenn Du aber ſchon mit ihr getraut geweſen wäreſt, ehe Du die Dame geſehen hätteſt? Denn ohne ihre Erſcheinung wäreſt Du noch ſo glücklich, wie vorher, und niemals auf den Einfall gekommen, Thereſe nicht mehr zu lieben, oder das Dorf zu verlaſſen!"

„Ach," ſeufzte Wolfgang aus tiefſter Bruſt und fuhr mit der Hand nach dem Herzen, das ihm ſchmerzlich weh that, „Du ſprichſt hart, Baſe, vielleicht in gewiſſer Weiſe wahr, aber doch nur in äußerlicher; denn wenn die Reiſeluſt nicht tief in mir gelegen hätte, wäre ſie nicht jetzt ſo mächtig rege geworden. Die holde Erſcheinung hat nur beſchleunigt, was ohne ſie ſpäter, aber doch gewiß geſchehn wäre. Auch ſcheint des Himmels Fügung ſie hierher geführt zu haben vor meiner Vermählung, denn ſonſt hätte ſie ja ſpäter kommen, oder von mir ungeſehn bleiben können. Es iſt auch nichts Lächerlicheres in der Welt als ein Mann, der nie gereiſet iſt."

„Und was ſoll aus dem Hauſe, aus mir werden?" fragte die Baſe mit erſtickter Stimme.

„Bleibe hier, bei Thereſen, Caspar wird indeß den Dienſt verſehen —"

„Caspar? Wo denkſt Du hin? Werden Deine Vorgeſetzten Dir eine ſolche Reiſe erlauben?" bemerkte Gertraud.

Wolfgang antwortete lange nicht, endlich ſagte er: „Laß mir Zeit, mich wiederzufinden, ich will ſehn was ich für Euer Glück thun kann."

Nach dieſen Worten ſtand er auf, nahm die Mütze von der Wand und ging. Baſe Gertraud, welche ihm durch das Fenſter nachſah, bemerkte zu ihrer geheimen Zufriedenheit, daß er den Weg nach dem Pfarrhauſe einſchlug, und gab wieder einiger Hoffnung Raum, daß er aus ſeinem Rauſche erwachen und von ſelbſt in das alte Gleis zurückkehren würde. Sie nahm ſich vor, ihn weder mit Rath noch mit Vorwürfen zu beſtürmen, und betete inbrünſtig zu Gott, daß er, der die Herzen der Menſchen wie Waſſerbäche lenkt, das ihres Lieblings zum Guten leiten möge.

Die gute Thereſe kannte kaum ihr eigenes Herz, das ſie im Lieben und Leiden noch nicht erprobt hatte, noch weniger das Herz eines Mannes.

Hätte ſie gegen Wolfgang einzig die Freude

ausgedrückt, die sie bei seinem Wiedersehen fühlte und, ohne nachzuforschen, von irgend einem Gegenstande gesprochen, der ihn interessirte, wie anders hätte sich ihr und Wolfgangs Schicksal gestaltet. Sie saß am Fenster wie gewöhnlich und nähte als Wolfgang eintrat, der Prediger war ausgegangen. Ihr Herz sagte ihr, sie möge aufstehen und in Wolfgangs Arme fliegen, aber sie blieb sitzen und sagte beleidigt: „Wir haben Dich schon längst erwartet, denn im Forste warst Du schon zwei Mal."

„Ich war abgehalten; aber es scheint, meine Gegenwart freut Dich nicht!" entgegnete er verdrüßlich.

„Heute danke ich Deinen Besuch wohl auch nur einem glücklichen Zufalle," sagte sie noch verdrüßlicher.

„Nein! Ich fühlte, daß es Pflicht von mir sei, mich einmal sehen zu lassen," sagte er.

Thereſe brach in Thränen aus. Wolfgang, der Thränen haßte, wenn sie ein Vorwurf für ihn sein konnten, fragte mit Heftigkeit: „Aber was weinst Du denn, was hast Du denn, Thereſe?!"

„Ich habe Nichts, aber Du hast Geheim-

wiſſe, Du liebſt mich nicht mehr wie früher!“ ſchluchzte ſie.

Wolfgang ſchwieg.

Thereſe hatte eine zärtliche Antwort erwartet und plötzlich überkam ſie ein gewiſſer weiblicher Trotz und ſie wollte eine Antwort erzwingen, deßhalb ſagte ſie raſch: „O, verſtelle Dich nicht, Du liebſt mich nicht mehr, ſage es nur heraus und ſage zugleich, was ich gethan habe!“

„O Du haſt genug gethan, aber ich werde Dir ſchreiben!“ Und Wolfgang nahm ſeine Mütze und ging ohne ſich nach Thereſen umzuſehen, welche ein ganz anderes Ende des Geſprächs erwartet hatte und bleich, keines Wortes mächtig in den Lehnſtuhl zurückgeſunken war.

Baſe Gertraud war zu erfahren und klug, um ſich in Herzensſachen einmiſchen zu wollen ſie ſah, daß Wolfgang mit ſich ſelbſt kämpfte und ſchaute nur von ferne dem Kampfe zu, bereit mit milder Hand die Wunden heilen zu helfen, die Folgen jedes Kampfes ſind.

Wolfgang redete wie gewöhnlich freundlich mit ſeiner alten Freundin und zeigte ihr eine wärmere Liebe als jemals, was Gertraud mit Beſorgniß erfüllte.

In der Nacht, als um ihn her Alles still war, setzte er sich hin und schrieb bis gegen Morgen. Mit den ersten Morgenstrahlen kleidete er sich rasch, hing Jagdtasche und Flinte um, nahm einen wohlgepackten Tornister und öffnete leise die Hausthüre und schlich sich hinaus zum Dorfe.

Als Base Gertraud wie gewöhnlich mit dem Frühstück in das Wohnzimmer trat, sah sie drei Briefe auf dem Tische, einer war an Wolfgangs Vorgesetzten, der andere an Thereſen, der Dritte an sie gerichtet. Sie erbrach ihn mit zitternder Hand und las:

Liebe Base!

Es thut mir weh, Dich betrüben zu müssen, aber es zog mich hinaus in die Welt, so mächtig, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich weiß, daß Du mich verstehen wirst, und bitte Dich nur, daß Du Dir nicht Sorgen um mich machst. Da unser Haus nicht Amtswohnung ist, sondern mir zugehört, so kannst Du unbesorgt ruhig darin wohnen, Caspar und Lenore werden Dich nicht verlassen und für Deine bescheidenen Wünsche reicht Dein klei-

nes Eigenthum aus. Gieb den Brief Thereſen und ſei verſichert, daß ich Dir Nachricht gebe, aber nur für Dich geſchriebene Kunde.

Es wird meinem Herzen wohlthun, wenn Thereſe ſich über Unvermeidliches nicht allzuſehr grämt und glücklich wird. Sie beſitzt Eigenſchaften genug, um zu gefallen, warne ſie davor ſich der Hoffnung hinzugeben, daß ich jemals zu ihr zurückkehre, wenn ſich ein achtbarer Mann um ihre Hand bewirbt.

Gott ſegne Dich und erhalte Dich geſund, liebſte Baſe. Sobald ich weiter bin, werde ich Dir den Ort angeben, nach welchem Du ſchreiben kannſt, damit ich von Dir höre. Mit unveränderter Anhänglichkeit

Dein

Wolfgang.

Die Baſe trocknete ſich die Thränen, als ſie den Brief geleſen hatte, es war nur geſchehen, was ſie ſchon ſeit mehreren Tagen erwartet hatte, und eigentlich mußte der junge Mann hinaus in die Welt, ehe er ſich durch Frau und Kind für immer an die Heimath bände.

Vielleicht kostete ihm dieser Ausflug ohne Urlaub sein Amt, indeß Wolfgang war nicht ganz arm, er fand durch seine Kenntnisse in seinem Fache immer ein Unterkommen und war als ein guter Schütze weit und breit, d. h. einige Meilen in der Runde berühmt.

Theresens Jammer und Unglück lag ihr freilich auf dem Herzen, indeß vielleicht grämte sich das Mädchen nicht allzusehr, und im Grunde kam ja dieses Schicksal, wie Alles im Menschenleben, von Gott.

Mit diesen Gedanken öffnete sie den für Theresen bestimmten Brief und las ihn, denn sie hatte die Absicht, ihn nur dann abzugeben, wenn er nicht das Herz der Braut allzusehr verwunde.

Als sie ihn überdacht, hielt sie es für das Beßte ihn zu siegeln und Theresen zu übersenden und abzuwarten, ob entweder der Prediger, oder Therese selbst nach Wolfgang fragen würden.

Wolfgangs Vorgesetzter schrieb an Gertraud, es würde binnen wenig Tagen ein Stellvertreter für ihren Vetter eintreffen, er bäte sie, den jungen Mann einstweilen in Wolfgangs Hause aufzunehmen, bis die Amtswohnung, die sehr verfallen,

hergerichtet sei, und dieser Gast gab der alten, gern geschäftigen Base Arbeit, und zerstreute sie einigermaßen.

Auf der Pfarre blieb es scheinbar still, und Base Gertraud erfuhr Nichts von dem, was in Theresens Innerem vorging.

III.

Das Kabinet einer Fürstin.

In Mitteldeutschland, in einer fruchtbaren und reizenden Gegend, liegt ein schönes Lustschloß, welches unfern der Residenz des Herzogs von *** liegt und im Sommer oft von ihm bewohnt wird.

Herzog Ernst, ein schöner, artiger Mann, war vor noch nicht langer Zeit zum zweiten Male vermählt und schien ein verzogenes Lieblingskind des Glückes. Obgleich nur Herr eines kleinen Landes, glich doch dieses Land einem Garten, und die Bewohner fühlten sich frei und glücklich. Der alte edle Name des Herzogs verband ihn mit den ersten Fürstenhäusern, seine Kinder erster Ehe blühten in Jugendschöne empor, und seine jetzige Gemahlin war eine Frau von Eigenschaften, die

ſie zu der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechtes machten. War aber der Herzog glücklich? — War es Margarite die Herzogin? Die Welt glaubte es, aber der aufmerkſame Beobachter konnte leicht entdecken, daß ein geheimnißvolles Etwas zwiſchen Beiden waltete, das ſich ſtörend in ihr Glück miſchte, ja es oft ganz verſcheuchte.

An einem herrlichen Herbſttage hatte die Herzogin ſich in den Garten zurückgezogen, der an das Luſtſchloß ſtößt, der Herzog war auf der Jagd und die Herzogin gab ſich ganz ihren Träumereien hin und fand ein Vergnügen darin, ſich von den Qualen beherrſchen zu laſſen, die ihre ganze Seele erfüllten.

Mitten in ihren Träumen wurde ſie durch Tritte geſtört, ihre alte Kammerfrau kam, die einzi , welche die Erlaubniß hatte, zu allen Zeiten der Herzogin zu nahen.

„Durchlaucht verzeihen gnädigſt, wenn ich ſtöre," ſagte die alte Barbara ſich tief verbeugend, „die Gräfin Roſenberg wollte ſich nicht abweiſen laſſen, ſie iſt auf der Durchreiſe und hat den Umweg gemacht, um ſich Ew. Durchlaucht zu Füßen zu legen—"

„Armida!" rief die Herzogin raſch aufſtehend.

„Meine vertraute, treue Jugendfreundin, ſie iſt willkommen, ſehr willkommen!“

Die alte Kammerfrau ging, Margarite trocknete ſchnell mit dem Taſchentuche die weinenden Augen, ordnete mit geſchickter Hand die loſen Locken und ſtand auf, um der Gräfin einige Schritte entgegen zu geben.

Sie richtete ihre Blicke nach der Blumenpartie, von welcher Armida herkommen mußte, und erwartete wie in früherer Zeit, daß die Gräfin ihr leicht und lieblich entgegen ſchweben würde. Aber langſamen Schrittes, müde beinahe, näherte ſich eine faſt bis zur Magerkeit zarte, bleiche Dame und eine wohlbekannte Stimme ſagte lieblich und leiſe: „Guten Abend, meine Durchlaucht.“

„Armida!“ rief die Herzogin und umarmte ſie mit Zärtlichkeit. „Es iſt ſchön und freundlich von Ihnen, daß Sie mich nicht vergeſſen haben!“

„Durchlaucht gehören nicht zu denen, die leicht zu vergeſſen ſind!“ erwiderte Armida.

„Laſſe die Durchlaucht,“ ſagte mit milder Heiterkeit Margarite, „ſetze Dich zu mir, oder

laſſe uns in mein Zimmer gehen, denn Du ſcheinſt angegriffen von der Reiſe."

Die Gräfin lächelte matt und entgegnete: „Du findeſt mich gewiß ſehr verändert, Du, meine Freundin, biſt ſchöner geworden, die Roſenknoſpe iſt aufgeblüht; aber mich hat ein einziger heißer Tag blaß gemacht, welken vor der Zeit. Italien ſoll meine ſchwache Geſundheit herſtellen, darum ſendet mein Gemahl mich nach Italien — damit ich ihn nicht länger ſtöre, und ich gehe nach Rom, um bald bei der Pyramide des Ceſtius mein Grab zu finden."

Die Gräfin ließ matt ihr Haupt ſinken, die Herzogin unterſtützte ſie, auf ihren Arm gelehnt erreichte die Kranke das Schloß, wo ſie in ein Zimmer gebracht und Barbaras Pflege übergeben wurde.

Den andern Tag trat Margarita mit leiſen Schritten in das Gemach der Freundin. Sie lag im Sopha, noch blaß aber bedeutend kräftiger, als den Tag vorher.

Als die Herzogin eintrat, wollte die Gräfin aufſtehen, aber die Herzogin verhinderte ſie daran und ſagte lächelnd: „Laſſe Dich durch mich nicht in der Ruhe ſtören, die Du ſo ſehr bedarfſt, laſſe

mit dem alten Du die alte Traulichkeit und Freundschaft zwischen uns wieder erwachen, die als glückliche, hoffnungsvolle Mädchen unter uns bestand."

Nach diesen Worten setzte sich die Herzogin zu Armiden und streichelte liebkosend ihr schönes blondes Haar.

„Ach!" seufzte Armida, „wie wohl thut mir Dein süßes Gekose, ich bin, seit ich leide, wie ein krankes Kind und kann nie genug geliebt werden. Aber freilich war ich auch in gesunden, glücklichen Tagen liebebedürftig und zärtlich! Ach Margarita, ich leide mehr, als Worte aussprechen können. Sage mir, bist Du glücklich?"

Die Herzogin seufzte; über ihr edles, stolzes Gesicht flog eine dunkle Röthe, sie schüttelte unwillkührlich sanft den Kopf und sagte: „Davon später, sprich jetzt von Dir. Du hast selten geschrieben und ich erfuhr nur vor einiger Zeit, daß Dein Vater Dich mit dem Grafen Rosenberg vermählt habe, daß Du glücklich seist!"

Armida zerdrückte zwei Thränen im Auge und sagte lebhaft: „Glücklich? Ja, Margarita, ich war glücklich, selig! Als ich den Hof des Her-

zogs verließ, um zu meinem Vater zurückzukehren, war mein Herz voll glücklicher Träume, voll Hoffnungen und Ahnungen, die ganze Welt lag vor mir in einem roſigen Lichte."

„Ich lernte einen Mann kennen, der ſiegend alle Männer überſtrahlte, deſſen wunderbare Schönheit wie ein Zauber auf mich wirkte. Ich kannte damals keinen größeren Wunſch, als den, für ihn an ſeinem Herzen zu ſterben."

„Mein erſter Gedanke beim Erwachen war Er, mein letzter bevor ich einſchlummerte Er; im Traume noch ſah ich ſein Bild. Ich konnte mir keinen größeren Stolz für eine Frau denken, als den, ſeine Gattin zu ſein, keinen herrlicheren Reichthum, als ſein Herz."

„Und dieſer Mann warb um mich, er liebte mich, er ward mein Gemahl. Begleitet von dem Segen meines Vaters zog ich in ſeine Heimath, es gab für mich keine Wünſche mehr, ſelbſt die kühnſten waren überreich erfüllt. O Margarita! — Damals verſtand ich das Geheimniß der Schöpfung, den Zweck des Daſeins, ich liebte, ich war muthig, denn welch ein Unglück konnte mich treffen! Armuth an ſeiner Seite konnte Armuth nicht ſein, Krankheit lächelte ein Blick von ihm

weg, ja selbst der Tod hatte seine Schauer für mich verloren, ich hatte den festen Glauben, daß die ewige Seligkeit existiren und in dem ungestörten Vereine mit dem Geliebten bestehen müsse. So, äußerlich durch Gesundheit und Reichthum erfreut, innerlich glücklich durch unsre unversiegbare, immer neue Liebe, war mein Sein und Dasein ein Lobgedicht Gottes, jeder Pulsschlag in mir dankte ihm und ich glaubte, Gott selbst müsse Freude haben an seinem glücklichen Geschöpfe."

„Ein Jahr war dahin geschwunden, schnell wie ein glücklicher Tag, und doch inhaltsreich wie ein langes Leben. Edmund wurde veranlaßt seine Güter zu verlassen und nach der Hauptstadt zu reisen. Ich begleitete ihn nach Breslau, ich war glücklich ihn auf der Reise heiterer noch als gewöhnlich zu sehen."

„Eines Abends war ich abgehalten, meinen Gemahl in das Theater zu begleiten, und war in meinem Zimmer, betäubt von dem starken Dufte weißer Lilien, welche mein Kammermädchen in das Zimmer gestellt hatte, eingeschlafen."

„Als ich erwachte, empfand ich eine drückende Angst, heftiges Kopfweh peinigte mich, und ich

ging zu Bette. Für Edmund bestellte ich das Souper im Zimmer neben meinem Schlafgemache. — Ich hörte ihn kommen, ich hörte, wie er das Essen wegzutragen befahl, dann, wie er die Thüre zumachte und in den Salon ging."

„Von Ferne vernahm ich sein Clavierspiel, er phantasirte in einer wilden, leidenschaftlichen Weise, die ich noch nie bei ihm gehört hatte.

„Nanni kam und fragte, ob ich noch Etwas zur Nacht bedürfe. Ich fragte, ob mein Gemahl sich nach mir erkundigt habe. Sie verneinte es. Ich hieß sie gehen, aber obgleich ich kein Wort sprach, in diesem Augenblicke zuckte ein Schmerz, wie er mit Worten nicht zu beschreiben ist, durch mein Inneres."

„Von diesem Tage an war Edmund gegen mich nicht mehr derselbe. Er liebte mit Leidenschaft die Sängerin, welche sich an jenem Abende zum ersten Male als Donna Anna hören ließ. Ganz versunken in seine neue Leidenschaft vergaß er Alles um sich her, und wie er immer Alles, was er war, ganz war, so war er jetzt ganz wehende, emporlodernde Gluth, und ich existirte nur in so weit für ihn, als er durch mich an Bande er-

innert wurde, die ihn abhielten ſich mit der Sängerin zu vermählen."

Erſchöpft und noch bleicher als vorher lehnte Armida das müde Haupt zurück in die Kiſſen. „Du haſt Dich zu ſehr angegriffen, Du Arme," ſprach mit tiefem Mitleid die Herzogin; „ſprich nicht weiter davon."

„O laſſe mich!" ſagte fieberhaft aufgeregt Armida. „Laſſe mich zu Ende kommen! Ich betrachtete Edmund wie einen Fieberkranken und ſchwieg, ich bemerkte, daß er mein Beſtreben, ihm zu gefallen, nicht beachtete und zog mich in meine Zimmer zurück."

„So verlebte ich ein qualvolles Jahr. Da verließ die Störerin meines Glückes Breslau, um nach Paris zu gehen, mein Mann folgte ihr. Er ging ohne mir Lebewohl zu ſagen, ein Brief war Alles was er mir hinterließ." —

„Und was enthielt dieſer Brief?" fragte Margarita.

„Die Bitte, von ſeinem Banquier ſo viel Geld zu entnehmen, als ich wolle, und den lebhaft ausgedrückten Wunſch, nach Italien zu gehen, um meine herabgekommene Geſundheit herzuſtellen.

Sein Gewiſſen — alſo nicht ſein Herz — fordre ihn auf, mich dringend darum zu bitten."

„Und was wirſt Du thun? Ich höre, Du biſt auf dem Wege, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Gedenkſt Du lange dort zu verweilen?" ſagte die Herzogin.

„Vielleicht — es iſt einerlei, wo ich lebe. O Margarita, mein Leben iſt nichts weiter, als das fortwährende Empfinden einer namenloſen herzzerſchneidenden Pein. Aus Natur und Kunſt gehen für mich nichts Anderes als tiefe Leiden hervor."

„Blicke ich empor zum Sternenhimmel, um aus ſeiner Schöne Troſt zu ſchöpfen, ſo erinnre ich mich an Alles, was Er zu Zeiten über den Himmel ſagte, und ich ſehe den Stern, welchen er unſern Stern nannte, mit einem unbeſchreiblichen Schmerze an, ich werde ihn nicht mit Edmund bewohnen. Entzückt mich eine Blume, ſpricht der Nachtigallenlaut zu meiner Seele, ſo gedenke ich an die Stunden, in welchen er meine Empfindungen theilte, und eben ſo wie die Herrlichkeiten der Natur ſind die Reichthümer der Kunſt für mich verloren. Meine Seele, gewohnt durch die innigſten Sympathieen mit der ſeinen verbun-

den zu ſein, iſt jetzt allein, ganz allein. O Margarita, es geht kein Leid über das einer aus ihrer Heimath geſtoßenen, einſamen Seele. Als ich jüngſt durch einen Saal im Schloſſe zu Potsdam ging, ſah ich an einer Wand eine halb bezogene Harfe, die tiefen Saiten fehlten. Da dacht' ich an mein Inneres, ich mußte mich einen Moment an dieſe Harfe lehnen, es war mir zu Muthe als ob ſie mich verſtünde. — Seit ich ſo leide, iſt der Glaube an eine individuelle Fortdauer in mir ſchwach geworden, ich fürchte jede Fortdauer, ſie würde nichts ſein als ein ewiges „Ihn vermiſſen," und zuweilen denke ich, es giebt keinen Gott, der ſich um unſere Schickſale kümmert, oder es iſt nicht dies gütige milde Weſen, das wir in ihm anbeten!" —

„Arme, arme Armida!" ſeufzte die Herzogin. — „Aber er liebte Dich einſt, Du kannteſt, Du beſaßeſt doch ein Glück, das mir niemals geleuchtet hat. Edmund wird aus ſeinem Traume erwachen und mit erneuter, mit wärmerer Liebe zu Dir zurückkehren."

Armida ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd den Kopf und flüſterte: „O nein, nein! Jene ſchöne Zeit iſt auf ewig dahin und kehrt nie wieder.

Und wenn auch seine Liebe zu jener Frau nur ein Rausch ist, er wird vielleicht aufhören sie zu lieben, aber dann eine Andere und nicht mich lieben. Wendete sich aber sein Herz mir wieder zu, für Edmund wäre dies kein Glück, ich könnte nicht mehr mit demselben offenen Vertrauen, wie früher, an seinem Herzen liegen, ich würde in seiner Zärtlichkeit nicht den freien Erguß der Liebe, nur das Bestreben, begangenes Unrecht an mir dadurch gut zu machen, erkennen, ich würde mit meinem bleichen Gesicht wie ein stummer Vorwurf vor ihm herum gehen, dann würde er mich auch bald begraben, denn meine Lebenskraft ist gebrochen und meine Gesundheit im Innersten zerstört!"

Die Herzogin schwieg, sie bückte sich zu der Gräfin herab und küßte sie auf die Stirne.

Armida blickte dankbar zu ihr auf, es war das erste Mal, daß sie so lange und aufrichtig über ihren Schmerz gesprochen hatte; nach einer Pause fragte sie: „Und bist Du glücklich, Margarita?"

Die Herzogin seufzte tief auf, ihr stolzes, sonst selten von tiefen Gemüthsbewegungen belebtes Gesicht sah unaussprechlich schmerzlich aus,

und mit leiſer Stimme ſagte ſie: „Vielleicht unglücklicher wie Du, denn ich darf nicht einſam mit meinem Schmerze leben, ich habe nie einen Augenblick gehabt, in welchem ich geliebt wurde und meine Liebe zeigen durfte; ich ſtehe einſam mit meinem an Liebe reichen Herzen und neben meinem Gemahl als eine Fremde, die er nie als Gattin betrachtete.“

„Und Du liebſt ihn?“ ſagte Armida und ſchlug die Hände zuſammen. „Alſo auch Du elend? So erfüllten ſich unſre Hoffnungen und ſüßen Mädchenträume?“

In dieſem Augenblicke klopfte es leiſe an die Thüre, das Geſicht der alten Kammerfrau blickte in das Zimmer und mit leiſer Stimme ſprach ſie: „Ich bitte unterthänig um Verzeihung, gnädigſte Frau, der Kammerjunker Heimthal hat eine Meldung an Ew. Durchlaucht; er wartet im Vorzimmer.“

Die Herzogin ſtand auf und ging in das Zimmer, in welchem der Kammerjunker ihrer harrte.

„Meine Meldung lautet eigentlich an Se. Durchlaucht, den Herzog,“ ſagte der Kammerjunker, ſich tief verbeugend, „doch in dieſem gan

besonderen Falle wage ich es, mich an Ew. Durchlaucht zu wenden. Ein Fremder, der sich Graf von Montalegros nennt, hat einen Brief in die Hände Seiner Durchlaucht zu legen und ihm eine Sache von Wichtigkeit vorzutragen. Ich weiß nicht, wenn ich den Grafen wieder hierher bescheiden soll, da Se. Durchlaucht nicht hinterlassen haben, wenn Sie von der Jagd zurückkehren, ich wollte nun unterthänigst fragen, ob vielleicht Ew. Durchlaucht eine Stunde bestimmen wollten und ob Höchstdieselben dem Grafen eine Audienz geben wollen."

Die Herzogin hatte Mühe, den Unmuth und die Verlegenheit zu verbergen, welche durch die Frage des Kammerjunkers in ihr entstand; sie wußte nicht, wenn der Herzog zurückkehren würde, der oft Tagelang umherschweifte, sie durfte nicht wagen den Brief zum Uebergeben an ihren Gemahl zu verlangen, ohne sich dessen Vorwürfe zuzuziehen und der südlich klingende Name Montalegros, der nur einem Spanier oder Portugiesen gehören konnte, weckte die qualvollsten Erinnerungen in ihr. Nach einigem Nachsinnen sagte sie zu dem Kammerherrn: „Ich habe eine kranke Freundin hier, die ich nicht verlassen kann, der Herzog

wird vielleicht erst morgen zurückkehren, laden Sie den Grafen ein, ihn hier zu erwarten oder wiederzukommen. Gewiß" — fügte sie mit einer unwillkührlichen Bitterkeit hinzu, „gewiß wird er dem Herzog willkommen sein." —

Als sie in das Zimmer der Gräfin zurückgehen wollte, ward Pferdegetrappel auf dem Schloßhofe hörbar, die Herzogin eilte zum Fenster und sah, wie sich eben der Herzog vom Pferde schwang, er grüßte sie mit der Hand und trat in das Schloß.

Die Herzogin, empfindlich davon berührt, wollte nach ihrem Gemache gehen, den Gemahl erwartend; aber dann bedachte sie, daß er wahrscheinlich dem fremden Grafen Audienz geben würde, und mit leisen, schnellen Schritten schlüpfte sie durch die Zimmer in ein kleines Versteck, was an das Audienzzimmer des Herzogs anstieß und von welchem aus man unbemerkt Alles hören und sehen konnte, was in dem Zimmer des Herzogs vorging.

Als Margarita, nicht ohne Schamröthe, in den Schlupfwinkel schlich, stand der Herzog in der Mitte des Zimmers und grüßte mit der ihm eigenthümlichen Artigkeit einen vornehm ausse-

henden Mann, welcher ſich mit vielem Anſtande vor ihm verbeugte, aber den Herzog als ſeines Gleichen anzuſehen ſchien.

Er zog einen zierlich zuſammengefalteten Brief aus der Brieftaſche und überreichte denſelben dem Herzog. Als der Herzog Handſchrift und Siegel erblickte, wechſelte er die Farbe und ſagte mit bewegter Stimme. „Sie bringen mir da ein theures Vermächtniß, ſetzen Sie Sich, Herr Graf, und erlauben Sie mir eine Minute.“

Während der Herzog dieſe Zeilen wieder und wieder las, behielt die lauſchende Margarita Zeit, den Grafen Montalegros genau zu betrachten.

Der Graf war einfach und fein nach der neueſten Mode gekleidet, aber in ſeinen Bewegungen lag eine gewiſſe romaneske Ritterlichkeit und in ſeinen ſchönen Zügen ein tiefer, maleriſcher Ernſt, daß ein poetiſches Gemüth ihn ſich lieber in altdeutſcher oder ſpaniſcher Tracht, als in dem modernen Coſtüme denken mußte.

Der Herzog legte den Brief hin und ſagte verbindlich: „Nehmen Sie meine ganze Bereitwilligkeit, Ihnen zu nützen und gefällig zu ſein.

Wählen Sie Sich den Ort, der Ihnen gefällt, Sie sollen nicht gestört werden." —

„Ich danke Ew. Durchlaucht dafür, mehr als Worte auszudrücken vermögen," sagte der Graf und verbeugte sich tief.

„Ich hoffe, von Ihnen zu hören, und was die Dame betrifft, die sich in Ihrem Schutze befindet, so werde ich nicht säumen, ihr persönlich meine Achtung zu bezeigen."

„Ew. Durchlaucht werden meine Freimüthigkeit entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß Ruhe und Abgeschiedenheit der innigste Wunsch der Marquise ist; sie befindet sich freilich in Ihrem Lande und wird eines Ihrer Schlösser bewohnen, indeß —"

„Sie werden wissen, daß ein deutscher Fürst niemals eine Dame wider ihren Willen aufsucht, sagte mit vielem Stolz der Herzog. „Der Brief, den Sie mir überbrachten, genügt und die Dame ist meines Schutzes gewiß, sie mag sich nun in den Schleier des Geheimnißvollen noch fester hüllen, oder es später vielleicht für gut finden, ihn zu lüften."

Eine Handbewegung des Herzogs verabschie-

bete den Grafen, welcher sich mit einer stummen Verbeugung entfernte.

Als sich der Herzog allein sah, drückte er das Papier an seine Lippen und schloß es in seinen Schreibtisch, dann zog er ein kleines Bild, das er an einer Haarschnur trug, hervor und betrachtete es einige Augenblicke. Als er dies gethan, zog er mit Heftigkeit die Klingel und rief dem eintretenden Kammerdiener zu: „Eilen Sie, bitten Sie den Grafen, der eben von mir ging, mir noch einige Minuten zu schenken; ich komme nach dem blauen Pavillon.

Margarita sah, daß es für sie Nichts mehr zu entdecken gab, und als der Herzog das Zimmer verließ, schlich sie sacht aus dem Versteck in das Gemach der Gräfin zurück, die im sanften Schlummer lag.

Sie nahm Hut und Shwal und ging in den Garten auf den blauen Pavillon zu, sie wollte eintreten, ohne den Anschein zu haben, als wisse sie von des Herzogs Anwesenheit, aber die Thüre war von Innen verschlossen und sie vernahm nur einige Ausrufe des Herzogs, die von tiefer Gemüthsbewegung zeugten.

Als Margarita sah, daß ihr Bemühen, das

Geheimniß zu ergründen, ein vergebenes ſein würde, kehrte ſie eilends nach dem Schloſſe zurück.

Erſt bei Tafel ſah ſie den Herzog, der zerſtreut und einſylbig war, und auf die Nachricht, daß die Gräfin Roſenberg da ſei, kaum antwortete.

Margarita war die einzige Tochter des Prinzen von W., ein junges, ſchönes Mädchen, das ſeines Lebens herrlichſte Hoffnungen erfüllt ſah, als ſie mit dem ſchönen und liebenswürdigen Herzog Ernſt vermählt ward.

Der Herzog wurde von Vielen für unbeſtändig in ſeinen Neigungen erklärt, man wollte wiſſen, daß er ſeine erſte Gemahlin nicht beglückt habe, aber Margaritens Vater ſah bei der Verheirathung ſeiner Tochter nur auf die äußern Verhältniſſe, und ſie ſelbſt war zu jung, um die Gefahren zu erkennen, welche ihrem Lebensglücke durch die Verbindung mit einem jungen Fürſten drohten, den zu feſſeln Margarita nicht die Gaben beſaß. Die Prinzeſſin war ſchön, jung, unterrichtet, eine gute Natur, der edelſten Regungen fähig, aber der Vater hatte ihr Stolz eingeimpft und ſie beſaß weder eine angenehme

Unterhaltungsgabe, noch verstand sie ihre Gefühle auf eine für Ander: wohlthuende Weise zu zeigen.

Ihre Mutter, eine vortreffliche Frau, war früh gestorben, ihre Erziehung einer alten würdigen Gräfin überlassend, die sich ein Erziehungssystem gebildet hatte, was weder der Zeit noch den Verhältnissen Margaritens anpassend war. Von früh bis Abend war sie bemüht, der jungen Prinzessin einzuprägen, daß sie ihre Gefühle immer beherrschen und niemals zeigen müsse. Das that Margarita, in dem Bewußtsein, dies sei ein ächt fürstliches Benehmen, da sie aber von Natur heftig, leidenschaftlich und eifersüchtig war, so brachen diese Empfindungen mit verdoppelter Kraft hervor, wenn Margarita einmal die Maske von sich warf.

Als der Herzog erschien, um seine schöne Braut zu holen, die er früher nicht gesehn und nur aus Convenien gewählt hatte, sprach sich die angenehmste Ueberraschung in seinen Mienen aus, aber Margaritas scheinbare Kälte täuschte ihn, er bemühte sich nicht um ihre Liebe, denn er hielt sie keiner warmen Empfindung fähig.

In seinem Herzen, das für unbeständig galt, lebte das Bild eines schönen, ihm für immer ver-

lorenen Wesens, aber wenn Margarita ihm einige Neigung gezeigt hätte, würde es ihr vielleicht gelungen sein, das Bild erbleichen zu machen, jedoch sie war nicht nur kalt, sie that Alles um ihn fern zu halten aus thörigter Eifersucht und kindischem Trotze.

Als der Herzog sie in sein festlich geschmücktes Schloß führte, sagte er liebreich: „Dies ist jetzt Ihr Eigenthum, möge es Ihnen hier gefallen!“

Sie lächelte ihn freundlich an, und vielleicht hätten sich jetzt die Herzen gefunden, wäre nicht eine unheimliche Erscheinung zwischen Beide getreten. Am Hofe einer Tante des Herzogs, die sich zu den Vermählungsfeierlichkeiten eingefunden hatte, lebte ein nicht mehr ganz junges, aber noch immer reizendes und interessantes Fräulein, Isabella von Waldstein.

Diese hatte einst den Herzog geliebt und sich mit der Hoffnung geschmeichelt, des Herzogs Hand zu gewinnen, als sich das Gerücht verbreitete, er würde sich zum zweiten Male und ganz nach seiner Neigung vermählen. Wider seinen Willen hatte Isabella die Aufmerksamkeit des Herzogs mißdeutet, und glaubte sich als Betrogene berechtigt, an dem Treulosen Rache zu nehmen. Mit Spä-

herblick erlauschte sie einige Geheimnisse und bildete im Geheim die Pläne aus, durch welche sie das eheliche Glück, was vielleicht dem Herzoge noch blühen konnte, auf immer zerstören mußte.

Als Margarita einige Stunden nach ihrer Ankunft in der neuen Heimath sich in ihrem Garderobezimmer befand, um sich zum Balle schmücken zu lassen, trat unangemeldet durch eine Tapetenthüre Isabella von Waldstein. Ohne sich über ihr Eindringen zu entschuldigen, entfernte sie durch einen gebieterischen Wink die beiden Kammerfrauen der Neuvermählten, dann wandte sie sich zu der jungen Herzogin, die ganz erstaunt das Fräulein ansah, und sagte mit scharfem Tone: „Frau Herzogin, ich bin zur Reise bereit und in wenig Stunden über der Grenze. Erfahren Sie noch einige Geheimnisse des Herzogs. Er liebte mich und wurde von Staatsrücksichten gezwungen, sich ebenbürtig zu vermählen und seine Wahl fiel auf Sie, weil er von Ihrer Jugend hofft, daß Sie seine Geheimnisse nicht entdecken werden. Ich weiß nicht, wie jetzt seine Empfindungen für mich sind, denn seit der Verlobung mit Ihnen sah ich den Herzog nicht. Eins aber weiß ich, daß auch ich in seinem Herzen nur die

Zweite war, denn Zufall legte des Herzogs Tagebuch in meine Hände; ich übergebe es hiermit Ihnen. Auch diesen Schlüssel bitte ich Ew. Durchlaucht als Hochzeitgeschenk anzunehmen, er führt zu einem geheimen Gemache in dem Schlosse zu Rosenthal. Die Tapetenthüre ist neben dem Bilde einer schönen Türkin."

Die Hofdame verbeugte sich und wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie!" sagte die Herzogin mit dem Stolze einer Fürstin, deren Ahnen auf dem Kaiserthrone saßen, die heute die Gemahlin eines Fürsten aus altem, edlem Stamme geworden war. „Sie haben sich unberufen hier bei mir eingedrängt, wie ein eifersüchtiges Weib; mein Geschlecht schone ich in Ihnen, wenn ich Sie nicht bei dem Herzoge anklage. Entfernen Sie sich!" Die Herzogin winkte stolz mit der Hand. Isabella ließ sich durch die glücklich angenommene Haltung der Herzogin nicht irre machen. Lächelnd, gewiß, ihr Ziel erreicht zu haben, verbeugte sie sich leicht gegen die Herzogin und ging mit stolzen Schritten zur Thüre hinaus.

Als die Herzogin allein war, schloß Sie die Thüre zu, setzte sich auf ein niedriges Tabouret

und las eifrig und unaufhörlich in dem Tagebuche des Mannes, welchem sie erst vor wenig Stunden die Hand am Altare gereicht hatte. Ihr Gesicht glühte und erblaßte wechselnd, je tiefer sie in die Geheimnisse seines Herzens blickte, desto schmerzlicher schlug das ihre, Thräne um Thräne rann aus ihren Augen und perlte über ihre Wange herab.

Ein sanftes, wiederholtes Klopfen weckte sie endlich aus ihren Träumen. Die alte Barbara, welche ihr aus dem Vaterhause an den neuen Hof gefolgt war, kam, sie zu erinnern, daß die Stunde, zu welcher der Ball beginnen sollte, nicht mehr fern sei, und die Herzogin ihre Toilette beeilen möge.

„Ich bin unwohl und werde bei dem Balle nicht erscheinen!“ sagte die Herzogin. „Bringe dem Herzoge diese Nachricht und mich zu Bette.“

„Nicht bei dem Balle erscheinen? Unwohl? Und verweinte Augen haben, meine schöne, gütige Durchlaucht? Wie wird Se. Durchlaucht erschrecken! Aber ich gehe —“ und eilends entfernte sich die alte treue Dienerin, um recht bald wieder bei ihrer angebeteten Herrin zu sein.

Der Herzog erschrak wirklich, als er von

dem Unwohlſein ſeiner jungen Gemahlin hörte; er eilte nach ihrem Zimmer, um ihr ſeine Theilnahme zu bezeigen. Wie wohl hätte ſie ohne Iſabellens Einmiſchung dem Herzen der jungen Fürſtin gethan! Jetzt ſah ſie nur Erfüllung der Etikette darin, und beſchloß, dem Herzoge dies fühlen zu laſſen. Der Herzog, dem es wirklich Ernſt war, Margarita glücklich zu machen, war von ihren Worten ſehr unangenehm berührt, aber er bemühte ſich, freundlich Margariten dieſen Irrthum zu benehmen.

Doch ſie, von den verſchiedenartigſten Empfindungen beſtürmt und gequält, von Heimweh niedergedrückt, durch Iſabella als Gemahlin des geliebten Mannes, als regierende Herzogin gekränkt, gepeinigt von wilder Eiferſucht, die ſich um ſo heftiger zeigte, weil ſie zum erſten Male in Margaritas Herzen erwachte, wußte ſich weder zu faſſen, noch zu verbergen, und mit leidenſchaftlicher Heftigkeit überſchüttete ſie den Herzog mit Vorwürfen über ſeine frühere Liebe, über ſeine kühlen Empfindungen für ſie.

Der Herzog war erſtaunt über ihre genaue Kenntniß ſeines Herzens; ihm war die Entwendung ſeines Tagebuches noch unbekannt, er er-

widerte kein Wort, aber die furchtbare Leidenschaftlichkeit Margaritens, die sie einer Furie nicht unähnlich machte, mißfiel dem feinen Manne im höchsten Grade, zugleich war er verwundert über die Ansprüche, welche Margarita an ihn machte, sie, ein junges Mädchen aus armem Hause, das er kaum drei Mal gesprochen und zu seiner Gemahlin, zur Theilnehmerin seines Glanzes erwählt hatte, während ihm Prinzessinnen aus den ersten Häusern ihre Hand nicht versagt haben würden.

Er ließ sie ruhig ausreden, und zu stolz, um sich zu vertheidigen, zu aufgebracht über die Art und Weise, in welcher das unerfahrene Wesen zu ihm, dem klugen und erfahrenen Manne, sprach, sagte er kalt: „Dein Benehmen, Margarita, ist kindisch und unziemlich, auf dem Balle wirst Du erscheinen, denn ich will nicht, daß aus Deinem Wegbleiben Stoff zu Geschwätz entstehe, erwarte aber nicht, daß ich von jetzt an die Rücksicht für Dich haben werde, die der Fürstin, die sich fürstlich zeigt, gebührte. Meine Liebe wirst Du nie gewinnen, meine Hochachtung, die mir Dein scheinbar sanfter, liebenswürdiger Charakter einflößte, hast Du verscherzt, und nur die Rücksicht und innige Hochachtung

die ich für Deinen alten Vater habe, hält mich von andern Schritten ab."

Nach diesen Worten entfernte sich der Herzog und ließ Margarita in der qualvollsten Stimmung zurück.

Eine Hofdame erschien, um auf Befehl des Herzogs die letzte Hand an die Toilette der Herzogin zu legen, aber Margarita erklärte entschieden, sie sei unwohl und werde auf dem Balle nicht erscheinen. —

Dieser erste heftige Auftritt hatte Folgen. Der Herzog, verletzt und verstimmt, blieb gleichgültig gegen Margarita, die er für ein wenig gebildetes, eigensinniges Mädchen hielt, und sie suchte den Mißgriff, den sie gethan, durch Strenge und Stolz wieder gut zu machen.

Zum Unglück für die Herzogin wußte ein schönes, liebenswürdiges und dabei schlaues Mädchen den Herzog zu interessiren und das Verhältniß zwischen beiden Gatten bestand darin, daß Margarita den Rang der Gemahlin des Herzogs einnahm, das Schloß desselben bewohnte und von ihm mit der Rücksicht behandelt wurde, die er sich selbst schuldig war.

Nie sahen sich Beide allein, immer sprach

der Herzog nur von unbedeutenden Dingen zu Margarita, sie wechselten nur Worte zusammen und die Herzogin verlor den Muth immer mehr, von irgend Etwas zu sprechen, das dem Herzoge gefallen oder interessiren konnte. Eine Reise nach Frankreich und Italien entfernte ihn beinahe ein Jahr aus seinem Lande; die Herzogin blieb einsam zurück unter dem Schutze einer Tante des Herzogs. Diese vortreffliche Frau errieth, was in Margaritens Seele vorging; sie entdeckte auch, was ihr mangelte, und theilte ihrer Nichte aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen mit, was sie zu ihrer Ausbildung und ihrem Glücke für nöthig hielt. Die Zeit that das Ihre dabei, und Margarita sah jetzt ein, daß sie sich gegen ihren Gemahl kindisch und trotzig gezeigt hatte. Ihre Liebe zu ihm war dieselbe geblieben, und als der Herzog zurückkehrte, nahm sie sich vor, sich zu bemühen, ihm zu gefallen. Vielleicht wäre ihr dies gelungen, wenn nicht jenes Mädchen, das ihn schon einmal von ihr fern hielt, wieder erschienen wäre und den Herzog aufs Neue zu interessiren gewußt hätte. Das machte auf Margarita einen noch tieferen, schmerzlicheren Eindruck; sie zog sich wieder in sich selbst zurück, und ihr

Gemahl ahnete nicht, welche Fülle von Liebe, wie viel Gehaltreiches und Poetiſches Margarita hinter einer ſchönen aber kalten Außenſeite verbarg.

Tag reihte ſich zu Tagen, Mond zu Monden, endlich Jahr zu Jahren, ohne daß ſich das Verhältniß zwiſchen dem Herzoge und ſeiner Gemahlin beſſer oder ſchlechter geſtaltet hatte, und die Welt nannte ſie, wenn ſie im reichen Schmuck ſich öffentlich zeigten, ein ſchönes, paſſendes Paar, glänzend und glücklich.

IV.

Das einsame Schloß.

An einem hellen freundlichen Herbsttage saß Daniel, der alte ehrliche Kastellan des herzoglichen Schlosses zu Rosenhof, mit seiner treuen Lebensgefährtin am Ofen, in dem das erste Feuer für diesen Herbst lustig brannte und mit seinem Geknister und Geprassel eine milde Gemüthlichkeit im Zimmer verbreitete.

„Nun bist Du mit Allem fertig, Sophie?“ fragte gutmüthig der Kastellan. „Ich mögte doch nicht, daß die fremde Dame sich gegen den Durchlauchtigen Herzog über unsern Diensteifer beklagte.“

„Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand,“ entgegnete Frau Sophie, „die Dame wird billig sein und nicht Unmögliches verlangen. Mit

Elisabeth habe ich die Gemächer vom Staube gereinigt, die Bilderrahmen polirt, die Fenster geputzt, aus der Stadt das beste Geschirr, was nur zu haben war, bringen lassen, und die alten Gardinen sind abgestäubt worden. Es sieht jetzt in den Gemächern recht wohnlich aus."

„Mehr kann die Dame nicht verlangen; haben wir doch erst gestern spät in der Nacht von ihrer Ankunft gehört. Nun, ich habe auch das Meine gethan, ich habe den Keller, der lange verschlossen geblieben war, heute wieder geöffnet und die besten Sorten heraufgeholt, für die Küche gesorgt, wenn Du, Mutter, etwa Deine Kochkunst zeigen sollst, und die Oefen probirt, es brennt herrlich ohne zu rauchen, und die Dame wird sich wahrscheinlich freuen, wenn sie die Zimmer durchwärmt findet."

„Bravo, Vater!" sagte die Frau und klopfte den Kastellan gutmüthig auf die Achsel, „im Ganzen ist es wohl gut, daß wieder Jemand das alte Schloß bezieht, im Winter war es mir manchmal recht schaurig und einsam und besonders fürchtete ich mich vor den großen Portraits, wenn Du mit Mira ausgegangen warst und ich

an einem solchen alten Ritter vorbei gehen mußte, wenn ich in der Küche Etwas geholt hatte."

„Ja ich weiß auch nicht, warum der Herzog in der Hausflur diese vielen Portraits hat aufstellen lassen, ich fürchte mich beinahe selbst davor. Mir sind die fremden Gäste auch recht, wenn sie uns nur nicht allzuviel Beschwerde machen; ich höre, daß sie nur eine einzige Kammerfrau mitbringen und einen Bedienten, den sie erst in der Stadt angenommen haben."

„Nun, es wird sich wohl machen, war doch der hochselige Herzog mit unsrer Bedienung immer zufrieden, wenn er einmal nach Rosenhof kam," sagte die Frau. „Ich denke, wir werden jetzt unser Bestes thun."

Die Thüre ward langsam geöffnet und herein schwebte eine zarte edle Gestalt in ländlicher, aber malerischer Tracht; in der linken Hand trug das Mädchen einen reich mit Herbstblumen gefüllten Korb, in der rechten eine Vase mit Blumen, die sie an das Herz drückte, damit keine der schönen Blumen verloren gehen möge.

„Da bringe ich auch Etwas zum Schmucke der Zimmer," sagte Mira, die Pflegetochter des Ehepaares. „Ich habe den Park und den Gar-

ten beraubt, mit Eichenlaub will ich den Saal schmücken, mit Blumen Wohn- und Schlafzimmer der Dame."

Mira setzte den Korb hin, holte mehrere Vasen, ordnete die Blumen und summte dabei, als sei sie allein, ein Liedchen.

Die alten Leute sahen dem Mädchen wohlgefällig zu, das, umgeben von Blumen, die sie in den kleinen weißen Händen hielt, dastand, wie der schönste Vorwurf für einen Maler. Es giebt Schönheiten, die so leicht zu beschreiben sind, daß man sie nach den wenigen Worten des Dichters lebhaft vor sich stehen sieht. Mira aber war eine von den Schönheiten, die nur unvollkommen zu beschreiben sind, man mußte sie sehen und hören, ihre Gestalt, ihr holdes Antlitz, ihre süße Stimme, ihre Art und Weise zu erzählen und sich zu bewegen, Alles das hatte einen wunderbaren, eigenthümlichen Reiz. Nicht ihr schönes, glänzend braunes Haar, nicht das strahlende Auge, weder das Majestätische in ihrer Gestalt, noch die Harmonie in ihren edlen Zügen hätten jenen Zauber ausgeübt, ohne das Unnennbare, dem Niemand widerstehen konnte.

Ihm gab sich Jeder, er mogte vornehm

oder gering ſein, willenlos hin, und die Leute im Dorfe pflegten von Mira zu ſagen: „Es iſt ein Mädchen, dem man nichts abſchlagen kann.“

Miras leichte Arbeit war gethan, ſie trug die Vaſen mit den Blumen hinauf in die Gemächer, und kehrte zurück, um das Eichenlaub nachzuholen. Indem ſie mit dem Laube über die Flur ging, wurde ein Wagen hörbar, und herein in das Portal fuhr ein Reiſewagen, aus welchem gewandt ein vornehmer Mann ſprang, der ehrerbietig ſtehen blieb, um der dicht verſchleierten Dame, die im Wagen ſaß, beim Herausſteigen die Hand zu bieten.

Die Dame ſah ſich um, und als ihr Blick auf Mira fiel, die lieblich erröthend daſtand, den Arm voll grünes Laub, ſagte ſie mit Hoheit: „Dich will ich um mich haben, mein Kind, folge mir!“

Das Mädchen gehorchte, die Dame, die keine Andre als die Marquiſe war, in Gedanken verloren, beachtete die tiefen Verbeugungen des Kaſtellans und ſeiner Frau nicht im Geringſten und ſchritt an ihnen vorüber die Treppe hinauf, begleitet von dem Grafen Montalegros, welcher überall ſeine Blicke hinwendete, um zu ſehen,

in wie weit für die Bedürfniſſe ſeiner Herrin geſorgt war.

Mira folgte, die Kammerfrau blieb bei dem Bedienten zurück, welcher unter ihrem Commando den Wagen abpacken half.

„O ciel“ ſeufzte ſie und hüllte ſich dicht in ihren Reiſemantel, „wie kalt ſind die Abende in dieſem Lande, o hätte ich mein ſchönes Frankreich doch nie verlaſſen, aber ich halte es hier nicht aus. Ihr guten Leute, ſorgt nur dafür, daß ich ein warmes, hübſches Gemach bekomme und guten Thee!“

Sie meinte, daß ihre Mutterſprache verſtanden werden müſſe, und ging ruhig die Treppe hinauf. Zum Glück verſtand der Diener franzöſiſch und theilte der Kaſtellanin die Wünſche der Franzöſin mit, welche ſich beeilte, ſie zu erfüllen.

Schon ſaßen der Kaſtellan und ſeine Frau beim Nachtmahl auf Mira wartend, als das Mädchen eintrat und ſich nachdenklich und ſchweigend neben die Pflegeältern ſetzte.

„Nun, wie ſieht denn die Frau Marquiſe aus, jung, alt, häßlich oder ſchön?“ fragte Frau Sophie. „Erzähle doch!“

Mira hatte das Gefühl, daß es die Dame schmerzen würde, wenn sie gegen irgend Jemand von ihr spreche, deßhalb wollte sie nicht weitläufig über sie reden, denn ganz ohne Antwort konnte sie ihre Pflegemutter nicht lassen.

„Sie trug ein Kleid von schwarzer Seide und muß, der Gestalt nach zu urtheilen, noch jung sein. Das Gesicht sah ich nicht, denn sie schlug den dichten Schleier nicht zurück. Ich mußte sie in dem Schlosse herumführen, und sie beschloß, die für sie eingerichteten Zimmer mit keinen andern zu vertauschen. Ich entschuldigte uns, falls sie Etwas vermissen sollte, mit der Eile, in welcher wir Alles machen mußten; da sagte sie gütig: „„Ich bin zufrieden, mein Kind, und bemerke, daß Du die Zimmer mit Blumen geschmückt hast.““

„Sie sagte dem Grafen einige Worte in einer Sprache, die ich nie gehört habe, er ging hierauf nach seinen Zimmern, und ich mußte sie von den Oberkleidern befreien, dann legte sie sich auf das Sopha in ihrem Schlafzimmer und fragte mich, seit wie lange Niemand von der herzoglichen Familie das Schloß besucht habe und ob es hier still und einsam sei.“

„Da sagte ich der Dame, die Frau Marquise titulirt wird, daß der Hof niemals hierher kommt, daß wir hier abgeschieden von aller Welt leben, und daß es nicht leicht für sie sein würde, sich hier zu unterhalten oder Gesellschaft zu finden."

„Die Dame schwieg, aber sie schien mit dem, was ich gesagt hatte, zufrieden und überließ sich Träumen, aus denen ich sie nicht zu erwecken wagte."

„Ich blieb ruhig an der Thüre stehen, bis sie mich wieder bemerkte und mir befahl, ihre Kammerfrau zu ihr zu schicken."

„Diese suchte ich und fand sie bei ihrem Thee, sehr zufrieden, daß sie die Reise überstanden hatte, und glücklich, daß ich etwas Französisch spreche. Sie will mich unterrichten."

„Und behielt denn die Frau Marquise fortwährend den Schleier über dem Gesichte? Leuchtete kein Zug hindurch?" fragte eifrig die Kastellanin.

„Sie scheint es gewohnt, immer verschleiert zu gehen, und nur den Glanz der Augen sah ich matt durch das Gewebe hindurch schimmern," entgegnete das Mädchen.

Die Kaſtellanin ſchüttelte den Kopf und ſagte pathetiſch: „Denk' an mich, Vater, daß ich es hier auf dieſer Stelle geſagt habe, das hat eine beſondere Bewandtniß mit der Dame. Sicher iſt es Eine, die etwas Böſes begangen hat, oder ſie iſt dem Manne davon gegangen mit dem ſchönen Grafen, welcher allerdings ſeines Gleichen ſucht."

„Warum nicht gar!" antwortete der Kaſtellan. „Da würde ſich nicht Se. Herzogliche Durchlaucht für ſie ſo intereſſiren. Daß Ihr Frauen einer Andern doch immer gern Böſes zutraut oder nachſagt. Ich mögte wetten, daß dieſe Unbekannte —"

„Vielleicht die heimlich entwichene Aebtiſſin eines Kloſters iſt," unterbrach die Kaſtellanin ſeine Rede.

„Laß mich doch ausreden, Mutter! Eine Nonne, wo denkſt Du hin? Eine vornehme, ſehr vornehme Dame wird die Fremde ſein, und mit der Zeit werden wir ſchon erfahren, wer ſie iſt! Alſo mache Dir und mir jetzt nicht durch Nachforſchungen Verdruß. Endlich wird uns Alles klar werden!"

„Ja," sagte die Frau, sich tröstend, „da hast Du Recht, Mann:

Nichts ist so fein gesponnen,
Es kommt endlich an die Sonnen!"

Und friedlich verzehrte die Familie das Abendessen, dann öffnete Mira das Fortepiano, was ihr der Pflegevater mit vielen Kosten von Wien verschrieben hatte, und setzte sich hin und spielte, wie es Abends die Eltern liebten, einen Choral.

Oben am Fenster stand die Marquise und blickte hinaus in die von der Abenddämmerung verschleierte Landschaft. Die milden Töne des Chorals erklangen durch die Stille des Abends, die Marquise öffnete das Fenster und lauschte. Die Glocken des Dorfes verkündeten das Erscheinen der Nacht, und westlich über dem uralten Walde stieg im herrlichen Glanze der Mond empor. Thränen füllten ihr Auge, und leise sagte sie vor sich hin: „Also hier, hier werde ich mein Leben beschließen, einsam, fern von Allem, was mich sonst umgab!"

Sie wandte sich um und erblickte den Grafen, der in das Zimmer getreten war, um die

Marquiſe zum Souper zu führen, das im Nebenzimmer bereit ſtand.

Sie winkte ihn zu ſich und ſagte mit melancholiſchem Ausdrucke: „Alſo hier werden Sie wohnen, hier jeden Abend daſſelbe Schauſpiel haben —"

„Wenn Ew. —"

„O ſtill, Graf Montalegros, Sie vergeſſen zuweilen, daß ich dieſen Titel nicht mehr führe. —"

„Und werden Sie hier glücklich ſein?" fragte der Graf. — „Wenn ich mich nemlich unterſtehen darf, darnach zu fragen, oder ob Sie vielleicht befehlen, daß ich Anſtalten zur Reiſe nach irgend einem andern Orte machen ſoll. —"

„O ich bin zufrieden, überaus zufrieden hier. Das Schloß liegt einſam und freundlich, es iſt geräumig genug für meine Bedürfniſſe, Niemand wird mich hier beläſtigen, und ich denke mich hier einzugewöhnen. Ich werde nicht mehr meine Beredtſamkeit aufbieten, Sie zur Rückreiſe in Ihr Vaterland zu bewegen zu ſuchen, und mit der Zeit werden die Wunden heilen, die mich noch ſchmerzen."

Sie band eine Halbmaske von ſchwarzem

Sammet um, wie sie in den südlichen Ländern die Frauen zum Schutze gegen die Sonne tragen, und gab dann dem Grafen den Arm.

Der kleine Speisesaal war hell erleuchtet, die Tafel mit schönem Obste und duftigen Blumen geschmückt, der Bediente stand hinter dem Stuhl der Marquise und servirte die Speisen, welche Frau Sophie und ihrer Magd Elisabeth alle Ehre machten. Die Dame, von der Reise angegriffen, ließ es sich vortrefflich munden und der Graf war bemüht, in einer dem Diener ganz fremden Sprache die Marquise zu unterhalten.

„Ich hoffe" sagte sie, und ein liebliches Lächeln ward unter der Maske sichbar, „daß ein Lieblingswunsch mir hier erfüllt werden wird, der, in Mira, dem hübschen Blumen streuenden Mädchen, ein weibliches Wesen zu gewinnen, das mich anzieht."

„Diese Herablassung von Ew. Gnaden — ist eine Ehre für das arme Kind, von der sie wohl niemals geträumt hat. Ich bin erstaunt darüber; indeß die Frau Marquise haben zu befehlen," sagte förmlich der Graf.

„Mein Graf Montalegros, ich habe mich aller Ansprüche, die ich machen könnte, längst

begeben. Ich lebe hier als Marquise von Olbreuse und für diese ist die Pflegetochter eines herzoglichen Dieners als Vorleserin und Dienerin nicht zu geringe. Ueberdem muß das Mädchen von höherem Stande sein, als es scheint; es ist nicht die Tochter des Kanellans und vielleicht hat ein wunderbarliches Schicksal sie hierher geführt. O mein Gott! Habe ich denn noch Grund zu irgend einem andern Stolze, als zu dem rein menschlichen, zu dem, den ein gutes Gewissen giebt?"

Der Graf wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen, in welches sie nach diesen Worten versank. Sie lehnte ihr Haupt in den Stuhl zurück und bald schlossen sich ihre schönen Augen vor Schwäche.

Der Graf war es gewohnt, die Marquise zu Zeiten in diesen Schlaf versinken zu sehen, er winkte dem Kammerdiener abzutreten und entfernte sich leise, um die Französin zu ihr zu schicken. Doch ehe er ging, warf er noch einen Blick voll tiefen, schmerzlichen Ausdruckes auf die Schlummernde.

„Arme hohe Frau, begabt und berufen, alle Andern zu überstrahlen, und jetzt zur tiefsten

Verborgenheit verurtheilt — wüßtest Du, was in meinem Herzen vorgeht —" und als fürchte sich der Graf vor irgend einem Selbstgeständnisse, ließ er den Satz unvollendet und schlich sich fort.

Auf dem Arm der Französin gestützt, begab sich die Marquise in ihr Schlafgemach und schlummerte bald sanft in dem Schlosse, das einige Jahrhunderte früher das Eigenthum ihrer Ahnen gewesen war.

Als die Dame den andern Morgen eben ihre Toilette vollendet und die schwarze Maske vorgebunden hatte, pochte ein feiner Finger an die Thüre, und ohne einen Ruf abzuwarten, wurde die Thüre geöffnet und das reizende Köpfchen Miras schaute in das Zimmer.

„Darf ich?" fragte sie, und ließ sich vor der Marquise auf ein Knie nieder, „ich komme aus dem Garten und bringe die letzten Blumen, die er noch bietet, und Spätkirschen. Sie sind schwarz und duftig, wie in Spanien gewachsen."

„Was weißt Du von Spanien?" fragte die Marquise, verwundert über des Mädchens Unbefangenheit, mit welcher sie sich in ihr Zimmer gedrängt hatte.

„Der Vater nennt dieſe Kirſchen ſo; er hat ſich als ein junger Burſche viel mit der Gärtnerei abgegeben und den Baum gepflanzt, als der jetzt regierende Herr Herzog das Licht der Welt erblickt hat. Jeden Herbſt hat der Vater dieſe ſeltenen Kirſchen dem hochſeligen und ſpäter dem jetzt regierenden Herzog bringen dürfen, aber ſeit acht bis zehn Jahren hat der gnädigſte Herr das Schloß nicht mehr mit ſeinem Beſuche beglückt und überhaupt nicht mehr gern von Roſenhof ſprechen hören, vielleicht weil —"

„Nun, mein Kind, vollende Deine Rede!" gebot die Dame.

Mira erröthete und fuhr fort: „Ich kann mich irren, ich meine nur, der Herzog vermeidet Roſenhof deßhalb, weil er ſonſt immer mit der erſten Frau Herzogin dies Schloß beſuchte."

„Er liebte ſie wohl ſehr?" fragte die Dame mit mühſam unterdrückter Bewegung.

„Ach, man weiß nicht recht, was das Wahre davon iſt. Sie ſind aber nicht glücklich zuſammen geweſen, der Herzog und die Herzogin, und jetzt in ſeiner zweiten Ehe wohnt das Glück wieder nicht. Die Frau Herzogin iſt jung und ſchön, aber der Herzog liebt ſie nicht, und ich fürchte

es kommt auch noch der Tag — aber ich will nicht Unheil prophezeihen. Nehmen Sie nur gnädigste Frau, die schönen Blumen und Früchte und verzeihen Sie mir die Störung."

Die Dame schien die letzten Worte von Mira ganz zu überhören.

„Also auch nicht glücklich!" seufzte sie, und nahm die Blumen, welche Mira auf den Spiegeltisch gelegt hatte.

Das Mädchen fühlte mit angeborenem Takte, daß die Marquise nicht gestört sein wolle und ging, ohne ein Wort zu sagen, leise aus dem Gemache.

Die Marquise blieb regungslos in Nachdenken verloren vor dem mit Blumen und Früchten bedeckten Tische stehen, und süße Bilder aus der Jugendzeit traten vor ihr geistiges Auge.

In derselben Stunde hatte auch der Graf Montalegros seine Toilette beendet und wandelte durch das alte Schloß, das auf viele Jahre sein Wohnort werden sollte.

An sein Schlafzimmer stieß ein einfaches, aber freundliches Wohnzimmer, und an dieses ein kleines Arbeitskabinet. Mehr Gemächer wagte er nicht der Marquise zu entziehen, die, außer

einem Schlafgemache, nur ein Wohnzimmer, eine Garderobe und ein Schreibkabinet für ſich allein beſaß. Seine und ihre Zimmer wurden durch den Speiſeſaal verbunden, welcher außerordentlich geſchmackvoll, und mit vielen Familien-Portraits geſchmückt war. Dieſe Portraits betrachtete er kaum, da ſie wenig Intereſſe für ihn hatten, und verließ den Saal, um die Gemächer der Kammerfrau und des Kammerdieners in Augenſchein zu nehmen, denn es lag in des Grafen Charakter, zu wünſchen, daß ſich ſeine Untergebenen bei ihm glücklich und zufrieden fühlen ſollten.

Nachdem er von der verwöhnten Franzöſin allerlei Bitten und Klagen angehört hatte, ging er die Treppe hinauf, die nach dem zweiten Stockwerke führte. Es enthielt eben ſo viele, aber unausgemalte und unmeublirte Zimmer, und der Graf dachte daran, daß es ein königlicher Aufenthalt werden könne, wenn er es reich und geſchmackvoll ausſchmücken ließ. Die Zimmer waren hoch und hell und die Ausſicht über den Garten hinweg nach dem ſchön gelegenen, von Wald und Bergen umgebenen Dorfe hatte ſelbſt für ihn, der die ſchönſten Gegenden der Erde geſehen, noch viel Reiz.

Dann, über die Ausschmückungen der Gemächer nachdenkend, verließ er das Schloß und ging durch den Garten, der für ihn einen eigenen Zauber hatte, weil er die Spuren tiefer Einsamkeit trug. Er war im altmodischen Geschmack, aber angenehm angelegt. Die Bäume trugen schon viel roth und gelbes Laub, und nur hier und da hing noch eine Frucht an den stillen Zweigen, die letzten Blumen hatte Mira für die Marquise gepflückt und dachte daran, wie bald der Wintersturm die Blätter verwehen, welche kalte Schneedecke sich über den Garten ausbreiten würde. Er kannte aber den deutschen Winter nur aus Beschreibungen und fürchtete ihn mehr, als die Marquise, für welche seine Schauer und Stürme nichts Neues waren.

Indem er im Geiste den Riß zu einem Wintergarten entwarf, wanderte er langsam bei einer Rosenhecke vorbei, und siehe, es blühte, geschützt im reichen Blättergrün, eine duftige, weiße Moosrose.

Der Graf brach sie ab und betrachtete sie lange sinnend; er besaß neben innerer Poesie die Fertigkeit, sich schnell in gebundener Rede ausdrücken zu können und dachte in seiner Mutter-

ſprache ein Gedicht, welches treu überſetzt ſo lauten würde:

„Du biſt in die Heimath zurückgekehrt als eine Fremde, Du wünſcheſt vom Leben nichts mehr als Stille und Ruhe, Du haſt kaum den Lenz des Lebens hinter Dir und erwarteſt nur noch die Blumen, welche im Spätherbſte des Lebens blühen, und ſiehe, eine zarte Frühlingsroſe, weiß und rein, wie ſie aus des Schöpfers Hand hervorging, bevor der aufgehende Tag ſie röthete, blüht Dir entgegen, und wenn Du ſie im Glaſe ſiehſt, in dem kleinen Raume, ſo wähneſt Du, es iſt Frühling draußen und vergiſſeſt, daß Du nicht im Lenze lebſt, der Dir ſeinen unerſchöpflichen Blüthenreichthum zu Füßen legt."

Er ſetzte ſich unter einen alten Kaſtanienbaum und hing ſeinen Gedanken nach, er verſetzte ſich in ſeine Heimath, in ſein altes Stammſchloß, das jetzt von Fremden bewohnt wurde; er gedachte ſeines Vaters, der ihn in ſeiner letzten Lebensſtunde ermahnt hatte, dem Vaterlande Blut und Leben zu weihen und im alten Glauben, den alten Sitten getreu zu leben und zu ſterben.

Und ſein Stammſchloß hatte er, nebſt ſeinen andern Ländereien, verkauft; verlaſſen hatte

er das Fräulein, welches er freilich kaum kannte, aber mit dem ihm sein Vater und des Mädchens Vater verlobt hatte, ehe Beide die Grenzen der Kindheit überschritten hatten.

In das Ausland war er gegangen, heimlich als Beschützer einer Dame, einer Ausländerin, er hatte die Nachricht von seinem Tode ausstreuen lassen und nannte sich nicht einmal mehr einen Sohn seines Vaterlandes, er gab sich für einen Portugiesen aus; wie ein lebendig Begrabener, abgeschieden von Allem, was zu seiner Welt gehörte, lebte er neben einer lebendig Begrabenen und sein Lohn war ein kühler Dank, das Bewußtsein, ihr Geheimniß zu kennen und ihr Retter von der schmachvollsten, grausamsten Gefangenschaft gewesen zu sein! — Aber nur einige Minuten dachte er so, und er würde für keinen Thron der Welt das Glück vertauscht haben, der Frau nahe zu sein, die er von dem ersten Augenblicke, in welchem er sie sah, mit Leidenschaft liebte, die er anbetete, welcher er sein ganzes Leben als getreuer Sklave zu widmen bereit war, obgleich sie nicht ahnete, was in ihm verging, nie ahnen durfte, denn ein kühner Blick, ein gewagtes

Wort würden ihn auf ewig aus ihrer Nähe verbannt haben.

Das Klirren eines Fensters unweit von ihm, weckte den Grafen Montalegros aus seinen Träumen, er sah die Marquise am Fenster stehen, aber wie immer das Gesicht mit der Halbmaske bedeckt.

Als sie den ehrerbietigen Gruß des Grafen gewahrte, neigte sie anmuthig das Haupt und schien zu erwarten, daß er kommen würde, ihr aufzuwarten.

Der Graf säumte auch nicht länger; er ließ sich anmelden und ward sogleich angenommen.

Als Montalegros in das Gemach trat, saß die Marquise in dem Stuhl am Fenster, von welchem aus man einen großen Theil des Gartens überschauen konnte.

Der Graf verbeugte sich tief, und indem er sich auf den Wink der Marquise ihr näherte, recitirte er die Verse, die er eben gedichtet hatte, und überreichte ihr die weiße Rose.

Die Marquise nahm sie mit sanftem Lächeln und sagte: „Wir wollen sie so langsam als möglich verblühen lassen; reichen Sie mir die Vase, Graf. –" Der Graf erfüllte sogleich den Befehl

und die Marquise setzte die Rose mit eigner Hand in's Wasser.

„Wie haben Sie diese Nacht geruht, Frau Marquise?" fragte Graf Montalegros, und in seinem Tone sprach sich eine so große Freudigkeit aus, daß er fast vor seiner eignen Stimme erschrak.

Die Marquise entgegnete heiter, wie sie der Graf nie gesehn: „O vortrefflich; es scheint als ob mich die Portraits meiner Ahnen in Schutz genommen hätten, denn seit Jahren habe ich nicht so süß geschlummert, so lieblich geträumt."

„Ich habe in dem Garten allerlei Reize entdeckt, die ich auf dem ersten Blick nicht in ihm suchte," entgegnete der Graf, „es fehlt zur Annehmlichkeit dieses Aufenthaltes nur Einiges, das ich anlegen lassen will. Der Herzog hat mir erlaubt, hier ganz frei zu schalten; ja ich hoffe, daß er dies Schloß mit Garten und Dorfe verkaufen wird, da er es nicht mehr besucht, und dann wird es bald ein Wohnsitz werden, Ew. Gnaden würdiger, als jetzt."

Die Marquise schwieg einige Augenblicke, ungewiß ob sie eine Frage thun solle oder nicht; endlich entschloß sie sich und sagte mit niederge-

ſchlagenen Augen und leiſem Erröthen: „Fanden Sie den Herzog heiter ausſehend?“

„Nicht ſehr, ſchien es mir —“ entgegnete der Graf.

„Und wie nahm er den Brief auf? Sagte er Etwas?“ fuhr ſie fort.

„Er war tief ergriffen! Er wird nicht im Entfernteſten ahnen, wer ihm nahe iſt; aber gewiß kann die Dame, die ihm ſo empfohlen iſt, ſeiner größeſten Hochachtung, ſeiner ſtrengſten Diskretion gewiß ſein!“

Die Marquiſe wandte den Kopf ſo, daß der Graf ihr Geſicht nicht ſehen ſollte, aber in einem Spiegel bemerkte er, daß Thränen ihr Auge füllten und ein Gefühl, quälend und lebhaft, ſagte ihm, daß ſie an dem Herzoge ein beſonderes Intereſſe nehmen müſſe.

Sie blieb jedoch nicht lange in dieſer Stellung; raſch wandte ſie ſich um und ſagte: „Vergeſſen Sie nicht, Graf, heute noch um die Bücher zu ſchreiben, die man jetzt zu den beſten der neueren deutſchen Literatur zählt; ich habe, während ich im Ausland lebte, ſelten von einem deutſchen Buche gehört und keins geſehn. Ich wünſche die Literatur meines Vaterlandes wieder

kennen zu lernen, aber Zeitungen will ich nicht lesen, sie könnten mich erregen. Ich *will*, ich *muß* für die Welt und für meine Familie todt sein; ich mag durch kein Wort erinnert werden, daß sie noch leben, daß ich zu ihnen gehöre."

„Zu Befehl, gnädigste Frau," entgegnete der Graf und verbeugte sich.

Sie machte ein Zeichen mit der Hand, und der Graf sah sich entlassen.

Als sich der Graf in seinem Zimmer befand gab er sich ganz seinen Empfindungen hin, die in diesem Augenblicke die bittersten waren.

Jahre lang hatte seine hohe Geburt, sein Amt ihn in Beziehungen zu der Frau gebracht, die er sich als Herrin auserkoren, welcher er Treue und Gehorsam gelobt hatte; niemals hatte er irgend eine tiefe Gemüthsbewegung an ihr wahrgenommen.

Stolz und kalt, als sei sie als regierende Königin geboren, war sie an der Seite ihres Gemahls erschienen; selten belebte Freude oder Trauer ihre Züge Die Nachricht von der größesten Gefahr, die ihr drohte, hatte sie ruhig aufgenommen, mit beispiellosem Muthe, mit einer Furchtlosigkeit ohne Grenzen hatte er sie den

Becher leeren sehn, der, wie sie wußte, einen Schlaftrunk enthalten sollte und vielleicht Gift war; denn wem konnte sie trauen? Ohne Beben fand er sie um Mitternacht, ihn erwartend unter Särgen in der Gruft, wo ihre Vorfahrinnen schlummerten und die berühmten Männer, deren Namen ihr Gemahl auch trug. Mit bewundrungswürdiger Kraft hatte sie alle Beschwerden der schnellen, geheimnißvollen und unbequemen Reise ertragen, mit seltner Klugheit und Charakterstärke sich in neue Verhältnisse gefügt. Nie war eine Klage ihren Lippen entschlüpft, nie hatte eine Thräne ihr helles Auge getrübt, und jetzt war sie bewegt, tief ergriffen, konnte kaum ihre Unruhe vor ihm verbergen, jetzt hatte sie geweint! — Was sie, die Stolze, so tief bewegte, mußte ein mächtiges Gefühl, mußte die Liebe sein. Sie hatte, so glaubte er, vor Jahren, ehe sie Ehebande an einen Andern fesselten, den Herzog geliebt, sie war von ihm geliebt worden; sie kannte, fuhr der Graf fort, die Macht, die ein Wort, eine Zeile von oder über sie noch immer über ihn ausübte, darum benutzt sie einen Brief an ihn. Darum hat sie das Land des Herzogs zu ihrem Aufent-

hatte erwählt, deßhalb fragte sie nach ihm, und Er? O Er liebte sie einst, er liebt sie noch; er wird ihr Bild ewig im Herzen tragen, sie wieder sehen, und dann? —

„Ja was dann?“ rief der Graf laut und heftig, „er ist vermählt, sie hat noch einen Gemahl — niemals kann er sie besitzen!“

Mit dieser Hoffnung tröstete sich der Graf, er vergaß, daß der Gemahl der Marquise leidend, daß die Herzogin sterblich war; er hoffte, es würde ihm gelingen, durch unveränderliche Beharrlichkeit, durch eine Liebe ohne Gleichen ihr Herz nach und nach zu gewinnen; daß er selbst sie dann nicht besitzen könne, daran dachte er in seiner Leidenschaft nicht.

In seine Phantasieen ganz versunken, ließ der Graf den Morgen dahin schwinden; der Kammerdiener mußte ihn daran erinnern, daß ihn die Frau Marquise zum Diner erwarte. Eilends änderte er seine Toilette, versuchte heiter und gleichmüthig auszusehen, und begab sich in den Speisesalon, in welchem er die Marquise schon fand. Sie nahm seine Entschuldigung gütig auf, und beide nahmen ziemlich stumm das

Diner ein. Dann begab sich die Marquise in ihr Zimmer und Graf Pentalegros stürzte hinaus in das Freie, um durch körperliche Ermüdung den Sturm in seiner Seele zu dämpfen.

V.

Thereſe.

Der Abend ſenkte ſeine dunklen Schleier über das friedliche Dorf, in welchem Thereſe, Wolfgangs Verlobte, in Einſamkeit und Stille lebte. Sie hatte eben eine künſtliche Nähterei, die zum Chriſtgeſchenk für Wolfgang beſtimmt war, bei Seite gelegt und wollte dem Bruder ihren Streit mit dem Verlobten, der ſie herzlich reute, mittheilen, als ſchwere Tritte hörbar wurden; das Mädchen vernahm die Stimme des alten Gaſpars, welcher mit der Magd des Predigers ſprach und ſich dann wieder entfernte, ohne, wie er ſonſt zu thun pflegte, nach dem Befinden des Herrn Paſtors und des Fräuleins perſönlich zu fragen.

Die Magd überbrachte Thereſen einen Brief und ging.

Obgleich die Braut ſogleich die Handſchrift Wolfgangs erkannte und gewöhnlich ein Brief von ihm ſie mit Freude erfüllte, zitterte ſie doch heute und wagte es nicht, ihn zu öffnen. Sie reichte ihn dem Bruder hin und ſagte mit der Haſt der Spannung: „Lies Du, Bruder, und ſage mir mein Unglück ſchonend, denn der Brief enthält etwas Wichtiges, Zerſtörendes für mich, das fühle ich!“

Der Prediger ſchwieg, denn in ihm wurden ähnliche Vorgefühle wach, aber mit raſcher Hand erbrach er das Siegel und las.

Einige Augenblicke zögerte er, den Inhalt Thereſen mitzutheilen, dann wandte er ſich zu der Schweſter und indem er den Kopf des Mädchens liebreich an ſeine Bruſt lehnte, ſprach er: „Eine Reiſe hat Wolfgang angetreten, er wird auf unbeſtimmte Zeit fern bleiben.“ Thereſe wurde blaß und fing heftig an zu zittern, dann nahm ſie den Brief und las:

Meine gute Thereſe!

Es iſt dringend nöthig für mich, daß ich eine Reiſe antrete; wenn ich von ihr heimkehre, weiß ich nicht; doch fürchte ich, daß es erſt in Monden, vielleicht erſt nach Jahresfriſt iſt. Der kleine Zwiſt, den es vor meiner Reiſe zwiſchen uns gab, iſt meinerſeits vergeben und vergeſſen. Ich wünſche Dir glückliche Tage und es wird mich beruhigen, wenn ich denken kann, daß Du Dich nicht allzuſehr um meine Abweſenheit betrübeſt. Ich habe es Dir nicht ſagen wollen, aber oft iſt mir der Gedanke gekommen, daß Du für mich nur eine ſchweſterliche Neigung im Herzen trägſt. Deine Thränen und die Briefe, bei welchen ich Dich im Anfange unſerer Bekanntſchaft oft fand, machen mir den Glauben, daß ich nicht Deine erſte Liebe bin, und ich habe die Ueberzeugung, daß ein Weib ſeine erſte, wirkliche und wahrhaftige Liebe niemals vergißt. Du wähnſt vielleicht, ich ſei fortgezogen, um treulos an Dir zu handeln; glaube nicht, daß ich an irgend eine andere Verbindung denke; ich fühle nur, daß ich anders werden muß, ehe ich vermag eine Gattin zu beglücken, und ich

fürchte, Du liebst mich nicht genug, um meine Eigenheiten ertragen zu können. Ich gebe Dir nicht den Ring zurück, den Du mir am Verlobungstage schenktest, noch begehre ich den meinen, aber wenn Du ein Glück ohne mich finden kannst, einen Mann, minder träumerisch und zufrieden damit, Deine zweite Liebe zu sein, so streife meinen Ring von Deiner Hand. Ich werde durch Base Gertraud von Dir hören und mich freuen, wenn Du glücklich bist. Lebe wohl und stelle, wie ich, Deine Zukunft Gott anheim.

Wolfgang.

„Was denkst Du zu diesem Briefe? Verdiene ich Wolfgangs Mißtrauen?“ fragte nach einer langen schmerzlichen Pause Therese. „Ich werde ihn überzeugen, daß meine Briefe an eine liebe Jugendfreundin gerichtet waren, daß meine Thränen ihr galten und Alles zwischen ihm und mir muß wieder gut werden,“ fügte sie hinzu, als der Prediger ihre Fragen unbeantwortet ließ.

„Liebe Therese,“ sagte dieser mit ungewöhnlich weicher Stimme, „Du tröstest Dich nach

Frauenart, mit Trugbildern. Du haſt nicht den wahren Gedanken erfaßt. Wolfgang iſt fort! Du lieſeſt nur heraus, was Deinen Wünſchen ſchmeichelt und Dich tröſtet, ſeine ſcheinbare Eiferſucht, denn Du willſt glauben, daß Wolfgang wirklich ein Mißtrauen in Deine Liebe ſetzt?"

„Wie? Du könnteſt ihn für treulos, für ſo überaus falſch halten, und ſein Mißtrauen, das er in die Wärme meiner Empfindungen ſetzt, nur für Vorwand nehmen?" rief Thereſe mit ungewöhnlicher Heftigkeit.

„Für was ſoll ich dieſen Brief denn halten, als für eine möglichſt höfliche, ſchonende Erklärung, daß er ſich niemals mit Dir verbinden will!" ſagte ernſt der Prediger.

„Unmöglich! Er hat mich geliebt, er wird, er kann mich nicht verlaſſen, ich werde ihm ſchreiben, ſein Mißtrauen vernichten —"

„Gute Thereſe," ſagte der Prediger gütig aber mit Nachdruck, „ich bitte Dich, gieb Dich nicht leeren Täuſchungen hin. Irgend Etwas in Wolfgangs Innerm iſt erwacht, das ihn von einer Verbindung mit Dir abmahnt. Vielleicht war ſeine Liebe zu Dir nur Einbildung, viel

leicht bildet er ſich jetzt ein, eine Andre zu lieben. Es iſt ihm ſchwer geworden, Dir dies zu geſtehen, daher ſein unklarer Brief. Hat er Dich wahrhaft geliebt, ſo wird er zurückkehren, liebte er Dich nie, ſo haſt Du ihn nicht verloren, denn dann beſaßeſt Du ihn nur ſcheinbar. Was zuſammen gehört, muß ſich zuſammen finden, dieſe Nothwendigkeit iſt tief in der Natur begründet. Glaube mir, Menſchen, die nicht zuſammen gehören, können wohl getraut werden, aber ſie können keine Ehe führen, eben ſo wenig, als widerſtrebende Elemente ſich verſchmelzen können; aber wie die Elemente, die zuſammengehören, ſich finden und einen, findet ſich Seele zur Seele, um ſich nie mehr zu laſſen. Mit meinem Willen ſchreibſt Du an Wolfgang nicht, bleibeſt Du ſtill. Wenn er Dich liebt, wird er zurückkehren, wenn nicht, ſo wirſt Du einen Irrthum endlich verſchmerzen. —"

Thereſe wagte keinen Widerſpruch, denn ſie ehrte und fürchtete den Bruder eben ſo ſehr, als ſie ihn liebte. Sie hätte freilich gern noch

von Wolfgang gesprochen aber der Prediger verhinderte dies, indem er ausging.

Sein Schritt lenkte sich dem Jägerhause zu, er hielt es für seine Pflicht, mit Base Gertraud über Wolfgang zu sprechen. Die alte Gertraud fühlte, was in des Predigers Herzen vorging, sie konnte Wolfgang nicht ganz rechtfertigen, allein sie liebte ihn, und suchte ihren Vetter im Gespräche mit Dünefeld zu entschuldigen.

Der Pfarrer hörte der alten Gertraud zu, die es für das Gerathenste hielt, ihm von Wolfgangs Traume und von dem Eindrucke zu erzählen, welchen die Erscheinung der Marquise auf ihn gemacht hatte. Der Pastor sah jetzt Wolfgangs Benehmen mit milderen Augen an, allein er entschuldigte ihn nicht, wie die Base, welche ihren Vetter mit dem jungen Weine verglich, der erst gähren und draußen müsse, ehe er gut würde.

Er erklärte der Vertheidigerin ruhig, daß er fest entschlossen sei, Theresens Lebensglück nicht einem Manne zu vertrauen, der wie ein phantastischer Thor jeden Traum für Wahrheit halte, jeder Erregung des Augenblickes folge, und ohne auf die Stimme der Vernunft zu achten, sich

einzig von der Phantaſie leiten laſſe. „Was für ein dauerndes Glück könnte Thereſe von ihm hoffen?“ ſchloß er ſeine Rede. „Wenn ihn nicht ſeine Liebe zu ihr, Freundſchaft für mich, der Gedanke, daß er ein ihm treu ergebenes Herz unglücklich macht, von ſeiner Schwärmerei für eine Erſcheinung abhielt, ſo würde ihn das am Altare ausgeſprochene Gelübde auch nicht binden, und ich ſehe es für das größeſte Glück bei dieſem Unglücke an, daß Thereſe noch nicht mit ihm durch die Ehe verbunden iſt.“

„Und ich denke, Wolfgang kehrt doch wieder zu Thereſen zurück, er kann ja die fremde Marquiſe nicht heirathen,“ ſagte Baſe Gertraud mit Eifer.

„Meinen Sie, daß ihn dann Thereſe mit offenen Armen aufnehmen müßte? Iſt es etwa für meine Schweſter, für das reine, brave Mädchen ein Glück, wenn ſie Wolfgangs Gattin wird, nachdem er eingeſehen hat, daß ihn jene Frau Marquiſe oder irgend eine vornehme Dame nicht beachtete, nachdem er ſich an der großen Welt und ihren Verirrungen überſättigt hat? Ich ſage Nein, und abermals Nein! — Alles, was ich von Ihnen erbitte, iſt, daß Sie in Ihren Brie-

sen an Wolfgang Thereſen nicht erwähnen und es vermeiden, von ihr zu Wolfgang zu ſprechen. Wenn Sie mir dieſe Bitte nicht erfüllen, werde ich Sie für herzlos, für falſch halten," ſprach der Pfarrer.

Gertraud fühlte ſich von dieſer Rede tief verletzt, aber ſie wußte Nichts zu entgegnen und gab mürriſch und beſtimmt das Verſprechen, den Wunſch des Paſtors zu erfüllen.

So ſchieden Beide.

Der Prediger fand Thereſen mit verweinten Augen, er ließ ſie ausweinen und ſchwieg.

Nach einigen Tagen ſagte er liebevoll: „Wir haben ſeit langer Zeit nicht zuſammen muſicirt, laß uns wieder einmal vierhändig ſpielen."

„Gern, lieber Bruder, aber mein Spiel iſt ſchwach gegen das Deine," ſprach ſie.

„Du haſt aber von Natur mehr Talent; Dir fehlen nur Uebung und Ausdauer," bemerkte er.

Und die Geſchwiſter ſetzten ſich hin und ſpielten ein vierhändiges Clavierconcert von Hummel, das ziemlich gut ausgeführt wurde.

„Laß es uns noch ein Mal ſpielen," ſagte der Prediger, und ſie wiederholten es und üb-

ten es endlich, bis Dünefeld ſagte: „Ei, Thereſe, Du biſt eine gute Spielerin und wir könnten uns im Concerte hören laſſen!“

Thereſe ſah ihn dankbar an und verſuchte zu lächeln.

Der Prediger wußte, daß Thereſe Wolfgang von ganzer Seele geliebt hatte, er wußte, daß ſie ſeinen Verluſt nicht ſchnell und leicht verſchmerzen würde und daß ſie keinen Andern ſo lieben würde, wie ihn. Er fürchtete für Thereſen eine einſame Zukunft, denn er war funfzehn Jahre älter, als ſie, und kränklich.

Deßhalb ſuchte er für ſie einen feſten Schutz gegen das Unglück, eine liebe Gefährtin in der Einſamkeit, und wählte die Kunſt, die milde, liebliche Tonkunſt.

Thereſe war eine ziemlich gute Clavierſpielerin; er beſchloß, daß ſie unter ſeiner Leitung das Spiel zur Meiſterſchaft ausbilden ſolle und wenn er das Mädchen ſo tief in ſich verſenkt und unglücklich ſah, redete er zu ihr von Kunſtreiſen, die ſie ſpäter machen ſollte, von den ſchönen Städten und Gegenden, welche ſie kennen lernen würde, und von den Freuden des Wiederſehens, wenn ſie zu ihm heimkehren würde.

Dann zeigte Thereſe einige Theilnahme, und der Prediger gab ſich mit Vertrauen der mächtigen Tröſterin hin und hoffte von der Zeit.

Wolfgangs Vorgeſetzter hatte die heimliche Entfernung des jungen Förſters ſehr übel genommen, und da er nach einer Abweſenheit von acht Wochen weder zurückgekehrt war, noch geſchrieben hatte, ging er ſelbſt zu Gertraud und ſagte ihr mit kurzen Worten, daß er Wolfgang ſeiner Stelle verluſtig erkläre und ſie durch einen Andern beſetzen würde.

Der junge Mann, welcher einſtweilen dieſe Stelle vertreten hatte, ward von ſeinem Interims-Poſten abgerufen und ein Andrer, noch ziemlich junger und artiger Mann hielt als Förſter ſeinen Einzug. Er wählte das Haus, welches ſeit einem Jahrhunderte die Amtswohnung war, zum Bewohnen und ſetzte ſich mit Gertraud und dem alten Konrad nicht in den geringſten Verkehr. Er war brav, gebildet, aber das Abbild der Proſa und erklärte Wolfgangs Reiſeluſt für Narrheit, und Baſe Gertraud, von welcher er gehört hatte, für eine abergläubige Schwätzerin.

Thereſe ſtand am Fenſter und blickte hinaus

auf die mit Schnee bedeckte Landschaft, sie dachte an ihre mit Schnee bedeckten Blumenkeime im Garten, und ein tiefer Seufzer entfloh ihrer Brust, denn barg nicht auch ihr Herz noch Blüten und Keime, die verhüllt werden mußten mit Kälte und Gleichgültigkeit?

Ihr Bruder hielt es für klug, Thereſens Seufzer nicht zu bemerken und ſie zu fragen, ob ſie einen Spaziergang mit ihm machen wolle.

Das Mädchen willigte ein und kleidete ſich in einen hübſchen grünen mit Zobel beſetzten Pelz, ſetzte einen ſchwarzen Sammethut über das weiße Häubchen und ging an des Bruders Seite durch das Dorf nach einer Anhöhe, von wo aus ſich dem Blicke die ſchönſte Ausſicht darbot.

„Sieh," ſagte Tünefeld zu ſeiner Schweſter, „wie friedlich das Dörfchen vor uns liegt, hell funkelt der gefrorne Fluß im Sonnenſtrahl, gerade empor zum klaren Himmel ſteigt der Rauch aus den kleinen Häuſern, und in ihnen iſt oft mehr Zufriedenheit zu finden, wie in den Paläſten der Fürſten."

„Gewiß," entgegnete Thereſe, „ich komme oft in Verſuchung, dieſe Menſchen zu beneiden. Sie bilden weder ihren Geiſt, noch ihre Empfin-

dungen aus, und sind deßhalb minder fähig Schmerz zu empfinden."

„Aber Sie haben dagegen die vielen Hülfsmittel nicht, sich von ihrem Schmerze loszureißen, oder darüber zu erheben," sagte der Prediger. „Aber laß uns die Mutter Waldmann besuchen und eine Tasse Kaffe: bei ihr nehmen, sie darf uns doch nicht immer vergebens eingeladen haben."

Thereſe nickte und der Pfarrer ſchlug den Weg nach dem Hauſe der alten Frau ein.

Er öffnete ſchnell und leiſe die Hausthüre und trat mit Thereſen in die reinliche mit Sand beſtreute Hausflur. Ohne anzuklopfen ging er in das Zimmer hinein, um mit gutmüthigem Scherze die Frau zu überraſchen.

Sie ſaß an dem reinlichen Tiſche auf der Ofenbank, neben ihr ſchnurrte eine große buntfleckige Katze, das Spinnrad war bei Seite geſchoben, und mit vielem Eifer ſchaute Frau Waldmann auf den Tiſch, welcher mit Karten bedeckt war.

„Ei, Mutter Waldmann, Sie legen wohl gar die Karte?" ſagte der Prediger. „Wiſſen Sie nicht, daß ſich dies nicht ganz mit der Erfüllung des zweiten Gebotes verträgt?"

Mutter Waldmann warf erſchrocken die Karten zuſammen und tief knirend rief ſie: „Ach mein Gott, der Herr Paſtor! Tauſend Mal willkommen! Auf dieſe Ehre bin ich gar nicht genug vorbereitet geweſen, aber einen guten Kaffee dürfen Sie und das Fräulein nicht verſchmähen.“

„Gewiß nicht; er wird uns nach dem Spaziergange in der Kälte vortrefflich munden. Aber, Mutter Waldmann, wiſſen Sie wohl, daß ſich der Menſch, und ins beſondere der Chriſt, nicht mit ſolchen Phantaſieen und Zauberkünſten abgeben ſoll?“

Frau Waldmann öffnete eilfertig ihren Glasſchrank, aus welchem ſie das Kaffeegeſchirr herausholte, und ſagte lächelnd: „Ich habe dieſen unſchuldigen Zeitvertreib durchaus nicht für ſündhaft gehalten; aber ich fand ſchon ſehr oft, daß die Karten richtig prophezeit haben, und daß gewiſſe Dinge nicht zu verachten ſind.“

„Aller Aberglaube iſt ſündlich und darum ſchädlich, wir ſollen alle unſre Wege dem Herrn befehlen, und uns nicht auf Trugbilder verlaſſen!“ ſprach ernſthaft der Pfarrer.

Frau Waldmann ſchwieg, im Innerſten ihres Herzens hielt ſie die Neigung, die Zukunft durch

dieſes oder jenes Mittel ergründen zu wollen, nicht für ſchädlich und eben ſo wenig für ſündhaft, aber ſie hatte vor dem Pfarrer großen Reſpekt und wagte es nicht, ihm zu widerſprechen.

Als aber Thereſe zu ihr in die Küche trat, um über einige häusliche Angelegenheiten ſich Raths zu erholen, öffnete Frau Waldmann den Mund und ſagte: „Es iſt doch nicht ganz ohne, das Kartenlegen und Dergleichen. Es iſt nun dreißig Jahre her, ich war damals noch nicht volle zwanzig alt, da wollte ich wiſſen, mit wem ich vor dem Altar treten müſſe, denn ich hatte zwei Freier. Der, den ich liebte, war meinen Eltern zu arm, ſo daß ſie ihm das Haus verboten, und der Andre, der den Eltern anſtand, war mir zuwider bis in den Tod.

„Da ging ich den Abend vor dem Dreikönigstage allein, ohne ein Wort zu reden, auf einen Kreuzweg und wartete, wer da wohl kommen würde und was für Worte ich hören würde. Und ſo wartete ich und wartete wohl eine Stunde; endlich kam ein Bauer mit ſeiner Frau, und ich hörte die Frau zu dem Manne ſagen: In Gottesnamen nimm den, der Dir am Beſten gefällt! Sie meinte freilich einen Knecht, ich aber bezog

es auf mich und wehrte mich gegen meine Eltern tapfer, so oft sie mich in das verhaßte Ehejoch einspannen wollten. Und nach zwei Jahren treuen Harrens wurde ich eine glückliche Frau.“

Thereſe kehrte nachdenklich heim, nur zwei Tage fehlten noch zum Dreikönigs-Heiligenabend, und es iſt eine alte Wahrheit, daß Niemand abergläubiſcher iſt, als ein Liebender, welcher entweder unglücklich liebt, oder ſein Ziel noch nicht erreicht hat.

Sie beſchloß, das Orakel zu fragen, denn ihre hoffende Seele gab ſich noch immer angenehmen Selbſttäuſchungen hin.

Der neue Förſter, Bergner, hatte dem Pfarrer kurz nach ſeiner Ankunft in dem Dorfe einen Beſuch gemacht, und bei dieſer Gelegenheit Thereſen nicht geſehn; er hatte anfangs wenig Zeit, die neue Bekanntſchaft fortzuſetzen, und ſo kam es, daß er nicht einmal daran dachte, daß der Pfarrer eine Schweſter hatte. Bergner war, wie ſchon von ihm geſagt worden, ein rechtlicher, aber proſaiſcher Mann. Der Umgang mit hübſchen Mädchen war ihm zufällig nicht viel im Leben geboten, geſucht hatte er ihn nicht, aus Furcht, ſich zu verlieben; denn er hätte es für

wahnſinnig gehalten, eher an eine Frau als an ein Amt zu denken; Liebesgeſchichten, die nicht zu einer baldigen Heirath führen konnten, kamen ihm närriſch, oder, wie er zu ſagen pflegte, unſolid vor.

Als Thereſe mit ihrem Bruder durch das Dorf zurück ging, wobei er die Straße, welche an dem Hauſe Wolfgangs vorüber führte, vermied, ſah Bergner Thereſen am Arme des Predigers dahin gehen, und ſein ſcharfes Auge ſagte ihm, daß ſie ein hübſches und einnehmendes Mädchen ſei. Er hatte ſchon einige Male die Herzensgüte von „Pfarrers Thereſe," wie ſie genannt wurde, rühmen hören, und die höchſt ſaubere Wohnung des Seelſorgers bezeugte, daß Thereſe eine ausgezeichnet gute Wirthin ſei. Daß er, der Förſter des nahen Waldes, die Schweſter des Pfarrers von ſeinem Wohndorfe heirathe, kam ihm ganz vernünftig vor; er beſchloß, Thereſen, ſo weit als ihm nöthig ſchien, kennen zu lernen und ſah ſchon im Geiſte das hübſche Mädchen als thätige, freundliche Hausfrau neben ſich und vier hübſche ſpielende Kinder dabei; denn ein Sohn ſollte ſeine Stelle erben, der zweite Pfarrer des Dorfes werden, und die beiden Töchter

ſich mit dem Gerichtsdirecter und dem Verwalter verheirathen.

So weit war der Förſter in ſeinen Betrachtungen über ſeine Zukunft gekommen, als er ſich vor dem Pfarrhauſe befand und die Klingel zog.

Thereſe ſaß dem Bruder gegenüber und bereitete den Abendthee, als die Dienerin des Hauſes mit den Worten: „Der Herr Förſter kommt,“ in das Zimmer trat.

Der Prediger ſtand auf, um ihm einige Schritte entgegen zu gehen, ſeine Schweſter erblaßte und wehrte mühſam den Thränen, die ſich in ihre Augen drängten, denn die bitterſten und ſüßeſten Erinnerungen wurden in ihr wach.

Der Förſter trat ein und begrüßte den Pfarrer und Thereſen mit einer gewiſſen gemüthlichen Biederkeit, die immer einnimmt und auch dem Mädchen an jedem Andern gefallen haben würde, aber die grüne Jägertracht, welche Wolfgang ſo wohl kleidete und die Bergner angelegt hatte, erinnerte ſie an den Entfernten auf eine Weiſe, die Bergner nachtheilig ſein mußte.

Da ſaß er, an demſelben Tiſche, an dem Wolfgang hundert Male geſeſſen hatte, ihr gegenüber, wie der Unvergeſſene auf dem geſtickten

Stuhle, und ſprach wie jener es beim Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit dem Bruder gethan hatte.

Aber es war nicht die wohlklingende Stimme, nicht die kindlich poetiſche und doch auch wieder kecke, friſche Jägerart, mit welcher Bergner ſprach und die Thereſe an Wolfgang ſo geliebt hatte.

Der Pfarrer bot dem Förſter Thee an.

„Ich danke," erwiderte dieſer, „ich nehme ſpäter ein etwas ſubſtanzielleres Abendeſſen ein, Thee trinke ich nur, wenn ich krank bin."

„Nun, wie Sie wollen, Herr Förſter; ich habe, wie Sie ſehen, meine Pfeife, und meine Schweſter gehört zu den Mädchen, welche den Männern auch in ihrer Gegenwart eine Cigarre oder Pfeife erlauben. — Wenn es Ihnen gefällig iſt," und mit dieſem Worten langte der Prediger nach der Cigarrentaſche.

„Das iſt brav von dem Fräulein; es iſt nichts Unleidlicheres auf der Welt, als ein Frauenzimmer, das vom Tabakrauche in Ohnmacht fällt," agte der Förſter. „Aber was nähen Sie denn da?"

„Küchenhandtücher, Herr Bergner!" antwortete Thereſe.

„Vortrefflich, das iſt klug! Heut zu Tage ſen die Mädchen den ganzen Tag Romane, oder

machen Muſik. Dummes Zeug!“ bemerkte Bergner.

„Meine Schweſter iſt eine gute Clavierſpielerin, und ich denke, als ein Jägersmann lieben Sie die Muſik,“ ſagte der Prediger.

„O ja, aber nicht im Hauſe; in der Kirche, bei Freudenfeſten, beim Tanz und bei großen Jagden. Nun, wenn Fräulein Dünefeld erſt Frau ſein wird, verliert ſich die Luſt zum Muſiciren von ſelbſt,“ ſagte der Förſter.

„Ich werde weder heirathen, noch die Luſt zur Muſik verlieren!“ ſprach Thereſe und zog die Stirn in Falten.

Der Förſter fand dieſe kurze Antwort recht weiblich und drollig; er ſprach noch Allerlei mit dem Pfarrer und ging mit dem Verſprechen, ſeinen Beſuch bald zu wiederholen.

Auf dem Zuhauſewege ging er noch raſcher als gewöhnlich, faſt ſchwebend, und zu ſeinem alten Jägerburſchen, der ſchon bei ſeinem Lehrherrn in Dienſten geſtanden und welchen er mit ſich gebracht hatte, ſagte er, als dieſer das Abendeſſen auftrug:

„So einen vergnügten Abend, wie heute, habe ich lange nicht gehabt, Paul. Der Paſtor

iſt ein braver Mann und ſeine Schweſter ein allerliebſtes Mädchen, ſinnſam, fleißig und dabei höchſt unterhaltend."

„So? Sie ſoll mit dem vorigen Herrn Förſter verlobt geweſen ſein, oder noch auf ihn hoffen," brummte dieſer.

„Poſſen, Paul!. Einen ſolchen romantiſchen Narren liebt ſolch ein ſolides Mädchen nicht, und jetzt, wo er keine Stelle hat, wird ſie doch nicht auf ihn warten?" antwortete der Förſter und ſchenkte ſich mit liſtigem Lächeln das zweite Glas Wein ein.

„Nun, wie gefällt Dir der Förſter? Mir ſcheint er ein vernünftiger, grundbraver Mann," ſprach der Prediger zu Thereſen.

„Er iſt mir unendlich gleichgültig!" erwiderte gelaſſen Thereſe und nähte fort.

Den andern Abend ſchlich ſich das Mädchen leiſe zum Hauſe hinaus, auf den nächſten Kreuzweg. Der Sturm ſchlug ihr Regentropfen und Schneeflocken in das Geſicht, ſie fühlte es kaum

An dem Dreikönigstage hatte ihre Hochzeit mit Wolfgang ſein ſollen, und heute, am Vorabende dieſes Tages, ſtand ſie allein, einſam im Sturm und Wetter, auf Worte hoffend, aus

denen nur der Aberglaube Troſt zu ſchöpfen vermag.

Wenn ein Dichter ſich genau in die Stimmung eines ſolchen Mädchens zu ſetzen vermögte wenn er wüßte, wie das verlaſſene Weib mit warmem Herzen durch Nacht und Dunkel ſchreitet und mit Ernſt das thut, was an ſich ſo kindiſch iſt, wie viel könnte er darüber ſagen.

Thereſe weinte leiſe und bitterlich; es that ihr wohl, einmal ungeſehen recht von Herzen um Wolfgang weinen zu können.

Sie lauſchte und lauſchte, Niemand kam, das ſchlechte Wetter hielt Jeden im Hauſe feſt. Endlich, als Thereſe ſchon aus Rückſicht für ihren Bruder heimkehren wollte, ſchritten zwei Männer an ihr vorüber, und der Eine ſprach zum Andern: „Es iſt nicht immer ein Unglück, was anfangs oft ein Unglück ſcheint!“

Dieſe Worte klangen Thereſen in dieſem Augenblicke nur wie ein leerer Troſt; denn ſie gaben ihr gar kein Anzeichen, ob ſie jemals Wolfgang wiederſehen würde oder nicht, und die Hoffnung davon zu hören, ſie allein war es, die Thereſen auf den Kreuzweg im Dunkel bei Sturm und Regen geführt hatte.

Dichter hüllte ſie ſich in das Regentuch und ſchlüpfte unbemerkt in das Haus des Bruders, der eben ſeine Feſttagspredigt memorirt und ſie nicht vermißt hatte.

Den andern Morgen, bevor noch der Gottesdienſt begann, brachte der alte Paul dem Herrn Pfarrer im Namen ſeines Herrn einen Haſen und dem Fräulein einen Strauß aus ſeinem Garten.

Er beſtand aus Wintergrün und Helleboros, das einzige Grünende, Blühende, was der Garten jetzt bot. Thereſe ſetzte den Strauß in das Waſſer und trug ihn in des Bruders Zimmer, der das Grüne liebte. Heute in die Kirche zu gehen war ihr unmöglich.

VI.

Wolfgang.

Als Wolfgang an jenem Morgen ſtill das Haus verließ, war ihm wunderlich zu Sinne; und wenn er ſich auch deſſen nicht bewußt war, er würde dageblieben ſein, hätte Baſe Gertraud, der Prediger, oder Thereſe ſich bemüht, ihn zu halten.

Indem er das Haus verlaſſen wollte, in welchem ſeine Eltern glücklich geweſen waren, ſich über ihn und ſeine Entwickelung gefreut hatten, ward ihm wunderbar wehmüthig um's Herz, aber er kämpfte dieſe Empfindungen nieder und ſchritt raſch vorwärts.

In dem Gaſthofe, in welchem jüngſt die Marquiſe übernachtet hatte, fragte er, wohin ſie ihren Weg genommen habe, und hörte, daß ſie

nach Cöln gereiſet ſei. In Köln verlor er ihre Spur, obgleich er auf der Poſt und in allen Gaſthäuſern fragte. Jetzt kam er endlich auf die vernünftige Idee, ſich ſelbſt zu fragen: „Was willſt Du in der Fremde? Warum verließeſt Du die Heimath? Was iſt Dein Ziel? Auf dieſe Fragen mußte er ſich ohne Selbſttäuſchung antworten: „Ich ſuche in der Fremde jene hohe, wunderbare Frau, die mich auf unbegreifliche Weiſe anzieht; ich bin fortgegangen, weil ich, wie ich jetzt bin, weder Thereſen, noch irgend ein Mädchen heirathen will und kann; ich will irgend Etwas in der Welt thun, die Welt kennen lernen und nicht, wie bisher, ein Pflanzenleben führen!“

An's Geld dachte er vor der Hand noch nicht, denn er hatte ſeine Sparbüchſe mitgenommen, welche die Schätze enthielt, die ſeine gute, zärtliche Mutter an Namens- und Geburtstagen, am Chriſtfeſte geſammelt hatte, und die durch ein kleines Erbtheil vermehrt worden waren. Außerdem beſaß er noch ein Haus in dem Dörfchen, wo er geboren war, und ein kleines Kapital bei einem Banquier in Cöln, was ihm im Nothfalle ſogleich zu Gebote ſtand.

Er mußte ſich freilich ſelbſt ſagen, daß es eine ſchwierige und faſt unſinnige Aufgabe ſei, eine Dame aufſuchen zu wollen, von welcher er den Namen nicht wußte, deren Reiſeziel er nicht kannte. Und hatte er ſie auch gefunden, zu was konnte es ihm nützen? Sie ſtand an Rang und Geburt augenſcheinlich hoch über ihm; um ſie zu gewinnen, dazu war er weder vornehm, noch reich genug, vorausgeſetzt, daß ihr Herz frei; und um ihr nur nahe ſein zu dürfen, zu dienen, dazu fühlte ſich Wolfgang nicht berufen, das war gegen ſeinen männlichen Stolz.

So kam er dahin, daß er ſeine Nachforſchungen nicht mehr ſo eifrig wie anfangs fortſetzte. An Thereſen dachte er ſelten, weil er nicht an ſie denken wollte, denn ſeine Handlungsweiſe gegen ſie vergab er ſich nicht ganz. Er ſuchte, ſo oft ihr Bild ihm erſchien, dies gewaltſam zu verſcheuchen, und ſehr oft gelang ihm dies.

So kam er gemüthlich und bequem den Rhein hinauf, nach Frankfurt am Main, wo er einige Tage zu bleiben beſchloß.

Er ſtieg im Schwan ab, und fragte ſchon eine Stunde nach ſeiner Ankunft nach den Se-

denkwürdigkeiten der Stadt. In Eile kleidete er sich und ging nach dem Städtelschen Museum.

Wolfgang hatte niemals sein Dorf verlassen gehabt, als wenn ihn irgend ein Einkauf nach Aachen geführt hatte; er hatte bisher weder ein Schauspiel, noch ein gutes Gemälde, oder eine schöne Statue gesehen, und niemals eine volltönende Musik gehört. Als er nun in die mit Gemälden aus allen Schulen geschmückten Säle trat und die herrlichen Schöpfungen der Kunst schaute, da war es, als ginge ihm ein neues Leben auf, und er konnte sich von den Gemälden nicht trennen.

Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer, der sich hinter ihm hören ließ, weckte ihn aus seinem Schauen, in das er ganz versunken war, auf, er sah sich um, und sah eine feingekleidete Dame stehen, die mit Augen voll Thränen ein Gemälde betrachtete, das Erinnerungen in ihr wach gerufen haben mogte.

Die Dame trug ein dunkelbraunes Kleid von feinstem Caschemir mit einem großen Kragen von demselben Stoffe, einen kleinen schneeweißen, fein gefälteten Kragen über demselben

einen weißseidnen Hut und seine weiße Handschuh.

Ihr Gesicht, das noch immer schön war, hatte alle Jugendfrische und Heiterkeit verloren, die schlanke Gestalt hatte sich vorgeneigt, als trüge sie eine unsichtbare schwere Last, das Unglück war in diesen Zügen so deutlich ausgeprägt, daß Wolfgang sich tief ergriffen fühlte.

Sie wollte den Saal verlassen, aber Wolfgang sah, daß sie unsicher ging, wie einer Ohnmacht nahe. Rasch, von seinem Herzen fortgerissen, trat er zu ihr hin und fragte: „Ihnen scheint unwohl zu sein, gnädige Frau, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?"

Die Dame mußte sich, wie es schien, sehr unwohl fühlen, und ganz fremd in Frankfurt sein, denn sie nahm seinen Arm an, ohne sich im Geringsten zu bedenken und flüsterte: „In der kalten Luft wird mir besser werden!"

Wirklich erhöhten sich die Lebensgeister der Dame, als sie sich auf der Straße befand. „Ich wohne im Schwan," sagte sie zu Wolfgang, und dieser führte sie nach dem Gasthofe, den er zu seinem geheimen Vergnügen selbst bewohnte.

Er geleitete die Dame nach ihrem Zimmer

im erſten Stocke, und ſtieg dann eine Treppe höher hinauf nach dem ſeinen.

In ſeinem Zimmer überließ er ſich ſeinen Gedanken, die ihn zur nächſten Vergangenheit zurückführten, er dachte unaufhörlich an die Frau, deren ſchwermüthiges Antlitz mehr Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte, als ihre Schönheit.

Seine erſte Frage an den Kellner war nach dem Namen der Dame in No. 1.

„Gräfin Roſenberg aus Preußen," entgegnete der Kellner.

„Und reiſet ſie ganz allein?" fuhr Wolfgang fort.

„Eine alte Geſellſchafterin, ein eben ſo alter Kammerdiener und eine Jungfer machen ihr Gefolge aus."

„Iſt ſie ſchon lange hier?"

„Drei Tage; ich glaube, ſie geht über Frankreich nach Italien."

Der Kellner wußte Wolfgang Nichts mehr von ihr zu ſagen und ging.

Wolfgang fühlte den lebhafteſten Wunſch, mehr von dieſer Dame zu erfahren, ſie wiederzu ſehen. Er überlegte, wie er dieſes anfangen ſolle, machte hundert Pläne und verwarf jeden;

endlich kam er auf den Einfall, ihr wenigstens einige Worte des Troſtes zu ſchreiben.

Voll von dieſer Idee ſetzte er ſich hin und ſchrieb ſeine Gedanken und Empfindungen in Verſen auf, und als er das kleine Gedicht überlas, kam es ihm vor, als ſei es nicht mißlungen. Er wagte nicht, es der Gräfin zu ſenden, und doch wünſchte er, daß ſie es ſehen möge. Er that, was er nie für möglich gehalten hätte, und ſandte das Gedicht, mit der ſehr beſcheiden ausgeſprochenen Bitte, es in die Tidaskalia aufzunehmen, an die Redaction und ging dann nach dem Theater, wo heute Göthe's Fauſt aufgeführt wurde.

Als Wolfgang das Gedicht abgeſandt hatte, bereute er es, denn er fürchtete etwas ſehr Auffallendes gethan zu haben, was ihn lächerlich machen könne, obgleich er unter das Gedicht nur den Namen Wolfgang geſetzt hatte. Aber was geſchehen war, konnte er nicht ändern, und im Theater ſuchte er Vergeſſenheit ſeiner peinlichen Empfindungen.

Das Stück begann und Wolfgang ward von der Macht des Geiſtes, die dieſer Dichtung innewohnt, wie auf Sturmesſchwingen fortge-

riſſen. Die Lindner ſpielte das Gretchen auf eine herzzerreißende und entzückende Weiſe.

Als Wolfgang nach Hauſe kam, war er wie berauſcht. Er legte ſich zu Bette, aber er vermogte nicht einzuſchlafen und ſtand nach Mitternacht auf, um die Gedanken und Empfindungen, welche das Stück in ihm erregt und erweckt hatte, niederzuſchreiben. Er ſehnte ſich nach einem Menſchen, welchem er ſich mittheilen könne, und hatte Niemand. Daß Baſe Gertraud ihn ganz verſtehen ſollte, glaubte er kaum; an den Prediger Dünefeld dachte er nicht, weil er, wie ihm bekannt war, Dichtungen ganz anders aufnahm. An ein Weſen aber mußte er ſeine Gedanken richten, an eins, fähig ihn zu verſtehen, und ſo ſchrieb er einen, freilich nicht zum Abſenden beſtimmten Brief an jene Dame, die in dieſer Zeit ihn ſo lebhaft intereſſirte. Dabei dachte er einige Male an Thereſe, die von der Welt eben ſo wenig kannte, als er, und doch, ſo gerecht war er gegen ſie, für alles Schöne in Kunſt und Natur rege Theilnahme hatte. Was würde wohl *ſie* zu Göthe's Fauſt geſagt haben, und in wie weit würde ſie ſeine Gefühle theilen?

Den andern Morgen ging Wolfgang auf

die Poſt, um nach einem Briefe für ihn zu fragen, denn er hatte der Baſe Gertraud durch einige Zeilen von Cöln aus geſagt, daß ſie nach Frankfurt poste restante ſchreiben möge.

Auf der Poſt vor dem Fenſter, wo die Briefe, welche poste restante ſind, ausgegeben werden, ſtand die Gräfin Roſenberg und fragte mit ſanfter Stimme, ob für ſie ein Brief da ſei. Als der Poſtbeamte mit Nein antwortete, ſchüttelte ſie unwillkührlich traurig den Kopf und entfernte ſich langſam. Auch für Wolfgang war kein Brief da, und unbemerkt von ihr folgte er der Gräfin.

Er fühlte alle Leiden, die auf ihrem Geſicht ausgedrückt waren, mit einem Schmerze, von welchem er ſich früher keine Vorſtellung hatte machen können; unaufhörlich gedachte er der Frau, die ihm ſchon zwei Male in Augenblicken begegnet war, wo ſie ihre Gemüthsbewegung unverſchleiert gezeigt hatte.

In ſeinem Zimmer litt es ihn nicht, und allein, zwecklos umher zu ſchweifen, dazu hatte er auch bald die Luſt verloren, darum kehrte er wieder nach dem Hotel zurück.

Der Himmel, welcher ſich gegen Nachmittag ſehr getrübt hatte, entlud ſich furchtbarer Regen-

güsse, und Wolfgang wurde, wie es oft Menschen von reger Phantasie geschieht, von einer mächtigen Schreibelust ergriffen. Er setzte sich an den Schreibtisch, legte Papier zurecht und begann einen Aufsatz, welchen er überschrieb: „Sie im Leide."

Den andern Tag, als er einen Blick in die Didaskalia warf, las er sein Gedicht. Er erröthete bei dem Anblick dieser Zeilen, als würde er auf einer bösen That ertappt, aber ein stolzes und glückliches Lächeln überflog Wolfgangs Gesicht, als er die Note sah, in welcher die Redaction sich mehrere Gedichte aus seiner Feder erbat.

Das war mehr, als Wolfgang je geträumt hatte; niemals hielt er sich berufen die Feder zu führen, und noch weniger zu dichten. Daß sein erstes Lied, aus innerstem Herzensdrange geschrieben, solch eine Aufnahme gefunden hatte, erfüllte ihn mit Lust und Muth. Er schrieb, was in ihm erwachte, nieder, und von selbst fanden seine Gedanken die leichte, anmuthige Form.

Einige Tage später ging Wolfgang wieder

nach der Poſt, und fand an dem Fenſter die Gräfin.

Daß ſie ſelbſt nach der Poſt ging, war für Wolfgang der ſicherſte Beweiß, daß ſie Briefe von einem Geliebten erwartete, daß ſie zwiſchen Furcht und Hoffnung lebte. Sie harrte, bis der Poſtbeamte das Packet durchſucht hatte, und als er ihr einen Brief hinreichte, überflog eine dunkle Röthe ihr Antlitz, ſie zitterte, daß ſie ſich kaum aufrecht zu halten vermogte, und ging mühſam bis an die Thüre.

Wolfgang näherte ſich ihr, fragte, ob er einen Wagen holen dürfe, und eilte fort ohne ihre Antwort abzuwarten. Er kehrte mit einem Fiaker zurück, hob die Gräfin, die leichenblaß und mit klopfendem Herzen an der Wand des Hauſes lehnte, in den Wagen, und rief dem Kutſcher zu: „Nach dem Schwan!“ Dann kehrte er in das Poſthaus zurück, um einen Brief von Baſe Gertraud in Empfang zu nehmen.

Die Baſe ſchrieb ihm von der Verwunderung, welche ſeine Abreiſe im Dorfe erregt habe; von dem jungen Manne, der einſtweilen ſein Amt verwalte, von ihrer Sehnſucht, ihn wieder zu ſehen, und theilte ihm allerlei Neuig-

keiten aus der Heimath mit. Alles, bis auf das, was Gertraud selbst anging, war Wolfgang sehr gleichgültig, sein Dörfchen hatte für ihn wenig Interesse mehr, als irgend eine ihm unbekannte Gegend. Von Thereſen aber hätte er gern gehört, denn das Andenken an ſie kehrte doch immer wieder in ſeine Seele zurück. Baſe Gertraud ſchrieb jedoch nichts weiter als: „Thereſe hat Deinen Abſchiedsbrief erhalten, und ich habe ſie ſeitdem nicht wieder geſehn.“

Wolfgang legte das Blatt nachdenklich hin; er hätte jetzt viel darum gegeben, zu wiſſen, was in Thereſens Innerm vorgegangen ſei. Vielleicht kümmert ſie meine Entfernung wenig, dachte er, denn er liebte ſie noch genug, um ihr Unrecht zu thun; vielleicht — ſetzte er nach einigem Nachdenken hinzu, iſt ſie zu ſtolz, ihre Empfindungen zu zeigen. Durch dieſe Vorausſetzung gewann die Jungfrau in ſeinen Augen.

Der Brief, den die Gräfin Roſenberg erhalten hatte, war von ihrem Gemahl aus Paris datirt und lautete:

Armida!

Es gab eine Zeit, in welcher ich keine Bitte an Dich vergebens gerichtet haben würde, es

mögte die größeſte oder die kleinſte geweſen ſein.

Ich erinnre mich jener Zeit und ſpreche deßhalb muthig, und meine Hoffnungen auf die Kenntniß Deines Charakters bauend, bitte ich dich: Gieb mir meine Freiheit.

Ich habe Dich einige Zeit ſehr geliebt, und ich glaube, daß auch Du mich von ganzer Seele geliebt haſt; aber Deine Kinderloſigkeit erkältete mein Herz gegen Dich, und ich wurde von einem Weſen bezaubert, das, nicht ſchöner, nicht tugendhafter, nicht geiſtvoller, aber eben das iſt, was Du nicht biſt, immer neu und unergründlich. Ich liebe ſie, dieſes Gefühl werde ich immer in ſeiner ganzen Stärke für ſie haben, und ich bin es ihr ſchuldig, mich bald mit ihr zu vermählen.

Ich bitte Dich, daß Du Deine Einwilligung in gerichtliche Scheidung giebſt und dieſen Schritt weder zu hindern, noch aufzuhalten ſuchſt. Ich habe Dein Vermögen, das dem meinen gleich kommt, nie angerührt und wünſche, daß Du das Gut, welches Dir bei Schließung unſerer Ehe als Wittwenſitz verſchrieben ward, jetzt von mir annimmſt.

Ich hoffe, die feste Trennung wird Dir mehr Ruhe bringen, als Du bisher hattest. Es wird mir immer wohlthun, zu hören, daß Du glücklich bist, und ich bitte, daß Du für Deine Gesundheit sorgest.

Lasse nicht zu lange auf Antwort warten

Deinen

ergebenen Freund

Edmund, Graf von Rosenberg.

Mit bebenden Lippen und überströmenden Augen hatte Armida diesen Brief gelesen, sie ließ ihn mechanisch zur Erde fallen, und lehnte sich, geistig und körperlich erschöpft, in das Sopha.

In diesem Zustande fand sie Friederike, ihre alte Gesellschafterin. Leise hob sie den Brief vom Boden auf und legte ihn auf den Tisch, dann wandte sie sich zu der Gräfin und stieß einen Schrei des Schreckens aus, als sie diese todtenblaß, mit erloschenen Augen, einer Sterbenden ähnlich, vor sich sah.

Sie ergriff in ihrer Herzensangst einen Flacon und goß ihn über die Gräfin aus; dann lief sie in das Zimmer der Jungfer und sandte sie nach dem Arzte, und nun kehrte sie zurück zu ihrer jungen Gebieterin und bemühte sich ihr beizustehen.

Armida öffnete auch bald ihre Augen und ſagte mit matter Stimme, indem ſie Fräulein Friedericken gütig die Hand hinreichte: „Habe ich Dich erſchreckt, Du Gute? Ich ſterbe nicht, ängſte Dich nicht um mich!“

„Ach, meine theure Frau Gräfin!“ rief die gutmüthige Friederike und ſchluchzte laut. „Was iſt Ihnen denn widerfahren? Gewiß wieder ein Brief von dem Grafen, dem Gott verzeihen möge, was er an Ihnen thut.“

„Meine Leiden werden bald ein Ende haben, liebe Friederike,“ erwiderte mit einem tiefen Seufzer die Gräfin.

Das alte Fräulein ſah ihr mit unausſprechlicher Ergebenheit und Theilnahme in die verweinten Augen und ſagte: „Aber Ihnen iſt nicht wohl, meine Gräfin, Sie haben Fieber, ich hielt es für nöthig nach einem Arzte zu ſchicken, er wird gleich hier ſein Sie verzeihen meiner Beſorgniß wohl dieſe Eigenmächtigkeit?“

„Einen Arzt bedarf ich nicht, nur Ruhe, liebe Friederike; aber mit einem ehrenhaften Manne, der fähig iſt, mich zu verſtehn, mögte ich ſprechen.“

Die Jungfer hatte jüngſt Wolfgang mit

der Gräfin nach Hause kommen sehn und ihn irriger Weise für einen Arzt gehalten. Sie lief aus diesem Grunde rasch die Treppe hinauf und stürzte mit dem Ausrufe: „Folgen Sie mir, helfen Sie, meine Gräfin stirbt!“ in Wolfgangs Zimmer.

Dieser, noch viel ergriffener als die Zofe, aber mit mehr Geistesgegenwart begabt, folgte ihr und trat eben unangemeldet in das Zimmer, als die Gräfin die letzten Worte aussprach. Vom Impulse des Augenblickes fortgerissen, trat er vor die Gräfin hin und sagte mit der ihm eigenthümlichen Gutmüthigkeit und Anmuth: „Schon zwei Mal vergönnte mir ein günstiger Zufall, den ich lieber Vorsehung nennen mögte, daß ich Ihnen in Augenblicken erschien, wo Sie Hülfe bedurften. Ich habe Ihre letzten Worte vernommen, gnädige Gräfin, und wenn ich auch nicht zu denen gehöre, die das günstige Geschick auf irgend eine Weise Ihnen nahe gestellt hatte, jetzt glaube ich, es ist meine Bestimmung, Ihnen meine Dienste anzubieten. Befehlen Sie über mich!“

Die Gräfin sah Wolfgang einige Augenblicke fest an, dann sagte Sie: „Fast ist dieses auch mein Glaube. Sie flößen mir Vertrauen ein. Wenn Sie hier bekannt sind, so führen Sie

mir einen menſchlich fühlenden, unterrichteten Rechtsgelehrten zu. —"

„Ich werde mich bemühen, gnädigſte Gräfin, Ihre Wünſche zu erfüllen!" antwortete Wolfgang.

Die Gräfin machte eine dankende Neigung mit dem Kopfe; er fühlte, daß ſie in dieſem Augenblicke Ruhe bedürfe. Einige Worte wurden noch gewechſelt, dann verabſchiedete er ſich von ihr, nachdem er zuvor bei ihr um die Erlaubniß gebeten hatte, ſich ſpäter wieder nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen.

Wolfgang war nicht nur ſehr hübſch, er hatte in ſeinem Weſen ein gewiſſes Etwas, das ſogleich Zutrauen erwecken mußte, und trug das Gepräge jener ſchönen, wahren Naturen, denen man in bedrängten Lagen gern das Innerſte des Herzens aufſchließt, und deren Urtheil man achtet, weil ſie noch in allen ihren Regungen rein und friſch ſind.

Fräulein Friederike ſah deßhalb Wolfgang mit Wohlgefallen an, und ſelbſt Armida folgte ihrem Inſtinkt, indem ſie mitten in ihrem Schmerze, der ſeine dunkeln Wogen über ihrem Verſtande zuſammenſchlug, ſich vertrauungsvoll an ihn wen. etc.

Armida war eine jener geist- und phantasievollen Frauen, die den Umgang mit geistreichen und unterrichteten Männern dem Umgange mit Frauen vorziehen; sie werden von jenen mehr verstanden und gewürdigt, wie von diesen, und haben es in der Gewohnheit, in zweifelhaften Fällen eher einen Mann, als eine Frau um Rath zu fragen.

Die Gräfin war in einem Seelenzustande, über den nur eine Frau, die Gleiches gelitten, oder ein Dichter richtig urtheilen kann. Sie hatte im Leben nur einen Mann und überhaupt nur ein Wesen mit Leidenschaft geliebt; sie hatte mit seiner Liebe Alles verloren, ihre Hoffnungen Diesseits und Jenseits. Ihr Gemahl war ihre Welt, und alle ihre Gedanken waren nur auf einen Punkt gerichtet, auf ihn, auf seine Empfindungen für sie.

Menschen, die einer fixen Idee nachhängen, sind nicht geradezu wahnsinnig, aber doch auch nichts weniger als geistig gesund, und werden deshalb am Leichtesten mißverstanden und falsch beurtheilt. Sie sind in einem gewissen Punkte nicht fähig, vernünftig zu denken und zu handeln, und wieder hat man für sie, weil sie nicht durch

und durch wahnsinnig sind, nicht das Mitleid und die Nachsicht, welche Wahnsinnige einflößen, und verlangt von ihnen die klare, besonnene Handlungsweise eines völlig Gesunden.

Armida befand sich in einem solchen Zustande; in Allem ganz vernünftig, verließ sie jede geistige Ruhe und Klarheit, so bald sie an Edmund dachte, und leider war er ihr einziger Gedanke, und alles Andre um sie her diente nur dazu, sie auf Augenblicke in ihren Träumen zu unterbrechen. Sie klagte entweder um ihn, betrauerte den Verlust seiner Liebe und vertiefte sich in Fragen, wie seine Sinnesänderung gegen sie zu erklären sei, oder sie entwarf die abenteuerlichsten Pläne, ihn wieder zu gewinnen. Leider hatte sie manche davon ausgeführt und ihn dadurch nur noch mehr von sich entfernt. Dabei handelte sie ohne alle Kenntniß von dem Charakter ihres Gemahls, den sie erst zur Unzeit still und stolz durch ihre scheinbare Ruhe aufgegeben und dann wieder mit leidenschaftlichen Klagen und Vorwürfen gereizt, und besonders durch indirekte Kränkungen, welche sie seiner Geliebten zugefügt hatte.

Ein Band, das äußre Band der Ehe verknüpfte ihn noch mit ihr; auch dieses wollte er

jetzt lösen, und eine Andre sollte die Ansprüche, welche ihr seine Liebe an ihr Herz gab, nun auch gesetzlich vor aller Welt an ihn erhalten.

In den ersten Momenten nach Lesung seines Briefes war Armida wie betäubt, dann aber fühlte sie einen tiefen, furchtbaren Schmerz; als sie sich aber fragte, was sie jetzt zu thun habe, gab ihr aufgeregtes Gefühl ihr keine bestimmte Antwort, denn ihr Stolz gebot ihr, in Scheidung zu willigen, und ihre eifersüchtige Liebe ihn um keinen Preis frei zu geben. Ob er sich eine Scheidung von ihr nach den Gesetzen seines Landes nicht erzwingen könne, das war jetzt die Frage, und deßhalb wünschte sie einen Rechtsgelehrten zu sprechen.

Es war Wolfgangs erstes Geschäft, den nächsten Tag einen Mann von bedeutendem Rufe aufzufinden und zu ihr zu führen, den folgenden Morgen aber ließ er sich allein bei der Gräfin Rosenberg ansagen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und zu fragen, ob er ihr nützlich sein könne.

Die Gräfin antwortete in sichtbarer Zerstreuung, dann fragte sie ihn: „Halten Sie es für möglich, daß ein Mann eine Frau von ganzer

Seele lieben und doch freiwillig, ohne äußern Anlaß und ohne Schuld von ihrer Seite, verlaſſen kann?"

Wolfgang erröthete leicht, denn er dachte an ſich und Thereſen und entgegnete: „Alles iſt möglich, gnädigſte Gräfin, vielleicht war die Liebe von ſeiner Seite nur eine eingebildete, und dann war ſie nicht ſeine Seele für das ganze Leben ausfüllen."

„Und wenn Sie mit dieſer Frau ehelich verbunden wären und das Band löſen wollten, würde Widerſtand von ihrer Seite Sie kränken, zurückführen?" fuhr Sie fort.

Wolfgang verſtand, was in ihr vorging, zu gut, um ſich über ihre Fragen ſehr zu wundern. Er ging auf ihren traurigen Seelenzuſtand ein, und erwiderte:

„Widerſtand wird den Mann, der frei ſein will, nur mit Haß und Widerwillen gegen dieſe Frau erfüllen, dagegen wird er, wenn ich nach mir urtheilen ſoll, die freiwillig Entſagende hoch verehren und mit der Zeit vielleicht wieder lieben!"

„Ja," ſagte Amida melancholiſch vor ſich hin, „ja, er wird dieſe Frau wieder lieben, aber es wird dann für ihn und für ſie zu ſpät ſein! —"

Armida hatte aber doch Wolfgangs Worte zur Richtschnur ihrer Handlungsweise genommen. Fest und energisch in ihren Gefühlen, war sie doch durch ihre Gemüthskrankheit zu thörigten oder vernünftigen Handlungen zu verleiten, und ihre Handlungen standen sogar oft im Widerspruche mit ihren eigentlichen, innersten Gefühlen.

So folgte Sie denn der ersten edlen Aufwallung und schrieb an ihren Gemahl:

Edmund!

Du wünschest gerichtliche Trennung von mir. Ich bin bereit, um diesen Schritt ausführbar zu machen, in Alles zu willigen, was sich mit meiner Ehre als Frau und als Gräfin Rosenberg, in deren Adern edles Blut fließt, verträgt.

Ich habe mich niemals viel mit Rechnungen abgegeben, aber ich glaube, ich bin von uns Beiden die Reichere, und überlasse den mir angebotenen Wittwensitz Deiner zweiten Gattin.

Mache das Wesen, das Dir sein Lebensglück anvertraut, glücklich, und sei es selbst. Dies wünscht aufrichtig

Armida, Gräfin Rosenberg.

Dann nahm ſie das Blatt, faltete es ſorgfältig zuſammen und machte ein zierliches Couvert darum. Sie wollte den Brief auf die Poſt ſchikken, aber es war für dieſen Tag ſchon zu ſpät.

Den andern Morgen kam Wolfgang, um ſich wieder nach ihrem Befinden zu erkundigen. Er war ſchnell zu Armidens Vertrauten geworden, und ſie verbarg ihm nicht, welche tiefe Bewegungen in ihrer Seele vorgingen.

„Ich halte dieſen Zuſtand nicht mehr aus!“ ſagte ſie heftig zu ſich ſelbſt. „Ich erleide in jeder Minute tauſend Mal den Tod!“

„Sie müſſen reiſen, Frau Gräfin! Körperliche Erſchöpfung, Wechſel des Aufenthaltes iſt das beſte Mittel, die Aufregungen der Seele zu beſchwichtigen!“

„Sie haben Recht, Herr Stern — ich will fort von hier, ich will nach Paris!“ ſagte Armida.

„Nach Paris? Wo Graf Roſenberg und jenes Frauenzimmer lebt?“ rief verwundert Fräulein Friederike. „Ich glaube, Sie werden dort nur neue Aufregungen, neue Kämpfe finden.“

„Gleichviel! Ich will erfahren, wie Edmund meinen Brief aufnimmt! Laſſen Sie Alles einrichten — wir reiſen morgen.“

Fräulein Friederike war in ihrem Leben nicht viel gereiset und nicht jung, auch gab es damals noch keine Eisenbahnen in Deutschland, und eine Reise von Frankfurt nach Paris wurde nicht so betrachtet, wie jetzt. Es war daher sehr natürlich, daß Sie ängstlich ausrief: „Wirklich nach Paris?! Diese Riesenstadt ängstet mich mehr, wie Italien. Auch ist der alte Andreas höchst linkisch geworden und ich finde diese Reise ohne einen männlichen Schutz sehr gewagt."

„Wenn ich Ihnen den meinen anbieten dürfte, wenn die Frau Gräfin meine Dienste nicht verschmähen will, so würde ich mich mit Freuden zu ihrem Reisemarschall erbieten," sagte Wolfgang

Armida machte keine Einwendung; sie sah ein, daß Wolfgang ihr in Paris nützlich werden könne, sie hielt ihn für geschickt, ja für bestimmt, ihrem Gemahl ihren Brief zu überbringen, ihn zu beobachten, und ihr als Kundschafter oder Vermittler zu dienen.

Deßhalb sagte sie ihm ohne Ueberlegung, daß er Sie begleiten möge; sie bedachte nicht, daß ein solcher Begleiter, jung und liebenswürdig, wie Wolfgang, dem Grafen Rosenberg sehr auffallen mußte.

Die Jungfer der Gräfin packte unter Aufsicht von Fräulein Friederike ein, Wolfgang hatte zu seiner Abreise wenig Vorbereitungen zu machen, und so verließen sie den andern Tag Frankfurt und kamen, ohne sich unterwegs länger als nöthig war aufzuhalten, in einigen Tagen in Paris an.

Armida war auf dieser Reise oft Stunden lang ganz still, in sich versunken und weinte, als ob sie am Weinen zu sterben hoffte; wenn sie aber ermüdet von Thränen eingeschlummert und dann wieder erwacht war, dann fühlte sie, daß sie gegen ihre Umgebungen die Pflicht der Dankbarkeit zu üben habe, und war liebenswürdig, gütig, theilnehmend gegen dieselben.

Wolfgang bemühte sich, sie zuweilen aus ihrer tiefen Melancholie zu reißen, und erzählte dann von seiner Heimath, von seinem Leben, von seinen poetischen Träumen. Auf diese Weise entwickelte sich sein Erzählungstalent, und wenn die Gräfin ihm sanft lächelnd sagte: „Aber Sie sind ja ein Dichter! Wahrhaftig Sie sind ein Dichter!“ da sah er sie mit großen Augen an, die von Freude und liebenswürdigem Selbstgefühl glänzten und entgegnete: „Wahrhaftig? Es ist mir oft selbst,

als sei ich ein Dichter! Gedanken und Bilder, Empfindungen und Träume werden lebendig in mir und sehnen sich nach schöner Form, um durch sie auch Andern bekannt zu werden."

„Warum geben Sie ihnen nicht die Form, mich dünkt Sie sollten das!" erwiderte die Gräfin.

Selten unterließ dann Wolfgang Abends, wenn er Zeit fand, das, was er am Tage gedacht hatte, niederzuschreiben, und der Beifall der Gräfin, die neben angeborenem Kunstsinne und feinem Geschmacke einen durch Lektüre ausgebildeten Geist und viele Kenntnisse besaß, war ihm ein Sporn weiter zu streben.

In Paris bewohnte die Gräfin mit ihrem Gefolge, zu dem sich natürlich auch Wolfgang zählte, einige Gemächer in einem bedeutenden Hotel. Armidens Cyklus war, sich nach der Sängerin, jener Frau, die Edmund liebte, zu erkundigen. Sie vernahm, daß diese schon einige Monate nicht mehr öffentlich auftrete und die Geliebte oder Braut eines deutschen Grafen Rosenberg genannt sei.

Still und bleich hörte Armida Alles an, was die dienstfertige Oberaufseherin des Hauses

ihr noch mittheilte, und ſandte dann zu Wolfgang mit der Bitte, ſogleich zu ihr zu kommen.

Als Wolfgang in Armidens Zimmer trat, fand er ſie fieberhaft und glühend.

„Dieſer Brief," ſagte ſie zu Wolfgang, „muß heute noch in Edmunds Hände kommen. Erſinnen Sie irgend einen Vorwand, um ſich einige Augenblicke bei ihm aufhalten zu können; beobachten Sie ihn, ich bitte Sie; es iſt das Wichtigſte für mich, zu erfahren, wie Edmund meinen Brief aufnimmt."

Wolfgang verſprach ihr, dieſen Wunſch zu erfüllen, obgleich er nur mit Widerwillen an eine Zuſammenkunft mit Armidens treuloſem Gemahl dachte.

Indeß ſchloß ſich die Gräfin in ihr Gemach ein, um über die Ausführung eines abenteuerlichen Planes nachzudenken, von welchem ſie, wenn er gelang, noch einen ſchwachen Hoffnungsſchimmer herleitete.

Fräulein Friederike ſah in einer, freilich unwahrſcheinlichen, aber doch immer möglichen Verſöhnung zwiſchen dem Grafen Roſenberg und ſeiner Gemahlin nur Unheil. Sie wünſchte, Armide möge nicht mehr leiden, natürlich mußte

sie vorher aufhören ihn zu lieben, und um diese Liebe für ihn in Armidens Herzen zu ertödten, that sie Alles, was Klugheit und Rechtlichkeit erlaubten, und mit klopfendem Herzen harrte sie auf Wolfgangs Rückkehr, um ihn zu beschwören, der Gräfin schonungslos zu sagen, wie sich der Graf bei Empfang von Armidens Briefe gezeigt habe.

VII.

Montalegros.

An einem ſchönen hellen Wintermorgen ſtand die Marquiſe in vollem Putze in ihrem Sprechzimmer, das holde Antlitz wieder wie gewöhnlich mit der ſchwarzen Halbmaske bedeckt.

Sie erwartete den Grafen jeden Augenblick, und bisweilen ſtieg ein tiefer, ſchmerzlicher Seufzer aus ihrer Bruſt, das Buch, in deſſen Lektüre ſie vertieft war, ſchien ſchmerzliche Erinnerungen in ihr aufzuregen.

Leiſe Tritte wurden jetzt hörbar, ſie war gewiß, daß der Graf Montalegros nahe, und hielt es für Pflicht aufzuſtehen und ihm einige Schritte entgegen zu gehen; dieſe Höflichkeit mußte ſie doch heute, am Geburtstage des Mannes, der ihr das Leben gerettet hatte, gegen

ihn zeigen, um nicht durch fortwährende Kälte den Schein des Undanks oder einer wärmeren unverſteckten Empfindung auf ſich zu ziehen.

Der Kammerdiener meldete den Grafen bei der Marquiſe an, und nachdem der Erſtre ſich mit einer bejahenden Antwort entfernt hatte, trat der Graf ein.

Er verbeugte ſich tief vor der Marquiſe, und der ſchwermüthige Ausdruck in ſeinen Zügen wich einem ſonnenhellen Lächeln, als ſie ihm die Hand zum Kuſſe reichte.

„Es iſt heute Ihr Geburtstag, Graf," ſagte die Marquiſe in ſeiner Mutterſprache, da muß ich doch wohl die Wünſche ausſprechen, die ich jeden Tag für Sie habe. Man wünſcht Freunden, die Hochſchätzung und Dank verdienen, täglich das Beſte, aber es iſt eine ſo freundliche Sitte, an gewiſſen Tagen dieſe Wünſche auszuſprechen, daß ich mich ihr heute mit Freuden treu zeige."

„Dank, warmen innigen Dank für dieſe gnädige Aufmerkſamkeit," entgegnete der Graf, indem er nochmals ſich tief verbeugte und den ehrerbietigſten Kuß auf die Hand der Marquiſe drückte.

Sie ſetzte ſich an das Fenſter in der Niſche, in welcher ſie ſtets zu ſitzen pflegte, und lud durch einen Wink den Grafen ein, ſich unweit von ihr zu ſetzen; dann begann ſie, indem ſie einen langen, ernſten Blick auf ihn geworfen hatte, mit ſteigender Lebendigkeit und Wärme ihre Rede:

„Graf," hob die Marquiſe an, „erlauben Sie mir, Ihnen heute zu ſagen, was ich Ihnen ſchon längſt hätte ſagen ſollen. Ich erinnere mich noch des Tages, an welchem ich, ein junges, mit der Welt unbekanntes Weſen, in das fremde Land kam, wo ich Niemand fand, zu dem ich in meiner Sprache reden konnte. Ich habe nicht vergeſſen, daß Sie der Einzige waren, der einen Blick voll Mitgefühl und guter Wünſche auf mich richtete, daß Sie, ſo oft Ihr Beruf Sie in meine Nähe führte, wenn es möglich war einige deutſche Worte zu mir ſagten. Ich weiß es, daß Sie, mich zu erfreuen, dieſe Ihnen ſchwierige Sprache erlernten. Ich durfte Ihnen kaum ein Wort des Dankes ſagen; ich mußte verbergen, daß ich Ihre Anhänglichkeit und Ergebenheit erkannte. Sie blieben dennoch immer ſich gleich, obwohl ſchon Ihre Jugend entſchuldigt hätte, wenn Ihr Ehrgeiz ein höheres

Ziel gesucht hätte, als das, Ihre Dienste einer Frau zu weihen, in deren Macht es so wenig stand, Sie dafür zu belohnen. Ich habe es nicht vergessen, daß Sie durch Ihren Scharfblick entdeckten, daß meine Feinde es für nöthig hielten, mich aus dem Wege zu räumen. Ich weiß es, daß mein Gemahl Nichts von solchen Complotten wußte, aber er hätte mich nicht dagegen schützen können."

„Ich war so gut wie verloren ohne Sie. Sie warnten mich vor dem Giftbecher, Sie sparten weder Ihre Worte, noch Ihr Gold, um das Schweigen der Kammerfrau zu erkaufen, die leicht hätte entdecken können, daß ich nur scheintodt war. Sie befreiten mich mit eigner Gefahr aus der Gruft, Sie geleiteten mich in mein Vaterland, Sie verschafften mir dies Asyl und thaten Alles, um es auszuschmücken — Sie sehen aus dieser Aufzählung all der Dienste und Opfer, die Sie mir gebracht haben, daß ich nicht vergeßlich bin!"

Montalegros wollte der Marquise einige Worte erwidern, aber sie fuhr rasch fort: „Und ich sollte undankbar scheinen, eigennützig, unedel und fortwährend Opfer von Ihnen annehmen?

— Was ich Ihnen ſchon früher geſagt habe, wiederhole ich heute dringender, verlaſſen Sie mich, gehen Sie nach Ihrer Heimath zurück, ſagen Sie dem einförmigen Leben in dieſem Schloſſe Lebewohl, kehren Sie aus dem kalten Norden wieder nach dem blütenreichen Süden, und glauben Sie, daß Sie für mich genug, o mehr als genug thaten, um meine ganze Dankbarkeit zu verdienen, daß Sie aber mich durch zu viele Opfer drücken!"

Der Graf hatte der Marquiſe ſchweigend, mit niedergeſchlagenen Augen zugehört, jetzt erhob er ſich und ſagte: „Was Sie, gnädigſte Frau, jetzt zu mir ſprachen, haben Sie mir ſchon wiederholt bei verſchiedenen Gelegenheiten geſagt. Ich erwidre Ihnen darauf: das Hofamt, was mir die Heimath bietet, lockt mich nicht, in einem Kriege mit dem Auslande ſind jetzt keine Lorbeeren zu gewinnen, und Gott und die Heiligen mögen mich bewahren, daß ich nicht in einem ſpätern Kriege in meinem Vaterland das Schwert meiner Ahnherrn in Bürgerblut tauchen müßte. Im Rathe kann mein Kopf nicht nützen, denn meine Ideen von den Pflichten, die Regent und Volk gegeneinander haben,

weichen von denen meiner Freunde und Landsleute zu sehr ab. Auch halte ich es für besser, verborgen unter fremdem Namen im Auslande zu leben, als mich einem Verdachte auszusetzen. Wo ich nun aber leben mag, wenn es nicht daheim ist, ob in Frankreich oder Italien, in Großbrittanien oder in Deutschland, überall bin ich fremd. Ich habe mir immer ein stilles, beschauliches, den Wissenschaften gewidmetes Leben gewünscht. Hier finde ich Zeit und Ruhe zu meinen Studien, ich kann, oder ich schmeichle es mir, Ihnen, gnädigste Frau, nützlich sein, ich habe in der letzten Zeit zu viel Empörendes gesehen und erlebt, um die Menschen noch achten zu können; ich begehre sie nicht! — Von Dank von Ihnen, Frau Marquise, von Aufopferung von meiner Seite dürfen Sie bei meiner Ehre nicht sprechen, aber — freilich — Sie haben das Recht, mich aus Ihrer Nähe zu verbannen, obgleich ich mir nicht bewußt bin, durch irgend Etwas diese Strafe von Ew. Gnaden verdient zu haben. Ich habe vielleicht die Etikette nicht - "

„O Nichts davon!" fiel ihm die Marquise rasch in die Rede. „Was kann ich begehren, ich, eine Verstoßene, Namenlose, ohne Macht und

Reichthümer?! Und wahrlich, Graf, Sie zeigten ſich nie anders als der ergebenſte, unterwürfigſte Diener einer regierenden Königin, und was bin ich? — Allein" — ſie ſtockte und dunkle Röthe überzog ihr Antlitz und ihren Hals, ſo daß ſelbſt die Maske dieſe Bewegung nicht den Blicken des Grafen entzog.

„Frau Marquiſe, ich errathe, was Sie ſagen wollen," ſagte der Graf; „aber ich hoffe, Sie werden mir in Allem vertrauen und es glauben, daß ich nie anders als in dieſem Augenblicke, denken und handeln werde."

„Wie könnte ich anders?!" ſprach die Marquiſe, ihre Verlegenheit hinter einer gewiſſen Heiterkeit verbergend, die ſonſt nicht in ihrem Weſen lag.

„Und wenn Sie, gnädigſte Frau, mich dieſes ehrenden Vertrauens für würdig halten, ſoll ich dann noch Verbannung zu fürchten haben?" fragte der Graf und blickte mit dem innigen Ausdrucke der Ergebenheit die Marquiſe an.

„Nein — o nein! Wenn Sie Sich in dieſer Einſamkeit glücklich fühlen, ſo bleiben Sie hier als mein getreuer Seneſchall, als ein Freund, dem ich immer dankbar bin!" erwiderte die Mar-

quise; und von Trennung zwischen ihm und ihr war nicht mehr die Rede.

Die Französin, welcher es Anfangs in Deutschland nicht gefallen wollte, hatte sich nach und nach an das einsame Leben im Schlosse gewöhnt und sich entschlossen, ihrer Existenz die beste Seite abzugewinnen zu suchen. Ein Zufall hatte sie auf die Idee gebracht, daß die Marquise mehr sei, als sie scheinen wolle, und dieser Gedanke änderte sie innerlich und äußerlich in ihrem Benehmen gegen dieselbe. Madame Birnot, dies war der Name der Französin, war die Tochter eines Grafen von altfranzösischem Adel, welcher durch den Sturz der Bourbons sein ganzes Vermögen verloren hatte. Nachdem die Kaiserzeit vorüber war und seine Tochter erwachsen, vermälte er sie mit einem Baron, der zu Karl X. eifrigen Anhängern gehörte. Er starb sechs Monate, bevor dieser König den Thron verließ, und seine Wittwe verlor mit Orleans Siege Alles, was sie von ihrem Gemahl geerbt hatte. Zu stolz, um als Hülfsbedürftige unter ihren Freunden leben zu wollen; unfähig, sich durch irgend eine Kunst ihr Brod zu verdienen; nicht geneigt als Erzieherin oder Lehrerin der

Franzöſiſchen Sprache in das Ausland zu gehen, und doch in der bitterſten Armuth, nahm ſie das Erbieten des Grafen Montalegros an, der eine Kammerfrau, die keine eigentlichen Dienſte zu leiſten hatte, für eine Dame ſuchte.

Madame Birnot, wie ſich die Baronin nannte, ließ, von ihrer ächt Franzöſiſchen Lebendigkeit fortgeriſſen, anfangs oft Klagen hören und wünſchte ſich nach Frankreich zurück, konnte ſich auch in ihre neue Stellung nicht finden und leiſtete die wenigen leichten Dienſte, welche die Marquiſe von ihr begehrte, oft mit Widerwillen oder wenig Geſchicklichkeit; aber da Mira ihr faſt alle Dienſte abnahm und ſie ſelbſt von ihr bedient wurde, da das Schloß angenehm und einſam lag und die Marquiſe wie eine Fürſtin fein und liebenswürdig zu ihr ſprach, gefiel es ihr nach und nach beſſer, als ſie jemals gehofft hatte.

Sie glaubte, nach jener Entdeckung von der hohen Geburt ihrer Gebieterin, ſich durchaus Nichts zu vergeben, wenn ſie ihr diene. Sie erzählte derſelben ihre Schickſale, und die Marquiſe, ſobald ſie den wahren Stand und Namen der Madame Birnot erfuhr, erklärte ſie ſogleich

für ihre Gesellschafterin und wieß ihr andre Gemächer und eine andre Stellung im Schlosse an. Madame Virnot, wie sich die Französin fortwährend nannte, speiſete jetzt Mittags mit der Marquiſe und dem Grafen, und machte Abends den Thee, ſie betrachtete ihre Herrin wie eine verbannte oder gefangene Fürſtin und ſuchte mit liebenswürdiger Theilnahme die Verbannung zu verſüßen, in welcher ſie nach den Gedanken der Madame Virnot leben mußte.

Mira, das jugendliche, ſchwärmeriſche Mädchen, hatte eine enthuſiaſtiſche Verehrung und Ergebenheit für die Marquiſe. Sie hatte nach dem Wunſche ihrer Pflegeältern eine höhere Ausbildung bekommen, als andre Mädchen ihres Standes, und las oft und mit Intereſſe Romane. Auch ſie ſah in der Marquiſe ein edles, hohes, vom Schickſale verfolgtes Weſen, und widmete ſich ihr mit der Schwärmerei und dem Eifer, die nur in den Gemüthern der Jugend zu finden iſt.

Madame Virnots ehrerbietige Ergebenheit und Miras Begeiſterung erheiterten das einſame Leben der Marquiſe, aber Montalegros erweckte in ihrem Herzen ein ſchmerzliches Gefühl, eine ge-

wisse Besorgniß, die sie Güte und Dankbarkeit nannte, die aber in einem andern Gefühle ihren Ursprung hatte.

Sie konnte nicht glauben, daß der junge begabte Mann sich in dieser Einsamkeit glücklich fühlen könne, ohne sich mit Hoffnungen auf irgend ein Glück zu trösten, was ihm diese Einsamkeit ausschmücken und beleben könne; und ihr Instinkt, der eine Frau fast niemals täuscht, flüsterte ihr zu, daß der Graf sie liebe.

Zwar verrieth kein Blick, kein Wort den Zustand seiner Seele, aber die Zufriedenheit mit seinem Leben, das Bemühen, den Aufenthalt der Marquise auf alle Weise auszuschmücken, sein Erröthen und Erbleichen, wenn sie ein freundliches Wort an ihn richtete, sagte ihr genug. Sie fürchtete durch angenommene Kälte und Strenge den Schein des Undankes auf sich zu laden, sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihre Huld und Güte ihn zu einem Geständnisse verleiten könne, welches sie zwingen mußte, ihn auf immer von sich zu verbannen. Sie fürchtete auch zuweilen, daß Montalegros bei allem Edelmuthe doch viel von der Eifersucht seiner Landsleute haben könne; daß er vielleicht, wenn sie seine Liebe nicht er-

widre, sie hassen würde; denn sie hatte mehr als ein Beispiel erlebt, daß in Montalegros Heimath ein unerhörter Liebender leicht ein Grausamer wird, der die Kränkung, die sein Stolz erlitten, niemals weder vergessen, noch verzeihen kann. Und wenn er ging, still, ohne durch Wort und Blick sich über sie zu beklagen, wie konnte sie ohne männlichen Schutz in der einsamen Fremde leben? Wie sehr mußte sie nicht seinen Geist, seine Unterhaltungsgabe, all die zarten Aufmerksamkeiten vermissen, die er ihr fast täglich bewieß!

„Wenn ich ein Fräulein aus edlem Geschlecht, wenn ich frei wäre! — Aber noch lebt mein Gemahl!“ — So dachte die Marquise zuweilen, denn sie war eben so sittlich als stolz, eben so fromm als streng in Worten und Thaten, und die Furcht, daß sie schon jetzt Unrecht thue, indem sie zu oft, zu innig an den Grafen Montalegros denke, quälte sie Tag und Nacht. Sie flüchtete dann zu dem Höchsten und suchte Rath, Trost und Verzeihung für diese vermeintlich sündhafte Regung im inbrünstigen Gebete.

Es war für die Marquise und Madame Virnot betrübend, daß Rosenhof nur eine

protestantische Kirche hatte, sie entbehrte nur mit Schmerz die Tröstungen ihrer Kirche, welcher sie mit strengem Eifer zugethan war. Montalegros war, obgleich im katholischen Glauben erzogen, durchaus protestantisch gesinnt; die Diener seiner Kirche und ihre Handlungsweise hatten ihm eine Confession zuwider gemacht, die ihm wie Demüthigung unter die Macht der Geistlichkeit erschien. Aber er sprach zu Niemand von seinen religiösen Ansichten und störte durch kein Wort die Marquise in den ihren. Er hatte, wie er alle ihre Wünsche errieth, auch den nach geistlichem Troste errathen und in der Nähe von Rosenhof einen kleinen Ort entdeckt, dessen Bewohner katholisch waren, und welcher eine katholische Kirche hatte. Mit Freuden kam er, dieß der Marquise zu verkündigen und ihr vorzuschlagen, sie den nächsten Sonntag mit Madame Birnot zur Kirche zu fahren.

Madame Birnot war nicht zugegen, als der Graf der Marquise diese Neuigkeit mittheilte.

„O wie gern mögte ich meiner Seele diesen Balsam gewähren!" rief sie aus. „Aber kann ich, darf ich es wagen?!" —

„Bedeckt von Maske und Schleier haben die

Frau Marquiſe wohl keine Entdeckung zu fürchten," entgegnete der Graf. „Schon iſt ihr Aufenthalt in dieſem Schloſſe kein Gegenſtand des Geſpräches mehr in der Gegend, und was man von Ew. Gnaden denkt, iſt ſehr lächerlich, aber durchaus unſchädlich!"

„Und was ſagt man von mir?" fragte die Dame.

Der Graf verbeugte ſich tief und erwiderte: „Man ſagt, daß ich die Ehre hätte, der Bruder von Ew. Gnaden zu ſein, und daß Sie ſtets in Halbmaske und Schleier verhüllt wären, weil — Ihr Antlitz durch einen unglücklichen Zufall auf das Fürchterlichſte entſtellt ſei."

Die Marquiſe lachte, ſo herzlich hatte der Graf ſie niemals lachen hören.

„Nun denn, ſo iſt es gut, laſſen Sie die guten Leute bei einem Glauben, der mir Sicherheit giebt," ſagte ſie mit fröhlicher Laune, „und fahren ſie den nächſten Sonntag mit mir nach der Kirche."

Der Sonntag kam heran, ein ſchöner, goldener Tag, die Käferlein ſchwirrten und ſummten im Sonnenſtrahl, die Blumen blickten freudig um ſich, als wären ſie ſich ihrer eigenen Schöne mit Stolz bewußt. Der Wagen der Marquiſe

harrte vor dem Schloſſe, ſie ſtand ſchon angekleidet am Fenſter und winkte dem Grafen einen Gruß zu, als er mit einem Blumenſtrauße aus dem Garten kam und die Blicke nach dem Fenſter richtete. Mit freudigem Antlitz trat er in ihr Zimmer und reichte ihr die Blumen, ſie nahm ſie dankend aus ſeiner Hand, und ging, auf ſeinen Arm geſtützt und von Madame Virnot gefolgt, die Treppe hinab. Leicht ſtieg ſie in den Wagen und ſog mit großem Vergnügen die milde friſche Luft ein. „Iſt Deutſchland nicht ſchön?“ ſagte die Marquiſe mit Heiterkeit und einigem Stolze. „Spanien und Portugal, das reiche Italien ſind freilich üppiger und immer von den Strahlen der heißeren Sonne erhellt und befruchtet und ich will Nichts gegen Ihr Vaterland ſagen, das zum Theil den Namen la belle France verdienen mag; aber dieſe dunklen Tannenwälder, die alten Burgen, die Cultur des Bodens finden Sie dort nicht.“

„Gewiß!“ entgegnete der Graf. „Deutſchland iſt ſchön und für einen Deutſchen mag auch der deutſche Winter ſeine Reize haben. Mir hat er unvergeßliche Stunden gebracht!“

Die Marquiſe wußte, daß er die Abende

meinte, welche sie mit Musik und Lektüre gemeinsam in ihrem Salon am Kamine verbracht hatten, und scherzend erwiderte sie: „Gewiß, der große Cirkel bei mir war immer angenehm und interessant."

Unter heitern Gesprächen, an denen Madame Birnot Theil nahm und die meist in französischer Sprache geführt wurden, erreichten sie das Dorf und stiegen vor der Kirche aus.

Die kleine freundliche Dorfkirche zählte der Andächtigen wenige, als die Messe begann, welcher die Marquise und Madame Birnot mit großer Andacht beiwohnten. Als sie zu Ende war, bestieg ein junger Prediger die Kanzel und predigte mit Eifer über die Geduld des wahren Christen in Trübsal.

Die Marquise, welche dicht verschleiert in einem Winkel der Kirche saß, in der einzigen dunklen Ecke derselben, wurde nicht bemerkt, aber sie bemerkte jetzt den hohen Mann, welcher in einfacher Tracht in die Kirche trat und der Predigt aufmerksam zuhörte. Es war Herzog Ernst.

Röthe und Blässe wechselte auf dem Antlitz der Marquise, ihr Herz pochte ungestüm, und kaum wagte sie den Blick zu ihm zu erheben, zu

ihm, der eben ſo ſchön wie damals, aber ernſter und männlicher geworden, vor ihr ſtand.

Mit dem feinen Inſtinkt des Liebenden bemerkte der Graf die Gemüthsbewegung der Marquiſe und folgte mit ſeinen Blicken der Richtung, welche ihr Kopf genommen hatte. Er ſah den Herzog und lebendig ſprach es in ſeinem Herzen: „Sie liebt ihn noch, und Er? Ja auch Er hat ſie nicht vergeſſen!“

Der Gottesdienſt war zu Ende; der Graf, welcher der Marquiſe einige Worte zugeflüſtert hatte, zögerte mit den Damen die Kirche zu verlaſſen. Endlich mußte es geſchehen; raſch bot er der Madame Virnot den Arm und führte ſie ehrerbietig bis an den Wagen. Die Marquiſe folgte dem Paare.

An der Kirchenthüre ſtand ein Stallmeiſter, welcher das Pferd des Herzogs und ſein eigenes am Zügel hielt. Der Herzog kam von dem Gottesacker unfern der Kirche her, und in Montalegros ſtieg der Verdacht auf, daß er ihn mit den Damen geſehen und die Bekanntſchaft der Marquiſe machen, oder ſie doch neugierig betrachten wolle.

Er beeilte ſich in den Wagen zu ſteigen,

konnte es aber Höflichkeitshalber nicht unterlassen, den Herzog respektvoll zu grüßen und die Damen auf dessen verbindlichen Gruß aufmerksam zu machen, der artig erwidert wurde.

Die Marquise war auf dem Heimwege stumm; sie hüllte sich in ihren Schleier, lehnte sich in die Wagenecke und schloß die Augen. Der Graf ahnete, was in ihrem Innern vorging, und überließ sich den Qualen der Eifersucht, ja er fand ein Vergnügen daran, sein Herz mit Vermuthungen über der Marquise Neigung für den Herzog zu peinigen.

Madame Virnot schwieg, weil sie nicht zum Sprechen aufgefordert wurde, und alle Drei kamen verstimmt nach Hause.

Als der Abend seine Schwingen über die Gegend ausbreitete, durchwanderte Montalegros die Fluren in einer Stimmung, die ihn blind für alle Reize der Landschaft machte; die Marquise saß in ihrem Kabinette und blätterte in ihrem Tagebuche, Erinnerungen aus einer längst verflossenen, glücklicheren Zeit, aus der Tiefe der Vergangenheit heraufbeschwörend.

Einige Blätter aus dem Tagebuche der Marquise.

— am 1. Januar 18 —

Die große Cour bei dem Könige ist vorüber, und das prächtigste Diner für dieses Jahr auch. Meine Schwester klagt über Ermüdung und preiset die glücklich, welche in ländlicher Stille ihr Leben dahinziehen seben wie einen ruhigen, anmuthigen Traum. Ich denke anders; ich könnte auf diese Weise, wie Ameline sich träumt, nie glücklich sein. Die Königin sah mich huldvoll und lächelnd an, als ich ihr die Hand küssen durfte, und wünschte mir dieses Jahr eine Brautkrone. Aber wird dieser Wunsch in Erfüllung gehen? Ich zweifle daran, denn ich kenne keinen Mann, noch habe ich von keinem gehört, mit dem mich meine Familie vermählen würde. Der Herzog ist vermählt, der Einzige, mit dem ich glücklich geworden wäre! Jetzt ist es mir gleichgültig, wie mein Loos sich gestaltet, wenn es nur ein glänzendes ist, die Wünsche meines liebenden Herzens haben sie zu ertödten gewußt! —

Er soll nicht glücklich sein — ich begehre auch kein Glück der Liebe, es ist seine und meine Bestimmung, unserm Herzen nicht folgen zu dürfen!

Man sagt, daß die Gräfin Wallenhof sich mit einem Bürger, einem Künstler vermählen wird. Die Königin soll ihr bei der Cour das lebhafteste Mißfallen über diese Wahl zu erkennen gegeben haben.

Ich bin erstaunt darüber, einen Mann geringern Standes heirathen zu wollen, ich halte es für unmöglich, ihn zu lieben. Es ist mir immer sonderbar vorgekommen, wenn ein Mann von hoher Geburt eine Frau aus einem untergeordneteren Stande wählt, aber eine Frau von Geburt einen Mann ohne Namen, ohne Rang! —

Wenn Er ein Bürger oder schlichter Edelmann gewesen wäre! — Aber dann hätte ich ihn nicht geliebt, es ist undenkbar, dann wäre er für mich gar nicht derselbe! —

„Ich wünsche mir Gesundheit und ein Leben voll Ruhe und Eintracht mit mir und meiner Familie!" sagte heute meine Schwester, welche jede Bewerbung fürchtet.

Ich wünsche mir ein glänzendes Leben, ich möchte höher steigen, als meine Brüder und Schwestern; ich kann mir nicht denken, daß eine hohe Bahn langweilig ist! —

Im Februar.

Ich wurde heute zu meinem Oheim gerufen.

Mein älteſter Bruder gab mir einen Wink, damit ich nicht allzuſehr überraſcht ſein ſollte. Wie könnte ich überraſcht von Etwas ſein, was mir gebührt?

Zum erſten Male in meinem Leben ſah ich meinen Oheim mild und mit Augen voll Thränen.

„Mein Kind," ſagte er ſehr gütig, „das Loos, das Dir geboten wird, iſt glänzend, über meine Erwartungen. Glaube nicht, daß mir Dein Glück nicht theuer iſt; wenn Du die Entfernung von Deiner Familie, die Du nie wiederſehen wirſt, zu ſehr fürchteſt, wenn Dir vor einer einſamen Größe bangt —"

„O gnädigſter Herr Oheim," rief ich ſchnell und lebhaft, „ich bin glücklich, geehrt durch dieſe Bewerbung, ich ſehe nur meine eigenen Wünſche erfüllt!"

„Nun, ſo habe ich Nichts dagegen zu ſagen," ſprach mein würdiger Oheim, „Gott ſegne Dich!"

Ich bin verlobt, ich bin jetzt die Erſte in meiner Familie, ich werde in der Geſchichte unter den ſchönen und hohen Frauen genannt werden, die mein künftiger Gemahl ſeine Ahnen nennt! —

Die Marquiſe blätterte weiter in dem Tagebuche; ihr Auge weilte auf den Beſchreibungen ihres zweiten Vaterlandes, bei den Schilderungen ihres neuen glänzenden, einſamen Lebens!

Sie erinnerte sich all der Leiden und Gefahren, die sie überstanden hatte, ihrer Schmerzen, ihrer Todesangst.

„Wenn dieses Tagebuch gedruckt würde, wenn das Auge der Welt in mein einsames Leben blikken dürfte," dachte sie; aber sie verfolgte den Gedanken nicht weiter, sie verbarg ihr Tagebuch, ohne, wie es sonst zu geschehn pflegte, demselben noch einige Zeilen beizufügen.

Montalegros hatte, als er Schloß Rosenhof bezog, sich vorgenommen, von seinem Vaterlande Nichts mehr hören zu wollen. Er wollte nicht wissen, was sich da begab; er fürchtete, irgend eine Nachricht mögte seine Ruhe stören. Heute, als er fortgegangen war, gemartert von Eifersucht, als er planlos in der Gegend umherschweifte, wurde er plötzlich von einem starken Regen überfallen, welcher ihn in ein Haus führte.

Gastfrei sah er sich von der Familie des Arztes in diesem Dorfe aufgenommen und konnte einem Gespräche über Politik und Neuigkeiten nicht entgehen.

Mechanisch griff er nach dem Zeitungsblatte und las — daß der Gemahl der Marquise sich wieder vermähle.

Er wußte Anfangs nicht, ob er der Mar-

quiſe dieſe Neuigkeiten mittheilen ſolle oder nicht, endlich beſchloß er die Wahrheit zu ſagen, es ſchien ihm gewiſſenlos, ſie von dem Vorhaben ihres Gemahls nicht zu benachrichtigen. Eilends verließ der Graf das gaſtfreie Haus, und hatte ſich auf dem Schloſſe kaum umgekleidet, als er ſich bei der Marquiſe anmelden ließ.

Sie ſaß auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenſter, als er eintrat, und richtete forſchende Blicke auf ihn; denn ſie bemerkte ſogleich, daß er ihr etwas Ungewöhnliches zu ſagen habe.

Als er es ausgeſprochen, daß ihr Gemahl ſich wieder verlobt habe, wurde ſie einen Augenblick todtenbleich, aber dann faßte ſie ſich und ſagte ſtolz: „Und was meinen Sie, daß ich thun ſoll? — Ich beneide nicht ſeine zweite Gattin um den traurigen Glanz, der ihr bevorſteht, ich behalte immer das Gefühl, daß ich bleibe, was ich bin. Was iſt Sie, die ſich mit meinem Gewande ſchmückt, wenn ich erſcheine! — Daß Er ſo früh mich vergeſſen konnte, kränkt nicht mein Herz!“

„Gnädigſte Frau,“ ſagte Graf Montalegros mit tiefer Empfindung, „als ich Sie von dem Tode rettete, der Ihnen durch Eigennutz bereitet werden ſollte, folgte ich dem Triebe meines Her-

zens, das Ihnen Ruhe und Glück wünschte, ich flüchtete Sie in das Ausland, — aber jetzt fragt eine Stimme in meinem Innern: thatest Du Recht daran? Handeltest Du nicht vielleicht aus Selbstsucht so? Mußte nicht Dein König erfahren, welche Feinde die erhabene Frau umringten? Würde er sie nicht gegen Alle haben schützen können – ?"

Die Marquise war über Montalegros letzte Worte mehr erstaunt, als sie auszusprechen für gut fand; denn sie waren der vollkommenste Widerspruch seiner Handlungen und Worte gegen sie, aber sie faßte sich und sagte kalt und stolz:

„Der König würde mich nicht schützen können, der Gemahl jetzt nicht mehr schützen wollen. Er wollte und wußte die Thaten meiner Feinde nicht, aber mein Tod beruhigte ihn und schloß ihm eine neue Welt voll Hoffnungen — Vaterhoffnungen auf. — Nicht die Furcht vor dem Tode trieb mich an, meines Gemahls Haus zu verlassen und einen fremden Namen anzunehmen. Selbstmord wäre mein Bleiben gewesen, darum ging ich. Jetzt auftreten, wieder für meine Gegner aus dem Reiche der Todten zurückkehren? — Warum? Zu was? Graf, ich habe keine Lust mehr zu kämpfen, ich suche das

Glück nicht mehr im Glanze. Mag er ein neues Eheband knüpfen, ich bin für ihn todt, er sündigt nicht! — Wollen Sie mich aber an ihn verrathen, um Ihr Gewissen zu beruhigen, wenn sich das in Ihnen regt, ich bin in Ihrer Macht, denn Sie kennen mein Geheimniß! —"

„Gnädige Frau!" rief der Graf mit ungeheuerm Schmerze. „Was Sie mir jetzt sagten, verzeihe Ihnen Gott! — Ihr Geheimniß stirbt mit mir; was mich bewog, so zu sprechen, wie ich sprach —"

Montalegros stockte; die Marquise sagte: „Und was bewog sie dazu?"

„O, fragen Sie nicht, fragen Sie nicht!" rief der Graf und alle Forderungen der Etikette vergessend, stürzte er aus dem Zimmer. Sie sah ihn staunend nach, denn jetzt verstand sie ihn; sie fühlte, daß er Sie nur geflüchtet hatte, um ihr nahe zu sein, daß er sich jetzt für untreu gegen ihren Gemahl, für selbstsüchtig halte. Sie fühlte, daß der Graf mit innerer Freude die Verlobung ihres Gemahls erfahren hatte, weil sie dadurch freier dastand, daß aber sein Gewissen ihn über eine Freude tadle, die auf Sünde und Betrug begründet war. Mit sich war sie einig,

nimmermehr wäre Sie in das Land, zu einem Gatten zurückgekehrt, wo sie so viel gelitten, und wenn man Ihr Krone und Scepter geboten und sie zur Regentin erklärt hätte — sie haßte jetzt das Land, wo Sie kaum einen glücklichen Tag verlebt hatte.

Bisher hatte Montalegros die Marquise immer noch als eine Ehefrau betrachtet, wenn sie auch für ihren Gemahl todt war. Jetzt, da sie selbst sich nicht für gebunden hielt, da sie freier über ein Band dachte, das bei den Katholiken Sacrament ist, jetzt, wo sie ruhig ihres Gemahls Ehe mit einer Andern ansehen wollte, jetzt war sie für ihn auch eine Andre, und ein namenloses Gefühl, ein Gefühl von Glück, wie er es nie empfunden, wollte in sein Herz einziehen. Aber die Erinnerung an den Herzog, an der Marquise Empfindungen für ihn, gaben seinem Glücke eine starke Mischung von Bitterkeit bei, und er hatte Augenblicke, in welchen er sich halb wahnsinnig fühlte.

Immer in der Nähe der angebeteten Frau zu leben, immer sie beschützen, ihr Leben erheitern dürfen, der einzige Mitwisser ihrer Geheimnisse sein, das war für ihn ein unbeschreibliches

Glück; aber ihr niemals durch Wort und Blick seine Empfindungen zeigen, nie von ihren Lippen das Wort der Liebe erhoffen zu dürfen, das war eine Qual, welche die Wonne, ihr nahe sein zu können, aufwog.

Erschöpft, und doch geistig aufgeregt, warf er sich endlich auf sein Lager und verfiel in einen unruhigen Schlummer, unterbrochen von qualvollen Träumen. Er sah, wohin er blickte, die Gestalt des Pater Vincenco eines Mannes, welcher vom Anbeginn der erbittertste Feind der Marquise und das Werkzeug eines Mächtigen war, der den Gemahl der unglücklichen Frau beherrschte.

„Wenn dieser Traum eine Warnung sein sollte!" rief er. „Wenn Pater Vincencos Schlauheit eine Entdeckung gemacht, wenn er vielleicht in der Beichte der Kammerfrau erfahren —" er wagte nicht seine Gedanken weiter fortzuspinnen; denn wußte der Listige, daß die Marquise noch lebe, dann war kein Ort auf Erden verborgen genug, um von dem Pater nicht ausgespürt zu werden, und er wußte, daß der Pater schlau genug war, jedes Mittel zum Verderben der Gräfin zu ersinnen, und gewissenlos genug, keins zur Erreichung seines Zweckes zu scheuen.

Er hatte jetzt doppelte Wachsamkeit nöthig, zwiefache Klugheit und noch gröſsere Einſamkeit. Er bereute bitter, daß er die Marquiſe nach der Kirche gefahren hatte, er ſetzte Mißtrauen in den Kammerdiener, in Madame Virnot, und traute ſowohl dieſen als dem Kaſtellan und ſeiner Frau zu, daß ſie aus Leichtſinn, Neugier oder Unwiſſenheit ſich nicht ſträuben würden, einem liſtigen und neugierigen Frager mehr zu geſtehen, als für die Sicherheit der Marquiſe heilſam war.

Seine Befürchtungen der Marquiſe mitzutheilen, hielt er für zwecklos. Warum ſie ängſtigen und ſchrecken? Aber er bat ſie, kleine Ausflüge in der Umgegend und nach der Kirche zu vermeiden. Er ſorgte dafür, daß Mira faſt immer um ſie war, und von ihr erfuhr er Alles, was in der Familie des Kaſtellans vorging, denn Mira konnte kein unwahres Wort ſagen.

Einige Monate gingen ruhig und freundlich vorüber. Die Marquiſe fühlte ſich immer heimiſcher in dem Schloſſe, der Graf ſchien ruhig, wenn er es auch innerlich nicht war, und in der Gegend hatte man ſich an die unbekannte und faſt immer unſichtbare Bewohnerin des Schloſſes ſo ſehr gewöhnt, daß faſt Niemand mehr von

ihr ſprach. Graf Montalegros wurde in dem Dorfe für einen ſtillen, gelehrten Mann gehalten, der, weil er keinen Menſchen ſtörte und ſehr wohlthätig war, geehrt und geliebt wurde; von der Marquiſe ſagte man, daß ein häßliches, unheilbares Muttermal ſie entſtelle.

Der Herzog hatte ſeine Neigung, die geheimnißvolle Dame ſehen zu wollen, unterdrückt, als er ſie aber von fern in der Kirche ſah, erwachte dieſe Regung wieder, und wäre er nicht der Fürſt des Landes und Herr des Schloſſes geweſen, er würde Nichts unverſucht gelaſſen haben, ſie zu ſehen. Aber er wußte, daß ein Befehl von ihm das Schloß öffnen würde, und dadurch war er abgehalten ſie zu ſehen und in ihr Geheimniß einzudringen, denn er war in Allem ein Mann von Ehre. Dieſes Feingefühl hielt ihn auch ab, den Grafen Montalegros zu ſich einzuladen, aber er ſchrieb ihm, daß er ihm das Schloß ganz zu ſeiner Verfügung überlaſſe, er möge jede Veränderung im Schloſſe und Garten vornehmen, welche der Dame den einſamen Aufenthalt verſchönere.

Zweites Buch.

I.

Ein Gast.

Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen auf das freundliche Dorf, in welchem Düneseld mit seiner Schwester lebte. Eben ging der würdige Pfarrer mit Theresen in seinem stillen, geschmackvoll angelegten Blumengarten umher, und blieb vor einer Mauer stehen, deren Grau mit grünem Weinlaub und blau und röthlichen Trauben bedeckt war. Er schnitt mit seinem Gartenmesser eine der schönsten ab und reichte sie freundlich seiner Schwester.

„Sieh, Therese, diese herrliche Traube, röthlich glühend, als wäre sie unter Spaniens oder Süditaliens Sonne gereift. Ich liebe keine Frucht so sehr, keine ist so poetisch, und niemals sehe ich Weinranken, ohne mich in meine

Kindheit zurückverſetzt zu fühlen. Damals wareſt Du noch nicht geboren —“ fuhr der Pfarrer geſprächig fort, „die Eltern hatten ein großes alterthümliches Haus mit einem kleinen Garten, den ich ungemein liebte. Auf einer Seite umgab ihn eine hohe Mauer, die vom Frühling bis in den Spätherbſt mit Weinſtöcken bekleidet war, welche gar herrliche Trauben trugen und von mir jeden Herbſt eingeſammelt wurden.

Mit welchem Vergnügen ſtand ich auf der hohen Leiter und reichte meiner guten Mutter das gefüllte Körbchen hinab, wie fleißig bemühte ich mich, die Sperlinge zu verſcheuchen, die unſern Trauben Gefahr drohten, und wie entzückt lief ich im Juni aus dem Garten nach der Eltern Zimmer, rufend und ſchreiend: Vater, Mutter, der Weinſtock hat viele Blüthen!“

„Wie gut Dir die Freude ſteht, lieber Ernſt!“ ſagte Thereſe; der Pfarrer dagegen ſprach liebreich: „Du ſeufzeſt, gute Thereſe?“

„Es iſt eine alte Angewohnheit!“ erwiderte Thereſe melancholiſch. „Ich dachte eben, voriges Jahr nahmen wir zuſammen die Trauben ab, Er und Ich! Damals war ich eine glückliche Braut!“ „Jetzt biſt Du eine wackere Künſtle-

rin, und das Weib iſt ſelten Beides zugleich!“ entgegnete Dünefeld.

„Ach, mit meiner Künſtlerſchaft ſtehe ich weit hinter Anderen zurück,“ ſagte ſanft Thereſe. „Ich hätte dafür doch lieber jene Zeiten zurück gewünſcht. Wo Er jetzt ſein mag! Es iſt nun faſt ein Jahr, daß die Fremden kamen, und ein Jahr, daß er von uns fortging. In vier Wochen wird es jährig, daß ſie kamen! —“

„Du haſt ein gutes Gedächtniß, Thereſe. Ja, ja, es war im Spätherbſt!“ ſagte Dünefeld, um doch Etwas zu ſagen; denn Thereſens ſtilles, tiefes Leid that ihm unendlich weh. „Ob er wohl der Fremden wegen fortgegangen iſt, ihr nachgezogen?“

„Wie könnte ihn jene fremde Frau auf ſolche Weiſe intereſſirt haben?“ antwortete der Pfarrer.

„Ach, Bruder, Sie war ſchön, ſo vornehm und lieblich! —“

„Mag ſein, aber dieſer Thorheit, einer fremden Frau zu folgen, welche an Wolfgang ſicher kein Intereſſe nahm, halte ich ihn nicht fähig. Ich denke überhaupt jetzt milder über

ihn. Daß er ging, war Trieb, die Welt zu ſehen. Jugend muß austoben! Ich ſpreche das hier im poetiſcheren Sinne aus. Dich hat er nicht ſo tief geliebt, wie wir und er ſelbſt Anfangs glaubten. Deine Aufgabe iſt, ihn zu vergeſſen, oder, wenn Du das nicht kannſt, ohne Schmerz, ohne Sehnſucht an ihn zu denken!"

Thereſe reichte wehmüthig dem Bruder die Hand; er zog das Mädchen an ſein Herz und flüſterte: Immer weine Dich aus, gute Thereſe, aber gieb die Hoffnung nicht auf, daß Deine Zukunft ſich freundlicher geſtalte! Ich litt, wie ich ein junger Mann war, an einem kranken Herzen. Ich liebte hoffnungslos ein Weſen, das hoch über mir ſtand und von meinen Gefühlen keine Ahnung haben durfte, noch haben konnte. Vergebens ſagte ich mir: Es giebt mehr ſchöne und liebenswürdige Mädchen; vergebens ſuchte ich alle Damenkreiſe auf, keins von allen den Mädchen intereſſirte mich, keins hatte den edlen Stolz, den ich am Weibe ſo ſehr liebe, denn obgleich ein gehorſames und demüthiges Weib gar herrlich, wenn es Beides aus Liebe iſt, ſo iſt doch außerdem in meinen Augen nur ein ſtolzes Weib liebenswürdig. Das Weib muß

immer wiſſen, daß es die Krone der Schöpfung iſt. Und ſie, o ſie war von hoher Geburt, von unvergleichlicher Schönheit, in der erſten Blüthe der Jugend, ein Weſen, das einherſchritt, als herrſche es über die ganze Welt! — Dabei hatte ſie einen feſten Sinn; ſie wußte immer, was ſie wollte, und war fromm und ſittlich, das Vorbild der Keuſchheit. Dies Alles wußt' ich durch Zufall, und als ich ſie ſehen und ſprechen durfte! —

So gingen mir die Jahre der Jugend unter Sehnſucht, und im Suchen nach einem Weibe, das ihr glich, dahin, und jetzt, nachdem Du heran gewachſen und immer bei mir biſt, jetzt bedarf ich keines Weibes mehr, denn Du haſt die Eigenſchaften des Gemüthes, welche zur Ergänzung ſeiner Seele der Mann ſucht; Du haſt die Milde und Sorgfalt für mich, die ein Mann, wie ich, der oft kränkelt, liebt und bedarf. Es iſt vielleicht ein Glück für uns Beide, daß wir immer vereint bleiben werden; wir entbehren freilich das Glück der Ehe, aber wir tragen nicht ihre Sorgen und erleiden nicht ihre Enttäuſchungen."

Die Geſchwiſter durchwandelten noch ein

Mal den Garten und gingen dann in das Haus zurück

Noch nicht lange saßen Beide, wie sie Abend für Abend zu thun pflegten, bei ihrem Thee, als die Hausklingel ertönte und Base Gertraud in das Zimmer trat. Die alte Jungfer war seit Wolfgangs Trennung von Theresen nur ein Mal und auf kurze Zeit auf der Pfarre gewesen, um nicht Gerede und Vermuthungen im Dorfe zu veranlassen. Jetzt, beim Beginn des Winters, fühlte sie sich sehr einsam in ihrem kleinen Hause, und suchte wieder ihre Freunde auf, welche Wolfgangs Benehmen ihr nicht zur Last legen konnten und auch nicht so unvernünftig waren, es zu thun. Die alte ehrbare Gertraud wurde von dem Pfarrer mit Freundlichkeit, von Theresen mit wehmüthiger Innigkeit begrüßt. Sie sah in der Base ihres Geliebten sein Vermächtniß, und hatte für sie alle die Anhänglichkeit, welche ein liebendes Frauenherz für die Verwandten des geliebten Mannes hegt. Thereſe schob Gertraud einen Stuhl dicht an den Kamin, bereitete ihr mit freundlicher Geschäftigkeit den Thee, und plauderte von Allem, was für die Alte von irgend einem Interesse sein konnte; nach Wolf-

gang aber fragte sie nicht, und Gertraud hütete sich, in Anwesenheit des Pfarrers von ihm zu sprechen.

„Wir werden einen harten Winter bekommen," sagte Gertraud, „Conrad hat es aus den Eichenblättern gesehn."

„Das wäre traurig für die Armen in unserer Gemeine," sprach der Prediger. „Wir müssen suchen, dem Uebel abzuhelfen!"

„Krieg wird's auch bald geben, ich habe gestern und heute die Vögel in ganzen Schaaren nach Süden ziehen sehen!" bemerkte Gertraud.

„Das thun sie immer," entgegnete lächelnd der Prediger.

„Auf diese Weise nicht. Sie glauben freilich an keine Vorzeichen, Herr Pastor, und dürfen es von Amtswegen nicht; aber sie existiren. Als im Jahre 1812 die Vögel zogen, da sagte ich auch, das nächste Jahr fällt eine entscheidende Schlacht vor, mein Vetter, der selige Stern, lachte und sagte, das könne man sich denken, ohne den Zug der Vögel; aber es traf doch ein, und traf wider Vermuthen im Jahre 1813 nochmals ein bei Waterloo."

Der Pfarrer bestritt die Behauptung der

Baſe nicht, es blieb einige Augenblicke ſtill im Zimmer, dann rief Thereſe: „Jeſus nicht, als ob ein Wagen raſch auf unſer Haus zu führe? Jetzt hält er vor dem Hauſe.“

Wiederum ertönte die Klingel, und die Magd meldete nach wenig Secunden einen Fremden, Doctor Albano, der um ein Nachtquartier bäte.

Der Pfarrer ſtand auf, um dem Herrn entgegen zu gehen, ein wenig verwundert allerdings, da ſich im Dorfe ein ſehr guter Gaſthof befand. Indeß, Dünefeld hielt als Geiſtlicher die Gaſtfreundſchaft für eine Amtspflicht und übte ſie gern, denn er zog ein intereſſantes Geſpräch jedem andern Vergnügen vor.

Baſe Gertraud ſagte neugierig: „Wer der Fremde wohl ſein mag?“ Thereſe ſchüttelte ſanft den Kopf und erwiderte: „Das iſt mir recht gleichgültig, ich freue mich nicht mehr, wie früher, da war es mir ein Feſt, wenn Fremde bei uns wohnten.“

In dieſem Augenblicke ging die Thüre auf und der Pfarrer führte einen Mann herein, der auf Thereſen, die in ſich gekehrt da ſaß, gar *keinen*, aber auf die beobachtende Gertraud

einen tiefen Eindruck hervorbrachte, denn er erregte ihre Neugier im höchsten Grade.

„Verzeihen Sie," sagte der Fremde mit wohlklingender Stimme und in dem reinen Deutsch, das fast immer nur von Ausländern gesprochen wird, „verzeihen Sie, daß ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen wage; im Gasthofe ist ein Kranker, wie man mir sagte, und ich habe eine krankhafte Furcht vor allen Krankheiten. Ich muß ihr nachgeben, will ich nicht der Ansteckung unterliegen, denn jedes Uebel, das ich sah, habe ich auch immer sogleich bekommen."

„Das ist merkwürdig," rief erstaunt Gertraud.

„Hier sind Sie vollkommen sicher!" entgegnete der Pfarrer. „Mein Haus zählt nur drei Bewohner, die fast immer gesund sind."

„Darf ich Ihnen Thee einschenken, oder ziehen Sie vor, sogleich in Ihr Zimmer zu gehen?" fragte freundlich Therese.

„Ich bitte um Thee! Wenn ich nur keine allzugroße Störung verursache, sagte verbindlich der Gast.

„Sie sehen, wir lassen uns nicht stören," be-

merkte Düneſeld, und Thereſe ſchenkte ihm Thee ein.

Baſe Gertraud, die etwas kurzſichtig war, reichte dem Doctor Albano den Zwiebackkorb hin und benutzte dieſe Zeit, den Fremden ſcharf in das Auge zu faſſen.

Doctor Albano, wie ſich derſelbe nannte, war ein Mann von acht und dreißig bis vierzig Jahren. Er mogte in ſeiner Jugend ſehr ſchön geweſen ſein, noch jetzt war er ungeachtet eines gelblichen Teints und großer Magerkeit ſehr intereſſant. Die Stirne, hoch und frei, von ſchwarzem, glattem Haar umgeben, verrieth, daß der Doktor ſich viel mit Nachdenken beſchäftigt hatte. Ueber der etwas ſpitzen, graden Naſe funkelte ein ſchwarzes Augenpaar; der fein geſchnittene Mund zeigte, wenn er lächelte, zwei Reihen vorzüglich ſchöner Zähne, das Kinn war rund, und von der Feſtigkeit, die faſt immer Entſchloſſenheit und Ausdauer andeutet. Die Füße und die Hände des Doktors waren klein und ſchmal, und zeigten, daß derſelbe aus vornehmer Familie herſtamme; dennoch mißfiel der Mann Thereſen, und der Baſe Gertraud, die ſich mehr um ihn kümmerte, war er faſt zuwider, denn ſeine

Freundlichkeit war nicht mächtig genug, um den lauernden Ausdruck zu verbergen, den zuweilen seine Augen und sein Mund hatte, wenn er eben nicht sprach.

„Sie verstehen vortrefflich, Thee zu bereiten!“ sagte er sehr artig zu Thereſen, und zu dem Paſtor gewendet fuhr er fort: „Sie wohnen hier recht ruhig und freundlich, ich wünſchte einen Sommer in ſolch lieblicher Einſamkeit verleben zu können!“

„Ich vermiſſe die Lebhaftigkeit und die Genüſſe der großen Städte nicht,“ erwiderte Dünefeld.

„Sie haben doch immer Verkehr mit der Welt durch Bücher, Zeitungen und Beſuche —“ ſetzte der Doktor das Geſpräch fort.

„Zuweilen erfreuen uns Freunde,“ verſetzte der Prediger mit einem Blick auf Gertraud.

Thereſe ſtand auf, um das Zimmer zu verlaſſen, und der Gaſt ſagte lächelnd: „Ich will nicht fürchten, daß Sorge für mich Sie entfernt!“

„O nein,“ entgegnete Thereſe, „das Fremdenzimmer iſt im Stande, und meine andern Anordnungen erfordern wenig Zeit.“

„Ich meine," hob Baſe Gertraud an, „ſeit vorigem Herbſte, ſeitdem die unbekannte Dame hier war, hatten Sie keinen Beſuch von Fremden!"

Der Gaſt ſchien auf Gertraud's Worte wenig zu achten, aber ein aufmerkſamerer Beobachter würde bemerkt haben, daß dieſe Aeußerung Gertraud's wie ein brennender Funke in ſein Inneres fiel und zündete.

Schnell faßte ſich jedoch Albano und ſagte ſcherzend: „Die unbekannte Dame? Das klingt ja wie ein Mährchen, oder wie der Titel eines Romanes. Es wäre wirklich intereſſant, mehr über dieſe Dame zu erfahren!"

Dünefeld ſprach nicht gern davon, aus Schonung für Thereſen, auch war er nicht der Mann, welcher das Thun und Treiben Anderer belauerte. Deßhalb begnügte er ſich kurz zu antworten: „Darüber, Herr Doktor, kann ich Ihnen keine Geſchichte erzählen; ich weiß von jener Dame Nichts, als daß ſie Abends hier ankam, in Begleitung eines Edelmannes und einer Franzöſiſchen Kammerfrau, und daß ſie, obgleich kränkelnd und ſchwach, den andern Tag abreiſete."

„Stoff genug für einen Dichter!“ ſagte der Doktor. „Beſonders, wenn ſie noch hinzufügen können, daß Sie ſchön war.“

„Ich habe das Angeſicht der Dame nicht einmal geſehn!“ ſagte der Prediger.

Thereſe, die während dieſes Geſpräches lebhaft an Wolfgang erinnert wurde und ſchmerzlich litt, rief unwillkührlich aus: „Ach, Sie war ſchön!“

„Sie haben alſo die Dame doch geſehen?“ fuhr Albano ſcherzend fort. „Geben Sie doch eine Beſchreibung von ihr. War ſie blond, braun? Groß oder klein? Ich wette ſie war blond und hatte die ſchönſten blauen Augen, die ſie jemals ſahen!“

„Mein Gott!“ rief Thereſe erſtaunt. „Haben Sie ſie jemals geſehen?“

„Und die Haltung königlich; das Kinn lieblich rund, mit einem Grübchen; der weiße Hals ſchlank und zart; die Hand zart, faſt durchſichtig, klein, aber charakteriſtiſch —“

„O, Sie kennen jene Frau!“ ſagte das Mädchen mit unverſtellter Theilnahme, die keinen Anſtrich von Neugier hatte.

Der Doktor fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſeufzte.

„Ach,“ ſagte er nach einer langen Pauſe und zerdrückte eine Thräne im Auge, „ich fürchte und hoffe, ſie war es. Ich bin hier unter guten, verſchwiegenen Menſchen; es thut mir wohl, Ihnen das Herz aufzuſchließen. Wiſſen Sie denn, ich beſaß eine Schweſter, jung, ſchön, mein Stolz. Mit ihrem Willen vermählte ich ſie mit einem Manne, der ihr Rang und Vermögen bot und glaubte ſie, umgeben von Allem, was ſich ein Weib nur wünſchen kann, glücklich. Vor beinahe einem Jahre ſtarb ſie, — wir beweinten ſie wenigſtens als todt; da bekannte vor wenig Wochen die Kammerfrau, welche um das Geheimniß wußte, auf ihrem Todtenbette, daß meine Schweſter noch lebe und mit einem Manne, den ſie heimlich geliebt habe, entflohen ſei! — Ihr Entführer iſt ein ſpaniſcher Graf und ſie jetzt — vielleicht mit ihm auf eine Weiſe verbunden, die zuzulaſſen mein Gewiſſen verbietet. Ich bin auf ihrer Spur, ich weiß, daß ſie nach Deutſchland gereiſet iſt, ich muß ſie auffinden, welchen Namen ſie auch jetzt angenommen hat; ich muß ſie retten vor dem ewigen Verderben!“

Albano rief die letzten Worte mit tiefer Bewegung und begleitete sie mit einer ausdrucksvollen Geste. Base Gertraud sagte eifrig: „Was doch Alles in der Welt geschieht! Ich glaube fast selbst, daß jene Dame keine Andre als Ihre unglückliche verirrte Schwester war.“

„Aber wie kommt es, daß der Gemahl Ihrer Frau Schwester in dieser Sache unthätig bleibt?“ sagte mit einiger Schärfe der Prediger, denn Albanos Mittheilung hatte ihn eher verletzt, als Theilnahme eingeflößt. Alles, was er von ihm hörte, kam ihm äußerlich und innerlich unwahr vor.

„Mein Schwager ist seit jener Entdekkung krank,“ erwiderte Albano; „ich eile jetzt meine Schwester aufzufinden. Wie nannte sich bei Ihnen der Begleiter jener Dame?“

Thereſe, die er bei dieſer Frage anſah, wollte antworten, aber ihr Bruder ſagte raſch: „Meine Schweſter kennt den Namen jenes Mannes nicht; mir nannte er ſich, Monti oder Monta, ich habe für Namen ein ſchwaches Gedächtniß, ein Spanier war er aber nicht, ſondern ein Italiener oder Portugieſe, und jene Dame war, wie meine Schweſter verſichert, ei-

ne Deutſche. Alſo kann es nicht ihre Frau Schweſter ſein, denn Sie, — mein Herr, ſind kein Deutſcher."

Albano wurde blaß vor innerm Aerger und ſagte lebhaft: „Ich bin ein Deutſcher, aber freilich der Mutterſprache entwöhnt, die ich ſelten ſpreche, denn ich lebe ſeit zwanzig Jahren in Paris."

Der Prediger erwiderte Nichts darauf und bot ſeinem Gaſte an, ihn nach ſeinem Zimmer zu führen, was er mit Höflichkeit annahm.

Als Gertraud und Thereſe mit einander allein waren, ſahen ſich Beide mit einem vielſagenden Blicke an, und Gertraud ſagte: „Glauben Sie, daß jene Dame ſeine Schweſter iſt? Es iſt möglich, aber mir gefällt der Fremde nicht; wer weiß, an welchen Unhold er ſeine Schweſter verkauft hat."

„Gewiß war ſie unſchuldig, und jener Graf nichts Anderes, als ihr Beſchützer!" ſagte Thereſe.

„Wenn ihm nur Niemand beßre Auskunft geben kann oder giebt!" ſagte Gertraud.

Thereſe erwiderte: „Wer ſollte es? Ich glaube aber nicht, daß jene blonde Deutſche die Schweſter jenes finſtern, ſchwarzen Mannes iſt. Ihr Ge-

mahl mag er eher sein, und ich zittre bei dem Gedanken, daß es ihm gelingen könne, sie zu finden, denn dann ist sie verloren."

Das Gespräch der beiden Frauen würde noch länger über diesen Gegenstand fortgesetzt worden sein, wenn sich nicht Gertraud erinnert hätte, daß sie einen Brief von Wolfgang in der Tasche hatte: Sie hielt es für gerathen, die Abwesenheit des Predigers zu benutzen, und sagte zu Theresen, indem sie den Brief hervorzog: „Wolfgang hat mir geschrieben, wenn Sie den Brief lesen wollten, liebe Therese. Ich weiß freilich nicht, ob es gut ist, zu Ihrem Bruder davon zu sprechen, der Wolfgang sehr zürnt, weil er ihn verkennt."

„Er hat jetzt mildere Gesinnungen," flüsterte Therese, „und ich hege keinen Groll, obgleich er mir unsäglich wehe gethan, aber ich weiß nicht, ob ich den Brief — sie hatte ihn schon in der Hand — behalten darf."

Der Eintritt des Pfarrers unterbrach das Gespräch; Therese verbarg den Brief, die Frauen setzten sich wieder an den Tisch, und der Prediger, nachdem er sich im Zimmer umgesehn hatte, sagte halblaut: „Ich bitte Sie, liebe Gertraud und

erwarte von Dir, Thereſe, daß Ihr dem Doktor Albano keine Erklärungen über die unbekannte Dame gebt und ſie nicht weiter beſchreibt."

„Wie könnt ich dies!" rief Gertraud aus.

„Aus Wolfgangs Mittheilungen vielleicht!" entgegnete der Prediger. „Ich weiß Nichts von dem Schickſal, Nichts von der Handlungsweiſe jener Frau, aber ich mögte mich für ihre Unſchuld verbürgen, denn ihr Begleiter, der ſicher ihr Geheimniß weiß, ſah nicht aus wie ein Schuldiger. Unſer Gaſt aber ſcheint mir einem Bunde anzugehören, von dem ich mich fern halten will. Ich wünſche, daß Er nie den Aufenthalt jener Frau erfahre, daß er nie die Ruhe ſtöre, die ſie vielleicht gefunden nach den Kämpfen und Stürmen des Lebens."

„Auch ich!" ſagte Thereſe, obgleich ſie jene Frau für die Veranlaſſung zu Wolfgangs Entfernung hielt.

„Für mich hat Ihr Gaſt Etwas, für das ich keinen Namen habe, denn ich bin eine Chriſtin und mag nicht ſagen, daß ich gegen einen Menſchen Widerwillen fühle, welcher mir kein Leid that; aber daß mir in ſeiner Nähe unheimlich zu Muthe iſt, das muß ich geſtehen!"

„Schweigen wir denn und empfehlen jene Frau dem Schutze des Höchsten!“ sprach der Prediger, und Gertraud sagte leise: „Amen!“

Ein Pochen an die Thüre schreckte Thereſen aus ihren Gedanken, es war das raſche, kurze Pochen des Förſters. Er war in Wald und Flur herumgeſchweift und leerte ſeine Jagdtaſche aus.

„Herrliche Rebhühner,“ rief er, „nicht wahr, Fräulein Thereſe? Für Sie und Ihren Herrn Bruder geſchoſſen! Ich bitte, ſie anzunehmen — o bitte, ohne Kopfſchütteln und Abwehren mit den Händen, ohne Complimente.“

„Danke, lieber Freund!“ ſagte der Pfarrer.

„Aber Sie ſind nicht allein, in Ihrem Gaſtzimmer ſah ich Licht?“ fragte Bergner.

„Ein Fremder hat meine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen!“ antwortete der Prediger.

„Ein Fremder? Hm!“ brummte Bergner und warf einen eiferſüchtigen Blick auf Thereſen. „Hm, ein Mann von ziemlich vierzig Jahren, brünett, mager, fein gekleidet!“

„Die Beſchreibung trifft!“ entgegnete Dünefeld. „Wo ſahen Sie ihn?“

„Ich? Im Gaſthofe vor mehreren Stunden.

wo er sich unter dem Scheine der Gleichgültigkeit genau nach Allem erkundigte, was im Dorfe vorging. Er fragte nach einer Dame, die vor mehreren Monaten hier durchgereiset sein sollte, und die einfältige Wirthin erzählte ihm was er wissen wollte, daß die Dame auf der Pfarre gewohnt habe und nach Cöln zu gereiset sei. Ich saß dabei und sagte kein Wort; denn auch über Sie und Theresen wurden Erkundigungen eingezogen. Freilich hätte ich gern den Horcher und Schleicher zur Thüre hinausgeworfen, denn der Mensch hatte ein widriges Gesicht; aber ich faßte mich, ich dachte daran, daß es Jedem frei stehen muß, nach Andern zu fragen, und die Wirthin sagte nur Liebes und Gutes von Ihnen und Fräulein Theresen."

„Und darüber sind Sie zornig, lieber Bergner?" fragte der Pfarrer mit gutmüthigem Lächeln. „Was könnte der Mann gegen uns im Schilde führen? Er hat wohl nur gefragt, um sich die Zeit zu verkürzen!"

„Immerhin!" sagte Bergner verdrüßlich. „Ich meinte nur — ich dachte — wenn man eine schöne Schwester hat — mir könnte dieser Mann nimmermehr gefallen!" — Bergner hustete ver-

legen und ſchwieg; der Pfarrer verſtand des Förſters Andeutung und ward ebenfalls verlegen; Thereſe hatte kein Wort von Bergners Rede gehört, und Baſe Gertraud überſah mit einem Blicke das Verhältniß. Sie ging, als die Glocke zehn ſchlug, unter Conrad's Schutze nach Hauſe, und ſagte zu dem treuen Diener, der Gertraud gewöhnlich heimzuholen pflegte: „Denke nur, der Herr Förſter hat ein Auge auf Thereſen. Nun, ich verwette meine gute Brille, da trägt er einen Korb heim!“

„Der Herr Förſter denkt unſern jungen Herrn Wolfgang auszuſtechen? Wenn da Fräulein Thereſe Ja ſagte, was wäre ſie da für eine Jungfer! Einen ordinären Birnbaum für eine junge Eiche! —“ erwiderte Conrad.

Als ſich Thereſe in ihrem einſamen Zimmer befand, zog ſie mit bebender Hand Wolfgang's Brief hervor. Anfangs fragte ſie ſich, ob ſie den Brief leſen dürfe, da ſie dem Bruder verſprochen hatte, ſich nicht mehr mit Wolfgang zu beſchäftigen, dann war ja der Brief an Baſe Gertraud und nicht an ſie geſchrieben, und was würde Wolfgang ſelbſt denken, wenn ſie dieſen Brief läſe; aber ihre Theilnahme für ihn war zu groß,

ſie konnte es ſich nicht verſagen in ſeine Seele zu blicken, ſeinen Wanderungen durch das Leben zu folgen.

Sie ſchloß ſorgfältig die Thüre ab und rückte ſich das Licht zurecht, dann nahm ſie den Brief und las:

Meine liebſte, beſte Gertraud!

Es iſt abſcheuliches Regenwetter; um mich her war den ganzen Tag Lärmen und Toſen, erſt vor einer Stunde gelang es mir, in mein Zimmer zu flüchten, das ich mir ziemlich gemüthlich geſtaltet habe. Mein Leben in Paris iſt nicht ſo reich an Vergnügungen, als Du vielleicht denkſt; überhaupt waren die Vorſtellungen, die wir Beide uns oft von Paris machten, grundfalſch, aber dafür iſt der Kreis, in dem ich lebe, höchſt befriedigend und intereſſant für mich, und ich erwerbe Seelenkenntniß.

Oft frage ich mich: „Bin ich ein Andrer als ich war, oder noch der alte Wolfgang, der träumeriſch durch den Wald ging, gern Mährchen und Sagen las, vor Luſt nach Abenteuern brannte, und doch in dem kleinen Dörf-

chen so herzlich zufrieden war? Bin ich noch der? —

Ich muß mir sagen: Ja! Sonst träumte ich, jetzt bin ich erwacht und lebe, aber aus dem Traumleben habe ich in das wirkliche Leben die meisten Erinnerungen mit hinübergenommen und vor Allen die Erinnerung an Dich und Deine treue Liebe.

Denke nicht mehr, daß das Interesse an jener geheimnißvollen Fremden mich der Heimath entführte! O nein! — Sie war nur der Vorwand für meine erwachte Reiselust, und wäre nicht Sie gekommen, ich hätte einen andern Grund gesucht, den ich mir vorgeredet hätte, denn zu allen Handlungen sucht sich der Mensch einen Grund, und manchmal nennt er Etwas, das eigentlich das Gegentheil von dem Gefühl ist, das zu der Handlungsweise antreibt! —

Ach! —

Wem gilt es? wirst Du fragen. Mir selber, der ich mir oft ein Räthsel bin, denn ich bemerke Widersprüche in mir, von denen ich früher keine Ahnung hatte. Ich ging mit, weil ich fühlte, daß ich in die Welt mußte, daß ich selbst in der Ehe nicht glücklich sein,

daß Thereſe durch mich nicht beglückt werden würde und jetzt habe ich Momente der Sehnſucht nach ihr, und mögte in ihre guten, aufrichtigen Augen ſchauen. Ich habe um mich Raſtloſigkeit, Leidenſchaft und Hang zu Täuſchungen. Thereſe, immer wahr, aufrichtig und ruhig, iſt doch wohlthuender für mein Gemüth.

Du haſt gar Nichts von Ihr geſchrieben, liebe Baſe. Hat ſie wirklich nicht nach mir gefragt? Keine Sylbe über mich geſagt? Iſt Thereſe ſo ſtolz? Da ſie weder aus Leichtſinn, noch aus Kälte des Herzens ſchwieg?! Oder biſt Du hier eine Frau, die Thereſen beiſteht und Partei nimmt gegen mich?

Ich weiß noch nicht, wenn ich Paris verlaſſe; es kommt auf die Gräfin Roſenberg an, die anfangs nur einige Wochen hier bleiben wollte, und durch Krankheit und andre Vorgänge aufgehalten wurde, ſo daß wir erſt in der nächſten Woche die Reiſe nach Italien antreten. Die arme Frau iſt ſehr krank; ich glaube, das Fieber, welches ſie niemals verläßt, iſt ein Zehrfieber und wird ſie tödten! Ich habe unendliches Mitleid mit ihr, aber ich kann ihren Gemahl, wenn auch nicht entſchuldigen,

doch begreifen. Eine ſo unveränderte, tiefe, heiße, immerfort lebende Leidenſchaft muß einen Mann ermüden, wie fortwährende Sonnenhitze den Körper ermüdet. Auch würden die ewigen Bemühungen, aufregende Scenen herbeizuführen, mich martern. Für eine Zeit, für die Phantaſie des Dichters iſt eine ſolche Leidenſchaft herrlich, aber für das Leben, in der Ehe, iſt ſie unaushaltbar!'

Ich habe Viel und Vieles geſehn, und denke Dir die Winterabende zu verkürzen, wenn wir wieder beiſammen ſind; denn ich denke, Du wirſt mich genug lieben, um Dein Dörfchen zu verlaſſen und zu mir zu ziehen; ich muß fortan in einer großen Stadt leben.

Ich freue mich, daß ich bald Italien ſehe, das ſchöne Land, wo ewiger Frühling iſt. Vielleicht bleibe ich lange in Rom, denn das iſt vor der Hand das Ziel unſerer Reiſe. Die Gräfin ſpricht zuweilen von Spanien, vielleicht führt ihr ruheloſer Geiſt ſie auch dahin.

Mein äußeres Leben hat ſich bedeutend geändert. Sonſt in einem abgelegenen Dörfchen ein Tag wie der andre, jetzt in der Hauptſtadt der Moden jeden Tag etwas Neues;

ſonſt mein Amt, den Forſt zu pflegen und das Wild zu ſchießen, jetzt bin oder heiße ich der Sekretär einer Dame

Und doch lebe ich innerlich wenig anders, hingegeben meinen Träumen, und bemüht, was ich fühle, für Andre in Form zu bringen.

Großen und tiefen Eindruck machen die herrlichen Werke der bildenden Kunſt auf mich, und ich wünſchte, daß Du und Thereſe ſie ſähen.

Noch tiefer hat mich die Muſik ergriffen. Nur in großen Städten, wo alle Mittel beiſammen ſind, kann man ſie kennen lernen in ihrer ganzen Fülle, Pracht und Vollendung.

Ich habe, ſo oft ich Clavier ſpielen hörte, an Thereſe gedacht; ich hörte große Virtuoſen, an Fertigkeit und Kraft ihr weit überlegen; aber niemals bin ich durch Clavierſpiel wieder ſo gerührt worden, ſie verſteht zur Seele zu ſprechen!

Schreibe mir umgehend, da findet mich Dein Brief noch in Paris.

Grüße Thereſen nicht von mir, ich glaube ſie wird es nicht gut aufnehmen, und vielleicht — ich meine bisweilen, es iſt ſo, viel-

leicht ist es einem andern Manne, der ihren Werth tief erkannt hat, gelungen, ihre Liebe und ihr Jawort zu gewinnen; denn ihr Bruder hat sie für frei gehalten, als ich fortging.

Ich werde Dir bald wieder schreiben, wenn ich auf klassischem Boden bin. Grüße den alten Conrad, und sorge Dich nie um mich, ich bin, wenn auch nicht durchaus glücklich, doch mitten im Leben und Streben, und dabei fällt immer Etwas von Glück für uns ab. Mit treuer Liebe

Dein

Wolfgang.

Therese ließ den Brief sinken und sah es kaum, daß er feucht von ihren Thränen war. Sie litt bei der aufgefrischten Erinnerung an Wolfgang ungeheuer; aber sie fühlte aus allem Leide auch das Glück heraus, daß Wolfgang noch oft, mit regem Interesse an sie denke, daß er eigentlich ihr nicht untreu sei, daß er wenigstens kein anderes Weib liebe.

Die besten, tüchtigsten und begabtesten Männer üben meist eine Kunst, oder sie leben der Wissenschaft, ihrem Berufe, und sind damit in-

einer, als mit ihrer Frau, lieben sie mehr, aber wenn nur eine Frau nicht ein andres Weib mehr geliebt weiß, als sich, jede andre Beschäftigung des Mannes erträgt sie leichter, wenn auch daraus eine Vernachlässigung für sie hervorgeht.

Therese las den Brief und las ihn immer wieder; sie spann sich diese zwei Blätter zum Buche aus, sie las zwischen den Zeilen, und als sie sich müde gelesen hatte, zog die Hoffnung in ihre Seele ein und ihre Strahlen brachten Tag in die Finsterniß, die so lange ihre Empfindungen verdunkelt hatte. Sie legte den Brief unter ihr Kopfkissen und schlief endlich sanft ein. Liebliche Träume versüßten ihr den Schlaf, sie sah lebhaft Wolfgang vor sich stehen, freudig, liebevoll, er überschüttete sie mit Blumen, sie nahm sie und band sie zum Kranze.

So, träumend noch mit lächelndem Gesicht fand sie ihr Bruder, welcher, geängstet über ihren ungewöhnlich langen Schlaf, in ihr Zimmer kam, zu schauen, ob sie krank sei.

Sein Tritt weckte sie; sie öffnete die Augen und schaute sich hell und freundlich um. Als sie den Bruder sah, rief sie ihm heiter und

freundlich zu: „Ich komme gleich!“ und er zog sich zurück mit stiller Freude über das helle Antlitz seiner Schwester. Als Thereſe in das Wohnzimmer kam, fand sie ihren Gast schon reiſefertig.

Er hatte wahrscheinlich genug erfahren, oder er fürchtete des Predigers Schweigen; genug, er sprach von der unbekannten Dame kein Wort, und schied, nachdem er sich in Dankſagungen gegen Dünefeld und seine Schwester erschöpft hatte.

Der Prediger wollte ihn zum Posthause begleiten, was er nicht annahm, später erfuhr der Pfarrer, daß Albano auf der Post jener Dame nachgeforscht hatte, ohne mehr zu erfahren, als daß der Postverwalter ihr bis zur nächsten Station, auf dem Wege nach Cöln, Pferde gegeben habe.

Thereſe war seit jenem Briefe von Wolfgang viel heiterer und klarer. Zu ihrem Bruder sprach sie gar nicht davon, der Base Gertraud gab sie ihn zurück, ohne etwas Anderes zu sagen als: „Ich freue mich sehr, daß es Wolfgang wohl geht!“

Für Gertraud war der Rosenschimmer auf den blaſsgewordenem Antlitze Thereſens und das

hellere Auge genug, und in ihrem Briefe an Wolfgang schrieb sie viel davon, aber dieser Brief schien unter dem speziellen Einflusse einer höheren Macht zu stehen. Wolfgang erhielt ihn nicht, und Theresens Empfindungen blieben ihm unbekannt.

Der Pfarrer fürchtete für Theresen den Einfluß eines finstern, einsamen Winters, deßhalb hatte er ein junges Mädchen aus der Gegend von deren Eltern für Theresen zur Gesellschaft ausgebeten, und diese erkannte des Bruders Güte mit Dank.

Amalie, jung, hübsch, gutmüthig, wenig poetisch, aber gescheut und immer heiter, war für Theresen deßhalb ein passender Umgang, weil sie die Freundin aus ihren Träumereien weckte, und, indem sie Therese nöthigte, sich mit ihr zu beschäftigen, sie von zu vielem Nachdenken über sich selbst abzog.

Amalie gefiel sich bei Theresen; Base Gertraud und der Förster verkürzten durch ihre Besuche die langen Winterabende, und Therese wurde wieder heitrer, theilnehmender. Den wahren Grund ihrer Veränderung ahnte nur Gertraud. Bergner schrieb seiner angenehmen Person ihre

Freundlichkeit zu, und Amalie fand es ganz natürlich, daß ihre Freundin Intereſſe an einem Mann nehmen müſſe, der ihr ſelbſt ſo ungemein wohlgefiel, und konnte es nicht begreifen, daß Thereſe mit ſo viel Gleichgültigkeit von ihm ſprach, wenn ſie dann und wann von ihm reden mußte.

II.

Armida.

An jenem Tage, an welchem die Gräfin Rosenberg Wolfgang den Brief an ihren Gemahl gab, bat ſie ihn mit inniger Leidenſchaftlichkeit, ihn nur ihm ſelbſt in die Hände zu geben, und genau ſeine Züge zu beobachten, denn ſie bildete ſich noch immer ein, daß ein Brief von ihr tiefen Eindruck hervorbringen und ihre perſönliche Erſcheinung ihn zu ihr zurückführen würde. Daß ſie in Paris ſei, verbot ſie Wolfgang zu ſagen.

Wolfgang fuhr nach dem Hotel des Grafen und ließ ſich anmelden; er war ſehr geſpannt, den Grafen zu ſehen, den Mann, den Armida mit unveränderter Leidenſchaft liebte, ſo wenig er es verdiente.

Der Graf ließ Wolfgang in ſein Zimmer

bitten, und dieser sah an der Einrichtung, daß Graf Rosenberg Comfort und Eleganz sehr geschickt zu vereinen wußte. Er lag auf einer Chaise longue, und stand auf, um den Eintretenden mit vieler Anmuth zu grüßen, denn Graf Edmund besaß wirklich viel Anmuth, er wußte dies und übte sie immer aus, wenn er Jemand zum ersten Male sah, es mogte ein König oder ein Bauer sein.

Wolfgang verbeugte sich und überreichte dem Grafen Armidas Brief, den er aus seinem Taschenbuche hervorzog, mit der Bemerkung, daß er versprochen habe, denselben dem Grafen mit eignen Händen zu übergeben.

Der Graf kannte Hand und Siegel, denn er betrachtete den Brief ganz so, er dankte dem Ueberbringer und lud ihn ein, sich zu setzen, aber mit kalter Höflichkeit ohne irgend eine Gemüthsbewegung oder ein Interesse an der Absenderin des Briefes zu verrathen. „Sind Sie schon lange in Paris?“ fragte der Graf.

„Seit gestern, Herr Graf!“ erwiderte Wolfgang.

„Dann muß ich Ihnen für die Besorgung des Briefes doppelt dankbar sein.“

„Ich hatte der Frau Gräfin dies verſprochen!“

„Wo übergab Ihnen die Frau Gräfin den Brief?“ fragte eben ſo gleichgültig, wie früher, der Graf.

„In Frankfurt am Main!“ entgegnete Wolfgang, und ſtand auf.

Der Graf bat ihn höflich, noch zu bleiben, und bat um die Erlaubniß, den Brief leſen zu dürfen. Wolfgang verbeugte ſich. Der Graf erbrach raſch das Siegel, überflog den Brief und eine helle Freudenſonne überflog ſein Antlitz. Dann faltete er den Brief zuſammen und ſchloß ihn in ſeinen Schreibtiſch.

„Sie haben mir Glück gebracht!“ ſagte Edmund zu Wolfgang. „Vielleicht ſind Sie fremd in Paris oder haben beſondere Zwecke; befehlen Sie über mich, wenn ich Ihnen nützen kann.“

„Ich danke unterthänig,“ ſagte Wolfgang und verbeugte ſich; der Graf hielt ihn nicht länger auf, und Jener ſchied mit der Ueberzeugung, daß der Graf durch Armidens Einwilligung in Trennung glücklich, daß ſie ihm vollkommen gleichgültig ſei.

Auf dem Wege dachte er über Armida nach,

er fragte sich, liebt sie diesen Mann wirklich oder ist in ihr nur der Wunsch nach Unerreichbarem sehr lebendig? Warum sollte sie diesen Mann lieben?

Er fand in sich keine Antwort, denn ihm war der Graf durchaus nicht interessant erschienen, wenn auch hübsch und anmuthig. Und konnte sie seine Seele lieben? Wohl kaum; denn der Graf kam ihm, wenn nicht geist- doch herzlos vor, und seine vollkommene Gleichgültigkeit gegen Armida, gegen seine Gattin, die er einst geliebt hatte, empörte Wolfgang und ließ ihm den Grafen wie einen kalten Egoisten erscheinen.

Er fühlte, daß es für die Gräfin ein tiefer Schmerz sein müsse, die Wahrheit zu hören; aber er glaubte, es sei besser für sie, jede Hoffnung in ihr zu ertödten, damit sie endlich zur Ruhe käme, als ihr einen Hoffnungsstrahl hinwerfen, der sie noch einige Zeit lang in ihrer Täuschung erhalten, und dann nur in noch tieferes Leid stürzen, oder ihr Leid verlängern würde.

Fräulein Friederike theilte diese Meinung; so ging er denn zu Armiden, fest entschlossen, ihr die volle Wahrheit zu sagen.

Sie lag, wie es ihre Gewohnheit war, im Sopha und harrte mit fieberhafter Spannung auf ihn. Als er aber kam, zitterte sie doch, und sagte nur halblaut: „Nun?“

Wolfgang entgegnete eisern: „Gnädige Gräfin, Ihr Brief ist abgegeben und hat große Freude verursacht!“

„Wie, Freude?! Weiß Edmund, daß ich hier bin?!“ fragte sie hastig.

„O nein! Er hat nur seine aufrichtige Freude über seine baldige Freiheit. Es klingt hart, aber es ist wahr, er denkt Ihrer kaum; ich habe in seiner Seele gelesen — Sie standen bisher zwischen ihm und seinem Glücke, jetzt mag die Unzufriedenheit über Sie aus seiner Seele gewichen sein, sie hat der Gleichgültigkeit Platz gemacht!“

Armida verhüllte ihr Antlitz und winkte Wolfgang zu gehen; denn obgleich Sie Wolfgang nicht vollkommen glaubte, hielt sie doch seinen Bericht für halb wahr, und litt darüber so heftig, daß sie allein sein wollte. Auch empfand sie in diesem Augenblicke eine Art von Haß gegen Wolfgang, welcher ihr schonungslos über

alle Maßen vorkam, und den sie gern einen Lügner genannt hätte.

Wolfgang las in ihren Mienen, was in ihr vorging; er war betrübt darüber, aber er sprach es nicht aus und ging in sein Zimmer.

„Wollen denn die Frauen immer und ewig nur in Täuschungen leben, und ist es denn so ein unerhörtes Unglück, von einem Wesen nicht geliebt zu sein, und noch dazu von einem veränderlichen, charakterlosen Manne?“

Wolfgang gehörte zu den Menschen, die niemals lieben, wenn sie die Hoffnung auf Gegenliebe vernichtet sehen, und eine Frau, die an ihm gehandelt hätte, wie Graf Rosenberg an Armiden, würde er sogleich verachtet haben.

Er dachte an Theresens stolzes Schweigen und wieder stieg sie in seiner Meinung; er war auf dem besten Wege, sein Benehmen gegen sie nicht nur ungerecht, sondern auch thörig zu finden, sich zu sagen: daß es nicht eigentlich Therese gewesen war, die er hatte verlassen wollen, sondern das einsame Leben, das einförmige Amt; es hatte ihn hinaus in die Welt getrieben, in welcher er sie jetzt oft recht lebhaft und innig vermißte.

Währenddem er über die Frauen nachdachte, verfiel Armida auf einen Plan, welchen er ihr nie zugetraut haben würde, den er, wenn er ihn in einem Romane geleſen, für unwahrſcheinlich und überſpannt gehalten haben würde, den nur ein Anfänger erfunden. Aber Armidens ewig rege und quäleriſche Phantaſie übertraf Alles, was ſich ein Romaniſt nur denken kann. Sie wollte Edmund ſehen, ohne von ihm erkannt zu werden; ſie wollte ihm in einem fremdartigen Coſtüme erſcheinen und den Eindruck beobachten, welchen wohl ihre Züge auf ihn hervorbringen müßten, wenn er ſie bei einer andern Frau erblickte; aber wie ſollte ſie dies anſtellen, welches Coſtüm wählen?

Indem ſie darüber nachdachte, war ſie an das Fenſter getreten und ihr Blick fiel auf ein ſchlankes Savoyardenmädchen, das unter ihrem Fenſter mit reiner friſcher Stimme ein Lied ſang. Armida öffnete ſchnell das Fenſter und winkte dem Mädchen herauf, das ſogleich erſchien, um nach den Befehlen der Dame zu fragen.

„Mein Kind," ſagte die Gräfin, nachdem ſie einen prüfenden Blick auf das Mädchen ge-

worfen hatte, „wollteſt Du mir wohl für einige Louisd'or Deinen Anzug überlaſſen?“

„Gern, gnädige Dame, wenn ich noch einen außer dieſen hätte,“ entgegnete das Mädchen erröthend.

„Du kannſt Dir aus meiner Garderobe auswählen, was Du willſt, lege nur Deinen Anzug ab und von den meinen an, was Dir gefällt.“

Das Mädchen, aus Verlegenheit und glaubend, die Gräfin ſcherze, ſah ſie mit großen Augen an, ſtand unſchlüſſig da und ſah ſie wieder an.

„Nimm nur, nimm!“ ſprach Armida, und reichte ihr, was ihr eben von Kleidern in die Hand kam, hin.

Jetzt ſah die Savoyardin, daß es Ernſt war, daß ſie wirklich die ſchönen Kleider erhalten ſollte, und ſagte lächelnd: „Nun, wenn Sie es denn ſo haben wollen, und ich die ſchönen Kleider mein nennen ſoll, ſo bin ich es zufrieden.“ Und jetzt legte ſie das ländliche Gewand ab und kleidete ſich in die ſchönen Kleider der Gräfin; dann bat ſie die Gräfin um einige Zeilen von ihrer Hand, worin ſie beſtätigte, daß

ſie dieſe Kleider ihr geſchenkt habe, damit man von Marie, ſo hieß das Mädchen, nicht glauben möge, daß ſie geſtohlen ſeien.

Die Savoyardin ging, glücklich über die Goldſtücke, die ihr die Gräfin für ihren Anzug gegeben hatte, ſtolz auf ihre ſchönen Kleider. Als das Mädchen fort war, ſchloß Armida die Thüre ab und legte zur Probe das Kleid des Mädchens an. Es ſtand ihr allerliebſt; aber ſie hatte jetzt kein Auge dafür.

Als ſie ſich wieder ausgekleidet hatte, ſchloß ſie das Gewand ein und trug Friederiken auf, ſich nach der Wohnung der Frau zu erkundigen, die Edmund liebte, und bei welcher er, wie ſie wußte, den größten Theil des Tages zubrachte.

Die Wohnung einer Sängerin, wie Adele Alinetti eine war, war ſelbſt in Paris leicht aufzufinden. Noch denſelben Tag wußte die Gräfin, daß Adele nur zwei Häuſer von dem Grafen entfernt wohne.

Den andern Morgen ſtand die Gräfin ſehr früh auf; ſie hatte in der Nacht nur wenig und unruhig geſchlafen; als ſie bemerkte, daß gutes

Wetter war, nahm ſie dies für ein Zeichen, ihren Plan auszuführen, und kleidete ſich mit Sorgfalt in die ländliche Tracht; dann ſetzte ſie einen Hut auf, hüllte ſich in einen Mantel und ſchlich ſich fort Auf der Straße ſetzte ſie ſich in einen Fiaker und ließ ſich nach dem Blumenmarkte fahren; dort ſtieg ſie aus und kaufte mehrere Sträuße von den theuerſten und ſchönſten Blumen. Dann ließ ſie ſich bis nach der Straße fahren, in welcher Adele wohnte, und ſtieg am Eingange aus. Als ſie in das Haus trat, pochte ihr Herz; ſie zitterte bei dem Gedanken, ihre Nebenbuhlerin und ihn, den Mann, den ſie noch immer liebte, zu ſehen. Ein Gefühl von Bangigkeit und die Schüchternheit, welche auch in Augenblicken der höchſten Leidenſchaft eine Frau nie ganz verläßt, überkam ſie, ſie zitterte vor einer Scene, vor Edmund; ſchon wollte ſie umkehren, da hörte ſie Tritte, Edmund, am Arme eine glänzend geſchmückte Dame führend, kam die Treppe herab, und Armida hörte ihn ſagen: „Nun ſteht Nichts mehr unſerm Glücke im Wege; ich hatte mir Armida nicht ſo vernünftig gedacht.“

Adele ſah die Savoyardin und rief lebhaft: „Kaufe mir ein Bouquet!“

Edmund trat auf Armida zu und nahm das ſchönſte aus ihren Händen. Er ſah nur auf die Blumen, nicht auf ſie, und warf ihr, ohne nach dem Preiſe zu fragen, zwei Frankenſtücke zu. Sie wurde todtenblaß; ſie fühlte, daß alle Lebenskraft von ihr wich, und lehnte ſich an die Wand, um nicht umzuſinken. Edmund war mit Adele ſchon an der Hausthüre; er blickte ſich nicht um nach ihr; er hatte entweder, einzig mit Adele beſchäftigt, ihr Geſicht gar nicht geſehn, oder es hatte ſich ſo ſehr verändert, daß er ſie nicht erkannte. Aber es mogte nun Eins oder das Andre ſein, ſie war jetzt überzeugt, daß er ſie nicht mehr liebe, denn ſonſt müßte er ihre Nähe geahnt haben, da keine Liebe ohne Ahnung iſt.

„So ſei es denn, wie es iſt! So will ich ihn verachten und vergeſſen!“ rief ſie ſich ſelbſt zu. Und die Blumenſträuße auf dem Boden liegen laſſend, eilte ſie fort nach dem Wagen, der ſie nach Hauſe brachte. In ihrem Zimmer warf ſie das Gewand von ſich, kleidete ſich nach ihrer Gewohnheit ſelbſt an und trat dann in Frie-

dericens Zimmer, welcher sie ganz ruhig sagte: „Ich will fort aus Paris. Sorgen Sie, daß wir morgen reisen können.“

Friedericke machte keine Einwendungen. Aber als sie später in das Zimmer der Gräfin kam, um sich einige Befehle zu erholen, fand sie dieselbe in heftigem Fieber. Der Arzt verbot geradezu die Reise, und die Schmerzen des Körpers zogen ihre Gedanken ab von den Leiden des Herzens.

Einige Tage war Armida in Lebensgefahr, aber immer bei vollem Bewußtsein. Sie sah, mit welcher aufopfernden Liebe Friedericke sie pflegte; sie sah, wie angstvoll ihre Jungfer an ihren Blicken hing, und diese Anhänglichkeit that ihrem Herzen wohl; sie bemerkte auch Wolfgang's bleiches Gesicht; sie wußte, daß er, während sie in Gefahr schwebte, ihr Vorzimmer nicht verlassen hatte, und dies Alles machte ihr das Leben, wenn auch nicht lieb, doch erträglich.

Nach und nach verließ sie das Fieber, sie fühlte keine Schmerzen mehr, und eine bedeutende Schwäche war die einzige Spur, die von ihrer Krankheit übrig geblieben war. Sie sprach wieder vom Abreisen, von Italien, aber der Arzt bat sie dringend, noch einige Wochen in Paris

zu bleiben, und erſt mit völlig erſtarkten Kräften und bei beſſerer Witterung ihre Reiſe anzutreten. Armida fügte ſich in dieſe Anordnung, denn ſie glaubte ihren Pflegern ihre Dankbarkeit am Beſten zu beweiſen, wenn ſie für ihre Geſundheit ſorge.

Von Graf Roſenberg erfuhr ſie Nichts mehr; ſie nannte ſeinen Namen nicht. Endlich kam ein Brief von ſeinem Advokaten; er ſandte ihr einige Papiere zur Unterſchrift, und dieſen folgte der Scheidebrief. Als ſie dieſen Brief las, floſſen zwei große kalte Thränen über ihr Geſicht; es waren die letzten, die Edmund und ihrer Ehe galten.

Dennoch war ſie ſehr traurig; ſie hatte nicht mehr Seufzer und Thränen für ihn, aber für ihr verlornes Glück; es ſchien ihr undenkbar, daß ſie noch irgend eine Freude im Leben finden, irgend einen Zweck verfolgen, irgend ein Glück bereiten könne.

Die Schwäche, welche ſie für einige Zeit verlaſſen hatte, kehrte aufs Neue zurück, und veranlaßte Fräulein Friederike, ernſthaft mit dem Arzte über die Geſundheit der Gräfin zu ſprechen. Sie ſtand in dem Zimmer, welches ſich

zwiſchen dem Schlafzimmer der Gräfin und dem Vorzimmer befand, und ahnete nicht, daß die Thüre nicht gehörig geſchloſſen war, und Armida, die im Schlafzimmer ruhte, den Inhalt des Geſpräches Wort für Wort hören konnte.

„Und was halten Sie von der Krankheit der Gräfin? Welche Mittel ſind anzuwenden, ihre Geſundheit wieder herzuſtellen?“ fragte dringend Friederike.

Der Arzt entgegnete: „Keine, als das milde Klima von Italien; die Gräfin muß nach Neapel oder Rom, denn ſie iſt auf dem Wege, die Auszehrung zu bekommen; wenn mich nicht Alles täuſcht, erreicht ſie nicht das dreißigſte Jahr.“

„Herr Gott, das wäre ſchrecklich!“ rief Friederike, und wurde ſchneebleich.

„Ich will Sie nicht ängſten, nur vorſichtig machen,“ entgegnete er und ging.

Indem er ging, trat Wolfgang ein; er ſah Friederikens Beſtürzung, und fragte ihr bald das Geſpräch mit dem Arzte ab.

Auf ihn machte es keinen minder tiefen, nur einen andern Eindruck. Armida, die ihm immer ſchön und geiſtvoll erſchienen war, ſtand jetzt vor

ihm wie ein Weſen, das der Erde ſchon nicht mehr gehörte. Ihr leidenſchaftliches Benehmen, was ihn zuweilen unangenehm berührt hatte, entſchuldigte er jetzt mit ihrer Krankheit. Hatte er es früher wider allen weiblichen Stolz gefunden, daß ſie bis zum letzten Augenblicke auf Edmund's Rückkehr hoffte, ſo erſchien ihm dieſe Schwäche jetzt als rührende Treue. Todten verzeiht man Viel, oft Alles, und für Wolfgang war Armida eine Todte, wenn er ſich ſagte: ſie lebt nur noch zwei Jahre.

Er fürchtete, Friederickens Trauer mögte die Gräfin erſchrecken; er ſprach ihr Troſt zu und beredete mit ihr, was zu thun ſei für Armidens Beſſerung und Erleichterung, und Beide kamen überein, die Gräfin zu bitten, die Reiſe nach Italien recht bald anzutreten.

Armida hatte Alles mit angehört, aber ohne Furcht, mit ſtiller Freudigkeit, denn ſie liebte das Leben nicht mehr, ſeit Er für ſie nicht mehr war. Er war aus ihrem Leben herausgetreten und in das einer andern Frau, darum war ihr der Tod willkommen und das Leben ihr jetzt leicht, wie wir einen Ort, der uns wenig angenehm war, oft von dem Augenblicke an recht

gern haben, sobald wir wissen, daß wir ihn nur noch kurze Zeit bewohnen.

Sie trat deshalb aus ihrem Schlafzimmer heraus mit einem lieblichen Lächeln, auf ihrer Stirn strahlte die süßeste Verklärung, und mit der Güte, die der Hauptzug ihres Charakters war, sagte sie zu Wolfgang und Friederike: „Ich denke, wir gehen in diesen Tagen nach Italien!“

Daß Wolfgang bleiben oder gehen möge, davon war nicht die Rede; es wurde von beiden Seiten angenommen, daß Wolfgang Armiden begleite, und ihn hielt ja Nichts ab.

Sie verließen Paris und gingen in kleinen Tagereisen über Marseille und Livorno nach Rom.

Die schöne Gegend und das milde Klima wirkten vereint wohlthätig auf die Gräfin, und ihr Befinden stimmte Wolfgang und Friedericken heiterer oder trüber. Er fühlte sich getrieben zu dichten, und that es, unbewußt, daß seine Gedichte schön waren, aus innerm Herzensdrang. Armida klärte ihn über sich selbst auf; sie war es, die ihn durch die Würdigung, die sie ihm widerfahren ließ, mit seinem innern Reichthum bekannt machte, die seine Studien leitete und

ihn endlich veranlaßte, einen Band Gedichte drucken zu laſſen.

Sie nahm auf dieſe Weiſe wieder Theil am Leben, und zwiſchen ihr und Wolfgang bildete ſich ein Verhältniß, das zart, und doch feſt, innig, aber ohne Leidenſchaft und Eiferſucht Beiden die Liebe erſetzte, ohne eigentlich Liebe zu ſein. Vielleicht hätte weder das Andenken an Thereſen ihn, noch die Trauer um Edmund ſie von der Liebe abgehalten, wäre nicht Armida durch ihre Krankheit zu einem Gegenſtande des Mitleids geworden.

Armida lehnte ſich an Wolfgang, wie an einen ſtützenden Bruder, den ſie krank, geiſtig niedergedrückt, im Auslande zwiefach bedurfte, und Wolfgangs reiche Naturgaben bildeten ſich unter Armidens mildem Einfluſſe immer mehr aus, und ſo erblühte, wie ſelbſt auf Leichenhügeln über Moder und Gebeinen Blumen erblühen, auch aus dieſem Verhältniſſe für Beide zarte Blumen voll Glanz und Duft.

Einige Monate verſtrichen Beiden, für Wolfgang im Genuſſe der Kunſt und Natur, für Armida erträglicher, als ſie gehofft hatte, und ſo-

gar nicht ganz ohne Glück, denn ihres jungen Freundes Streben machte sie glücklich.

Wolfgangs Buch war erschienen; er eilte mit dem ersten Exemplar zu Armida, das zweite sandte er an Thereſe und schrieb dazu:

Thereſe!

Ich bin von Dir gegangen, ohne zu wissen, ob Du meine Entfernung billigst, verzeihst, oder vielleicht wünschtest. Du hast mir nicht geantwortet, und hast vielleicht Recht gehabt, nicht mehr ein Wort an mich zu richten; ich aber habe dennoch nicht aufgehört, Dich für ein Wesen zu halten, das neben allem Guten und Schönen stehen muß, weil es zu ihm gehört; so stehst Du mir immer vor Augen.

Ich schicke Dir hierbei ein Buch, Gedichte; ich mögte wissen, wie sie Dir vorkommen, welchen Eindruck sie auf Dich machen. Verzeihst Du mir auch, daß ich Dich noch Du nenne, nach lieber alter Gewohnheit? — O, Thereſe, es giebt viel Wunderbares in der Schöpfung, das Wunderbarste aber ist das Herz! Oft so eng' und dann wieder so groß und herrlich, daß es die ganze Menschheit in

ſich aufnehmen kann; ach, und wie viele Empfindungen haben nebeneinander Platz!

Lebe wohl, liebe Thereſe. Baſe Gertraud kann Dir immer ſagen, wo ich bin.

Wolfgang.

Und ſo ließ er Buch und Brief an Thereſen abgehen, und fragte ſich: Ob ſie wohl antworten wird, und was?

Zwei Tage ſpäter kam ein Brief von Baſe Gertraud; ſie ſchrieb unter Anderm auch:

„Thereſe iſt Braut mit dem Förſter Bergner. Am Krankenbette ihres Bruders hat ſie ihm das Jawort gegeben. Sie ſieht eher reſignirt als glücklich aus!“

Wolfgang war über dieſe Nachricht mehr erſtaunt, als er es hätte ſein ſollen; denn er hatte ja Thereſen aufgegeben. Jetzt mußte er ſich ſelbſt geſtehen, daß er auf ihre Treue gehofft und gebaut hatte. Daß er Thereſen nicht die geringſte Verſicherung ſeiner Treue gegeben, nicht ein Wort von ſeiner Hoffnung geſchrieben hatte, zog er dabei nicht in Betracht. Er ging verſtimmt zu Armida und ſagte: „Kann ein Weib

einen Mann lieben, und doch einen andern heirathen, Gräfin?"

„Sie schüttelte stolz den Kopf und sagte: „Solch ein Weib ist verächtlicher, als das, was seine erste Liebe verschmerzen und eine zweite suchen kann. Eine unerwiderte Liebe muß endlich absterben, wie die Pflanze ohne Nahrung, aber eine Frau, die mit Liebe im Herzen dem Ungeliebten gehören will — o pfui!"

Wolfgang stimmte der Gräfin bei. Sie hat mich vergessen; sie liebt ihn, sie liebt ihn, weil ich der Ferne bin, er der Nahe ist, das ist die Handlungsweise aller Charakterlosen. Ich that Recht, daß ich von ihr ging, mein guter Genius warnte mich vor ihr!"

Sein, verletztes Selbstgefühl duldete nicht lange Theresens Andenken in seinem Herzen, und mit wärmerer Leidenschaft wandte er sich seiner Kunst zu. Therese war es, die durch ihr kaltes, veränderliches Benehmen, denn so nannte er ihre Handlungsweise — ihn die Bitterkeit kennen lehrte, und endlich sagte er sich kühl: Sie kam nur in meinen Lebenspfad, um in meiner Seele Regungen, die ich noch nicht hatte, zu schaffen, und andre, die in ihr schlummerten, zu erwecken.

Armida's Zuſtand beſſerte ſich unter dem Einfluſſe des milden Klimas merklich, und er und Friedericke gaben ſich wieder ſchönen Hoffnungen hin. Armida fühlte ſich erſtarken und freute ſich darüber; denn ſie hatte den Schmerz überwunden, und Wolfgang, der ihren Geiſt beſchäftigte, ihrer Phantaſie Ausübung und Spielraum ließ und glücklich durch ihre Theilnahme für ihn war, machte ihr das Leben allgemach wieder lieb.

Von Edmund hatte ſie nur erfahren, daß er ſich noch nicht verheirathet habe, obgleich er es den Geſetzen nach hätte längſt ſein können. Es hieß, er habe eine Reiſe nach Scandinavien angetreten, und Adele Alnietti ſang wieder in der italiäniſchen Oper zum Entzücken des Publikums.

Ob er ſich von ihr getrennt, ob die Sängerin einen Bruch herbeigeführt hatte, ob noch irgend ein Verhältniß zwiſchen ihr und Graf Roſenberg fortbeſtehe, konnte Armida nicht erfahren, und ſie forſchte auch nicht darnach.

Als ſie eines Tages mit Wolfgang und Friedericken eine langſame Fahrt durch Rom gemacht hatte, ſagte ſie zu ihm: „Ich hatte die Liebe zu Deutſchland ganz verloren, ſeit ich, betrogen

von einem Deutſchen, in Deutſchland unglücklich war. Das war mit ein Grund, warum ich gern nach Italien ging; aber es ſind hier ſo viele Deutſche, daß ich ihnen noch mehr begegne, wie daheim. Alles reiſet jetzt, nicht nur die Künſtler oder die Reichen, und ich glaube, daß dieſe Reiſeluſt, die Jeden dem Hauſe entfremdet, viel Schuld an den leichten Ehen trägt, die kaum Ehen zu nennen ſind, und an den Scheidungen, die jetzt eben ſo häufig ſind, als die Reiſen."

„Aber die Engländer reiſen am Meiſten, und die glücklichſten Ehen ſind in England zu finden," entgegnete Wolfgang.

„Doch nur in dem Stande, der weniger reiſet. Die anſtändigſten Ehen aber ſind da, das gebe ich zu," ſagte die Gräfin.

„Alſo geben wir das häusliche Unglück nicht den Reiſen ſchuld," ſprach Wolfgang, „es iſt eine Krankheit der Zeit."

„O!" rief Armida und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

Wolfgang ſchwieg verlegen, denn er fühlte, daß Armida's inneres Leid noch nicht erſtorben war, ſondern nur ſchlafe, und von der leiſeſten Berührung erwachte.

III.

Die Herzogin.

Die Abendsonne verklärte die Blütenflur in dem Gemache der Herzogin und umglänzte ihr stolzes blasses Antlitz mit einem Heiligenscheine. Barbara trat ein, um nach alter Gewohnheit die Herzogin zum Abend anzukleiden.

„Wie schön meine Durchlaucht sind!“ sagte die alte Dienerin, die das Recht hatte, immer ihre Gedanken sagen zu dürfen. „Wenn ich denke, daß sie die schönste Frau im Lande sind und —“

„Und die Unglücklichste, willst Du sagen, Barbara,“ unterbrach sie die Herzogin.

„O nein, das nicht, nimmermehr, meine Durchlaucht; ich wollte nur sagen: und immer so einsam!“ erwiderte mit gezwungenem Tone die Kammerfrau.

Die Herzogin seufzte tief auf, dann wandte sie sich zu Barbara und sagte leise: „Warum fürchtest Du Dich, auszusprechen, was doch wahr ist und Du längst weißt? Ich habe von allen Träumen von Glück, mit denen ich dies Schloß betrat, nicht einen erfüllt gesehn, und schon mehrmals daran gedacht, daß eine Ehe, wie ich sie führe, Mißbrauch der heiligen Handlung ist, und daran gedacht, heimzukehren —"

„Durchlaucht?! –" rief Barbara höchst erschrocken. „Was würden der gnädige Herr Vater dazu sagen!"

„Ja das ist es," sagte die Herzogin langsam und traurig, „das hält mich hier; das mag wohl auch den Herzog halten!"

„Ach, meine Durchlaucht, wenn ich reden dürfte —" sagte die alte Frau und kniete auf die Fußbank, wo der Herzogin Füße ruhten, „ja wenn ich dürfte!"

„Nun so rede, treue Seele, und sage mir ungescheut Alles, was Du denkst, Alles, was Du weißt!" sagte die Herzogin, und der starre Ernst in ihren Zügen wich einer bezaubernden Freundlichkeit.

„Wenn ich denn darf, meine englische Durch-

laucht, ſo laſſen Sie mich zuerſt Sie fragen, bewieß Ihnen nicht der Herzog, als Sie ihren Einzug hielten, viel Theilnahme, ja eine gewiſſe zärtliche Zuneigung, die immer der Anfang von Liebe iſt? Haben Sie ihn nicht an jenem Abende, wo er ſie als Neuvermählte dem Hofe zeigen wollte, mit Heftigkeit abgewieſen, durch Vorwürfe entfernt?"

„Ja, das mag ſein. Aber gab er mir nicht Grund und Recht dazu? Fand ich nicht ſein Tagebuch? Sprach ſich in ihm nicht die glühendſte Leidenſchaft für eine Prinzeſſin aus —"

„Die damals ſchon mehrere Jahre im fernen Lande als Vermählte lebte, und die — jetzt todt iſt!" ſagte begütigend die Kammerfrau.

„Die aber immer in ſeinem Herzen lebt und leben wird; die ihn gleichgültigen Herzens gegen alle andre Frauen macht; die er doch aus Hang zur Zerſtreuung und um ſich zu amuſiren aufſucht!" ſprach leidenſchaftlich die Herzogin.

„Wenn es ſo wäre! Und es iſt nicht ſo, das glaube ich Ew. Durchlaucht verſichern zu können! Haben Sie Etwas gethan, ihn anzuziehen, ihm Vertrauen einzuflößen, ihn ahnen zu laſſen, daß Sie ihn lieben?"

„O, rief die Herzogin und dunkle Röthe überzog ihr Geſicht, o, Barbara, wie kannſt Du das von mir erwarten! Glaubſt Du, daß ich jemals vergeſſen könnte, was ich mir und dem Hauſe, dem ich angehöre, ſchuldig bin? Seine Liebe beſitzt eine Andre, zu einem Gegenſtande flüchtiger Neigung halte ich mich zu hoch!“

„Ein Gegenſtand flüchtiger Neigung werden meine Durchlaucht nicht ſein, und noch weniger würden Sie es bleiben; ich habe mich nicht getäuſcht, wenn ich bemerkte, daß der gnädigſte Herr in neuerer Zeit ſich angelegentlich um die Geſundheit und die Beſchäftigungen von Ew. Durchlaucht kümmerten,“ ſprach eindringlich die Vertraute.

„Vor einigen Monaten ſchien es ſo,“ antwortete die Herzogin melancholiſch, „aber da kam Sie! — “

Die Herzogin ſchwieg und ging einige Male heftig im Zimmer auf und ab; dann blieb ſie vor Barbara ſtehen und rief leidenſchaftlich: „Ja es muß heraus! Barbara, ich weiß es, daß der Herzog jene Frau liebt, die ſeit einiger Zeit Schloß Roſenhof bewohnt.“

„Unmöglich!“ rief Frau Barbara. „Auch ich habe von ihr gehört und weiß, daß jene Unglückliche kein Mann lieben wird.“

„Du weißt von ihr und ſprachſt nie zu mir? Erzähle, was iſt Dir bekannt!“ rief die Herzogin.

„Ach es iſt grauenhaft und nicht für das Ohr meiner Herzogin geeignet,“ ſagte Barbara. „Das Gerücht, daß jene Unbekannte eine Larve trägt, um einen Todtenkopf zu verbergen, das glaube ich nicht; aber daß ſie eine gräuliche Unthat verübt hat, und deßhalb hier gewiſſermaßen gefangen iſt, darauf will ich ſterben. Sie iſt aus hohem Stande, darum hat ihre Familie ſie nicht wollen öffentlich Preis geben und beſtrafen laſſen, aber ſie iſt verſtoßen und verbannt!“

Die Herzogin ſchüttelte den Kopf. „Es iſt unmöglich!“ rief ſie aus. Nimmer würde man den Herzog zu bitten wagen, einem ſolchen Weſen den Aufenthalt hier zu geſtatten!“ Nach einigem Nachdenken fügte ſie hinzu: „Vielleicht aber doch! Wenn ein mächtiger Fürſt ihn gebeten, ſich eingemiſcht hätte! — Ich will, ich muß das Geheimniß entdecken; ich will ſie ſehen!“

Barbara kannte die Herzogin zu gut, um hier einen Widerſpruch zu wagen. Sie wußte, daß die Leidenſchaftlichkeit der Herzogin mächtiger war, als die Ueberlegung. Sie fragte nur: „Wann, und wird das möglich ſein?!“

„Mir muß es möglich ſein; der Herzog geht jetzt auf einige Tage nach Dresden; er hat mir von der Unbekannten Nichts geſagt, ich mache nur von meinem Rechte Gebrauch, das Schloß einmal zu beſuchen!“ ſagte die Herzogin entſchieden.

Die Stunde, in welcher der Herzog, wenn er anweſend war, bei der Herzogin Thee zu trinken pflegte, ſchlug, und ſie ging in den kleinen Salon, um ihn zu erwarten.

Das Verhältniß des fürſtlichen Ehepaares war ein äußerlich friedliches und innerlich kühles, quälendes bisher geweſen; als der Herzog wie gewöhnlich in den Salon trat, grüßte ihn ſeine Gemahlin kalt höflich, und er ſichtbar zerſtreut, fragte nach ihrem Befinden, endlich aber legte er ſich keinen Zwang mehr auf und ſagte: „Du biſt nicht glücklich durch mich, und ich fühle, daß es um unſer Beider willen nicht zwiſchen uns bleiben darf, wie bisher. Ich will Dir Zeit zur Ueberlegung gönnen; aber ich bitte Dich, ſchreibe

mir und ſage offen in Deinem Schreiben, was Du von mir erwarteteſt, welches Glück Du geträumt haſt, als Du mein Schloß betratſt, ob freier Wille, oder nur des Vaters Gebot Dich zu meiner Gattin machte. Sage aufrichtig, was Dich antrieb, mein Tagebuch zu leſen und mich mit Vorwürfen zu beſtürmen. Ich verſpreche Dir dieſelbe Offenheit, denn ich will zwiſchen uns, wenn kein Glück erblühen kann, doch mindeſtens keine Qual!"

„Dank dafür, und jetzt höre mich!" erwiderte die Herzogin, und ihr Antlitz überflog ein heller Freudenſchimmer; aber der Herzog machte eine freundlich abwehrende Bewegung und ſagte: „Jetzt nicht, heute nicht! Morgen gehe ich nach Dresden, binnen acht Tagen bleibt Dir in der Einſamkeit Zeit genug, mit Deiner Seele zu ſprechen. Du haſt von mir Milde und Offenheit zu erwarten; ſei aufrichtig, vollkommen aufrichtig!"

Nach dieſen Worten entfernte ſich der Herzog und ließ ſie mit klopfendem Herzen zurück.

Wenn die Fürſtin ihrem Herzen gefolgt wäre, wenn ſie jetzt ſich ohne Maske gezeigt und ihm geſchrieben hätte aus der Fülle des Herzens, alles

Leid, alle Liebe, ihr Sehnen und Hoffen, ihre Zweifel und Furcht, wie anders hätte sich manches in Ihrem Leben gestalten können. Aber der Herzog hatte sie abgewiesen, in dem Momente, wo sie sich gedrungen fühlte vollkommen aufrichtig zu sein. Er hatte nicht wollen hören, was ihr Gefühl zu jeder Zeit sagte; er hatte von ihr ein Bekenntniß gewünscht, das sie sich vorher wohl überlegt hatte, und das war sein Fehler.

Immer hat in der Ehe der Theil Unrecht, der dem andern in Augenblicken, wo er sich aus voller Seele mittheilen will, sein Ohr verschließt, oder eine andre Zeit zu Herzenseröffnungen bestimmt; denn die Aufrichtigkeit würde nicht so selten und eine so sehr bewunderte Tugend sein, wenn sie nicht so schwer wäre. Es ist schwer, aufrichtig sein für den Mann zum Manne; aber noch schwerer zwischen dem Manne und der Frau, und am Schwersten in der Ehe, wenn Eins dem Andern sagen soll, daß es ihn nicht liebt, oder daß es sich wegen Mangel an Liebe verletzt fühlt.

So kam es, daß die Herzogin sich nicht entschließen konnte, offen zu schreiben. „Denn wenn

ich meine Liebe für ihn zeige, wenn ich mein ganzes warmes Herz gebe und er es entweder zurückweiset, oder aus Mitleid und Rückſicht mir eine Liebe heuchelt, die er durchaus nicht für mich fühlt?!“

„Was bezweckt ſeine Bitte um Aufrichtigkeit? Will er ſich von mir trennen?“ fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräche fort. „Will er jener Frau vielleicht die Hand reichen, oder iſt er geneigt, mir andre Mittheilungen zu machen? —“

Immer kam ſie auf den Vorſatz zurück, jene Frau ſehen zu wollen, es möge daraus entſtehen, was da wolle.

Den andern Morgen reiſete der Herzog mit einem kleinen Gefolge nach Dresden. Die Herzogin befahl zwei Stunden ſpäter, auszufahren. Sie wollte allen Nachforſchungen und Gerede entgehen, deßhalb nahm ſie nur Barbara mit, ihren alten mürriſchen Leibkutſcher, der immer ſchwieg, weil er das Reden haßte, und ſo fuhr ſie mit zwei Pferden in der Stille auf eine ſchön gelegene Meierei unweit von dem Schloſſe, um, wie ſie zuweilen that, auf der Meierei ſich umzuſehen und dort Milch zu genießen.

Die Wirthin des Meierhofes empfing die

Frau Herzogin mit tiefen Knixen und führte sie in den Garten, der im Schmucke des Herbstes prangte.

Die Herzogin ging durch den Garten, fragte nach der Aerndte, nach dem Viehstande, brach sich mit eigner Hand einige schöne Dahlien und Astern ab und sagte am Schlusse ihrer Rede: „Ich bin lange nicht hier gewesen. Was hat sich denn Alles seitdem ereignet?“

„Nichts, Ew. Durchlaucht, das werth wäre, von der gnädigsten Frau gehört zu werden. Bei uns im Dörfchen und in der Meierei geht Alles seinen alten Gang; was man aber von drüben spricht,“ und die Frau deutete nach der Gegend, in welcher das Schloß lag, „werden Ew. Durchlaucht schon wissen, außer Sr. Durchlaucht, dem Herzog, weiß ja doch nur die durchlauchtige Frau Herzogin den Namen jener unbekannten Dame.“

„Nun, was spricht man denn?“ fragte die Herzogin lächelnd. „Die Frau Weißmar weiß immer Alles so gut zu erzählen, daß ich gern zuhöre.“

„Einsam, ohne ein Wort zu reden, lebt die Dame, die Frau Marquise titulirt wird, und

trägt immer Maske und Schleier, denn ihr Antlitz ist so wunderlich, daß es kein Mensch ohne Furcht und Schrecken sehen kann. Sie ist grausam reich und auch wohlthätig, denn sobald irgend wo Noth ist, da kommt Schloßkastellans Mira und bringt Geld, sie nennt dabei die Frau Marquise nicht, aber Jeder weiß, daß es von ihr kommt. Die Leute sagen, sie soll eine entlaufene Aebtissin sein, was aber nicht zu glauben ist, da sie der gnädigste Herzog in seinem Schlosse wohnen läßt; Andre aber meinen, sie könne zaubern, und stamme aus dem Morgenlande, darum trage sie stets Larve und Schleier und rede kein Wort, als in einer unverständlichen Sprache, die Niemand kennt. Daß sie Liebestränke kocht, ist ganz gewiß, und ich habe es selbst erfahren."

„Liebestränke? Was soll das sein?" sprach die Herzogin ernst, fast strenge, aber ihre Neugier war dadurch doch rege geworden, und sie wiederholte die Frage.

„Das ist eine lange Geschichte, durchlauchtigste Frau; doch wenn Ew. Durchlaucht befehlen, daß ich sie vortrage —"

„Ja ja!" unterbrach sie die Herzogin, und

Frau Weißmar begann: „Hier im Dorfe ist ein kleines Haus, das allerkleinste, das gehört der Wittwe Bormann und ihrer Tochter Hannchen. Hannchen Bormann ist ein stilles, hübsches Mädchen, sie hat etwas so Feines an sich, daß Jedermann ihr gut werden muß. Alle Welt dachte deßhalb, daß unser Rendant sie heirathen würde, und das Mädchen wurde roth, so oft von ihm die Rede war, aber er mogte von ihr Nichts wissen, und ich habe ihn selbst sagen hören: „Eher falle der Mond vom Himmel, ehe er Hannchen heirathe; er wisse, daß Sie gut, hübsch und unschuldig sei, aber er könne sie nicht leiden."

„Das war Hannchen zu Ohren gekommen; sie grämte und schämte sich so sehr darüber, daß sie krank wurde, und als ihr Jemand wiedererzählt hatte, daß der Rendant, der sonst ein hübscher und feiner Mann ist, sie eine mannsüchtige Närrin genannt hatte, da wurde sie todtkrank und Pastor und Doktor gingen hin, denn es schien ihr Ende nahe zu sein."

„Da wurde erzählt, die Frau Marquise gehe oft aus, seltne Heilkräuter zu suchen, und koche allerlei Arzneien, habe auch drüben im

Dorfe durch Mira ſchon oft Arznei geſchickt, die wunderbare Wirkung gethan habe. Das hatte die Mutter von Hannchen gehört und angſtvoll lief ſie hinüber in das Dorf, Mira zu bitten, ihr Arznei von der Frau Marquiſe zu verſchaffen, denn Mira iſt das einzige Weſen, welches ſie ſpricht, den Herrn, der mit ihr gekommen iſt, ausgenommen, und eine ältliche Dame."

„Mira hat der Marquiſe die Bitte vorgebracht und der alten Bormann ein Fläſchchen Arznei gegeben, und auf dieſe iſt Hannchen in einen Todesſchlaf geſunken, ſo daß Alle gemeint haben, ſie ſei ſchon todt. Da hat es im ganzen Dorfe geheißen: Bormanns Hannchen iſt geſtorben. Wie es der Rendant erfahren hat, iſt er beinahe umgeſunken und gleich nach Bormanns Häuschen geſtürzt. Dort hat er ſich voll Verzweiflung an ihrem Lager niedergeworfen und geſchworen, Hannchen ewig zu lieben, wenn ſie wieder lebendig würde. Und ſiehe, der Trank hat Wunder gethan; Hannchen iſt erwacht und in wenig Tagen geſünder und hübſcher geweſen, als jemals, und jetzt des Rendanten glückliche Braut."

„Und da ſoll ein Liebestrank dabei im Spiele

sein?“ sagte die Herzogin, aber sie wartete die Antwort nicht ab und ging in Nachdenken versunken, ohne ein Wort zu sagen, fort.

„Ein Wink befahl dem Kutscher zu halten, und begleitet von Barbara trat die Herzogin den Weg nach dem Schlosse an.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als die Herzogin sich, ohne das Dorf zu berühren, auf einem Feldwege dem Schlosse näherte. Sie blickte durch die eisernen Gitterthüren in den Garten, Niemand war zu sehen, aber der Garten, sorgfältig im Stande gehalten, und die Blumenflur reicher als gewöhnlich.

Die Herzogin hatte unter den Schlüsseln, die ihr zu Gebote standen, auch einen zu der Gartenthüre, die an die Felder stieß, und sie in früheren Zeiten zuweilen geöffnet, um sogleich im freien Felde zu sein. Diesen Schlüssel benutzte sie jetzt; sie öffnete die Thüre, ließ sie von Barbara schließen und trat in den Garten. Melancholisch durchwandelte sie ihn, und blieb bei einem Blumenbeete stehen, sich einige Reseda abzupflücken. In diesem Augenblicke kam Mira aus einer nahen Laube pfeilschnell herbeigeflogen und rief lebhaft und beängstet: „Was führt Sie

hierher? Fort, die Frau Marquiſe will allein ſein!"

„Schweige!" ſagte die Herzogin mit flammenden Blicken. „Ich bin hier in meinem Eigenthume! Die Herzogin ſteht vor Dir!"

Mira verbeugte ſich tief und nicht ohne Betroffenheit; doch bald gewann ſie ihre Faſſung wieder und ſagte: „Durchlaucht erlauben, die Frau Marquiſe von ihrem Hierſein zu benachrichtigen."

„Ja, gehe mein Kind!" ſprach die Herzogin und blieb bei den Blumen ſtehen.

Mira lenkte ihre Schritte nach der Laube zu, und kehrte mit der Antwort zurück, die Frau Marquiſe habe unter der Bedingung Schloß Roſenhof bezogen, von Niemand hier in ihrer Einſamkeit geſtört zu werden.

Eiferſüchtig und leidenſchaftlich, wie die Herzogin war, mußte dieſe Antwort ſie empfindlich beleidigen; denn ſie hielt ſich hier, auf ihrem Gebiete, für die Gebieterin dieſer fremden Marquiſe, und ohne mit dem Takt, der ihr ſonſt eigen war, zu antworten, trat ſie raſch auf die Laube zu, in welcher zwei Damen ſaßen.

Madame Birnot ſaß im Vordergrunde der

Laube, und las der Marquise, die im Hintergrunde und mit dem Rücken nach dem Eingange saß, aus einem französischen Dichter vor.

Die Herzogin, als trete sie unter ihren Hofstaat, stand blitzschnell in der Laube, und sagte hoch und stolz: „Welche von den Damen ist die Marquise?“

Madame Virnot stand auf, verbeugte sich mit dem Anstande einer vornehmen Französin, und sagte in ihrer Muttersprache: „Die Frau Marquise ist sehr leidend, Durchlaucht kommen ganz unerwartet —“

Da erhob sich auch die Marquise, deren Antlitz wie fast immer mit der schwarzen Halbmaske bedeckt war und indem sie die feine, von dem Halbhandschuh bedeckte Hand erhob, sagte sie mit einer Hoheit, die sogar der Herzogin imponirte: „Keine Entschuldigung, liebe Virnot; ich will allein sein, und werde, wenn ich nicht ungestört bleiben kann, das Schloß verlassen!“

Und ohne die Herzogin eines Grußes zu würdigen, schritt sie an ihr vorüber und nach dem Schlosse zu.

Die Herzogin war als eifersüchtige Gattin in den Garten getreten, allen Regungen dieses

dämoniſchen Gefühls nachgebend: jetzt aber wich dieſes einem andern, dem des beleidigten Stolzes, und Madame Virnot ſcharf anſehend ſagte die Herzogin: „Ein Benehmen dieſer Art iſt ſtaunenerregend. Ich wünſche zu wiſſen, wer dieſe Frau Marquiſe iſt und wodurch ſie zu einem ſolchen Betragen gegen mich ſich berechtigt glauben kann?!“

Madame Virnot war eine Frau aus der großen Welt, und das Unglück hatte ſie auch heimiſch in den Seelen gemacht, deßhalb errieth ſie die erſte eigentliche Urſache des Kommens der Herzogin; deßhalb verſtand ſie das heftige Benehmen einer Dame, einer Fürſtin; denn heftige Eiferſucht in leidenſchaftlichen Frauen, macht ſie für die Zeit einander alle gleich, und die gebildete iſt deſſelben Zornes, derſelben Thorheiten und taktloſen Handlungen fähig, die eine ungebildete zu thun ſich vom Gefühle hinreißen läßt. Wie Eiferſucht die mildeſten Naturen grauſam macht!

Alles dies bedachte Madame Virnot und ſagte raſch: „Die Frau Marquiſe iſt Katholikin, und durch ein feierliches Gelübde an Einſamkeit gewöhnt. Sie darf keiner Seele ihr Antlitz zei-

gen, kein Wort über sich selbst sagen. Se. Durchlaucht, der Herzog, kann meine Worte bestätigen. Ob er den Grund jenes Gelübdes kennt, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß er niemals versucht hat, es zu erschüttern, und vielleicht deßhalb niemals in Rosenhof war."

Madame Birnot sagte dieses so einfach und wahr, daß in der Herzogin Seele sogleich jede Spur von Eifersucht verschwand, auch ihrem verletzten Stolze war Genugthuung gegeben und sie sagte mit ruhiger Freundlichkeit: „Ein Gelübde muß gehalten werden, und das Benehmen der Marquise ist bei mir entschuldigt. Ich beklage aber eine Frau, die, vielleicht jung und schön, zu solcher Pönitenz verdammt ist, sei es durch fremden Ausspruch, oder durch eigenen Willen, der doch nur sich in solcher Weise zeigen kann, wenn das Gewissen kränkelt!"

„O nein!" rief Madame Birnot rasch, „wenden Sie diese Voraussetzung nicht hier an, gnädigste Frau; es giebt seltsame Schicksale im Leben, und oft müssen Kinder die Schuld der Eltern büßen — doch das sage ich nur im Allgemeinen; denn mir ist die Lebensgeschichte der Marquise gänzlich unbekannt."

„Und wissen Sie nicht, daß man ihr in der Gegend Zauberkünste zuschreibt? Sie soll Kranke heilen und Liebestränke kochen können, dabei von wundervoller Schönheit, oder eine Frau mit einem Antlitz, das einem Todtenkopfe gleicht, sein," entgegnete die Herzogin.

Madame Birnot antwortete respektvoll: „Auf das, was von den Zauberkünsten der Marquise gesagt wird, wird der klare Geist von Ew. Durchlaucht selbst Antwort geben; ihr Antlitz sah ich nie, als mit der Maske. —"

„Und was verbindet Sie mit dieser geheimnißvollen Frau?" fragte die Herzogin, aber mit einer Art von Theilnahme, welche, himmelweit entfernt von gewöhnlicher Neugier, Madame Birnot durchaus nicht verletzte, deshalb erwiederte sie mit vieler Anmuth:

„Einsam in der Welt, ohne Vermögen und Schutz, fand ich bei der Marquise, Wirkungskreis und Existenzmittel zugleich, und als ich sie näher kennen lernte, wußte sie, ohne es zu wollen, mich so zu interessiren, daß ich ihr innig ergeben bin und sie niemals verlassen möchte."

„Eine edle Gesinnung!" sagte die Herzogin. Nun, ich gehöre nicht zu den Neugierigen, die

eine Unglückliche ſtören möchten, welche einſam ſein will! Sagen Sie dies der Marquiſe, und vergeſſen wir dieſe Begegnung."

Die Herzogin nickte wohlwollend mit dem Kopfe und wandte ſich zum Gehen.

An der Gartenthüre fand ſie Barbara und theilte ihr den Vorgang mit. Dieſe hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu, und ſagte bedächtig: „Merkwürdig, meine Durchlaucht, aber daß Se. Durchlaucht, der Herzog, niemals hierher kommen, das habe ich immer behauptet. Gott mag es wiſſen, wer dieſe Fremde iſt und was ſie treibt! Vielleicht iſt es wirklich dem gnädigſten Herrn unbekannt."

Ueber die Marquiſe ſprechend, traten Herrin und Dienerin den Rückweg an. Der Wagen erwartete ſie bei der Meierei, und drei Stunden ſpäter fuhr die Herzogin zur Stunde des Diners wieder in ihre Reſidenz ein, und die zum Hofſtaate gehörigen Perſonen ſagten und fragten leiſe und laut unter einander: „Wo mag die Herzogin heute geweſen ſein!"

Acht Tage ſpäter ſaß Margarita in ihrem Zimmer und wollte ſchreiben, aber ſie vermochte es nicht. Wahrheit hatte ſie dem Herzoge

gelobt, und die Wahrheit ward ihr ſo ſchwer, mußte ihr ſchwer werden.

Endlich, nachdem ſie mehrere beſchriebene Blätter zerriſſen hatte, nahm ſie ein neues und ſchrieb:

„Ernſt!

Du willſt ein Bekenntniß von dem, was in meiner Seele vorgeht und von meinen Ahnungen, Hoffnungen und Wünſchen?! Was ſoll ich ſchreiben, ohne unwahr zu ſein, und ohne aufrichtiger, als es ſich für eine Frau ſchickt? — Ich ſchreibe Nichts, ich ſage nur: nicht das Weib wirbt, es läßt um ſich werben; nicht der Mann wartet auf ein Geſtändniß, ſondern nur auf Antwort, nachdem er das ſeine gemacht hat. Somit habe ich Alles geſagt, was ich ſagen kann! Nur das höre noch: jede Frau iſt am glücklichſten, wenn ſie beglücken kann!“

Margarita.

Sie hatte auf roſenfarbnes Papier geſchrieben und hüllte dies in eins von den Couverten, die ſie zu ihrer Unterhaltung ſelbſt gemalt hatte; auch malte ſie anmuthig, der Herzog wußte das, und der Herzog hatte ſie ſelbſt an dieſem Cou-

verte malen sehen; es hatte einen Rosenzweig, auf dem ein Johanniskäfer saß, und als sie der Herzog damals fragte: „Warum malst Du nicht einen Schmetterling statt dieses Käfers?“ hatte sie ihm geantwortet: „Ich habe immer ein Glück bekommen, wenn ich eins dieser fliegenden Sternlein sah!“

Dann siegelte sie den Brief mit besonderer Sorgfalt und verwahrte ihn am Busen.

Nachmittags kehrte ihr Gemahl von seiner Reise heim, und eilte, nachdem er sich umgekleidet hatte, zu seiner Gemahlin.

„Nun?“ sagte er eintretend, „werden wir uns nun verstehen lernen?“

Sie sagte liebreich: „Hier!“ und gab ihm den Brief. Der Herzog löfete schnell das Siegel und sprach:

„Du hast Deinen Worten gar eine freundliche Fülle gegeben, und fängst damit an, mir Bewunderung für Deine Malerkunst einzuflößen“

Dann trat er an das Fenster und las. Wie gern hätte Margarita seine Mienen beobachtet, aber das war ihr unmöglich. Aber er ließ sie nicht lange in Zweifel, mit hellem Gesicht blickte er nach ihr hin und sagte mild: „Ich

verſtehe Dich, Margarita! Du kannſt den erſten Schritt nicht thun, drum komme ich. Ich will verſuchen, Dich glücklich zu machen; Du wirſt mir viel ſein, wenn Du es willſt. Laſſe uns die verlorenen Jahre nachleben!"

„O, Ernſt!" rief die Herzogin mit überſtrömendem Gefühl, „ich habe den guten Willen und das Herz dazu. Vergiebſt Du mir die Kränkungen, die ich Dir that?!"

„Gern, denn auch ich bedarf der Vergebung. Schon längſt ſehnte ich mich nach einem Glücke, das für Fürſten und Bürger nur die Ehe bietet. Ich dachte daran, daß vielleicht eiferſüchtige Liebe und nicht Herrſchſucht der Grund zu Deiner Heftigkeit am erſten Tage war, und weiblichen Stolz der Grund zu Deiner ſpätern Kälte. Jenes unglückſelige Weſen, das Dir mein Tagebuch in die Hände ſpielte, iſt todt; ihr letztes Werk war ein Brief an mich, worin ſie ſich als Störerin unſerer Ehe anklagte. Wie kurz iſt das Leben — laſſe es ein glückliches ſein!"

Sie reichte ihm die Hand und Beide waren zu bewegt, um noch mehr zu ſprechen.

Als Abends der Herzog in das Zimmer ſei-

ner Gemahlin trat, flog sie ihm liebreich entgegen.

„Wie nöthig ist die Aufrichtigkeit im Leben und wie machen die Männer sie schwer für uns Frauen!“ sagte sie, als er neben ihr saß. „Wenn wir uns heftig aussprechen mögten, und ohne Rückhalt unsere Gefühle und Gesinnungen offenbaren, da wird uns entweder heftig oder zornig vom Manne Ruhe geboten, oder der Mann geht und sagt mit kühler Ueberlegenheit: „Sei nicht unweiblich! Ich werde wiederkommen, wenn Du nicht mehr heftig bist! „Die Frau muß dann Alles in sich verschließen, und die gepriesensten Ehefrauen sind die schweigenden, die niemals Empfindlichkeit zeigen, und aus Allem geht hervor, daß der Mann viel lieber ungestört in seiner Ruhe fortleben und eine Sklavenseele um sich haben will, als einen aufrichtigen Menschen, der auf seine eigne Weise denkt und fühlt und es sagt!“

„Es ist wahr,“ erwiderte der Herzog nach einer Pause — „darum sei immerhin heftig, nur sei aufrichtig; ich erlaube es Dir nicht nur, ich bitte Dich sogar darum.“

„Gut! Ich mache gleich Gebrauch!“ sagte sie und erzählte ihm, daß Eifersucht sie nach Schloß

Rosenhof getrieben, und daß sie die Marquise gesehen habe.

Der Herzog hörte ihr aufmerksam zu, dann sagte er: „Es wäre vielleicht ein gebührender Lohn für Deine Aufrichtigkeit, wenn ich Dir das Geheimniß der Marquise mittheilte; aber ich kenne es selbst nicht. Was ich davon weiß, dies aber sollst Du erfahren. Ich weiß, daß sie sich Marquise Olbreuse nennt, und einen Mann, der weder ihr Gemahl, noch ihr Verwandter ist, zum Schutze bei sich hat und in den reinsten, freundschaftlichsten Verhältnissen zu ihr steht. Sie ist mir durch einen Brief einer hochverehrten verstorbenen Fürstin empfohlen worden, und ich habe keinen Grund, ihr einen stillen, ungestörten Aufenthalt auf einem meiner Schlösser zu versagen. Anfangs hätte ich gern mehr von ihr gewußt; jetzt aber interessirt mich das Geheimniß nicht mehr, und ich bin überzeugt, die Marquise verbirgt nichts weiter, als ein Liebesleid, oder ein unglückliches Familienereigniß, das sie für immer der Welt entzogen hat, weil sie nicht mit dem früheren Glanze darin auftreten kann." —

Margarita war mit dieſer Erklärung zufrieden; denn ſie war jetzt glücklich, und Frauen intereſſiren ſich immer nur lebhaft für fremde Geheimniſſe, wenn ihr Herz ohne Glück iſt. —

VI.

Eine That.

Die Marquise hatte an jenem Tage, an welchem die Herzogin sie zu sehen wünschte, den Entschluß gefaßt, Rosenhof zu verlassen; aber Madame Virnets Versicherung, daß sie keine zweite Störung zu fürchten habe, bewog sie, diesen Plan aufzugeben.

Graf Montalegros aber dachte anders und sagte eines Tages zur Marquise: „Ich weiß nicht, gnädigste Frau, wie süß und mächtig der Zauber ist, welcher Sie hier fest hält; aber ich glaube, überall wären Sie unbemerkter, als hier, am unbemerktesten in London; denn wer bemerkt in dieser Riesenstadt eine Dame, mag sie auch noch so ausgezeichnet sein, wenn diese Dame einsam leben will!“

„Wer bemerkt und ſtört mich hier? Es thut meinem wunden Herzen wohl, in meinem Vaterlande zu leben und zu ſterben!“ entgegnete ſie, und Montalegros, der es wußte, wie viel ſie verloren hatte, ſchwieg. Er wagte es nicht, ihren Wünſchen entgegen zu ſein; denn er litt ſelbſt dabei, ja, er wagte es nicht einmal, in dieſem Augenblicke ihre Freude an ihrem Aufenthalte durch eine Warnung zu ſtören, und doch hielt er jetzt Verſicht für nöthiger als jemals. Ihr Gemahl war wieder vermählt, hoffte auf Erben. Was früher nur ſeine Umgebungen gewünſcht und ausgeführt hatten, mußte er jetzt ſelbſt wünſchen und billigen. Denn wenn die Marquiſe entdeckte, daß Furcht vor dem Tode ſie zur Flucht getrieben, wenn ſie gewiſſe Briefe zeigte und öffentlich auftrat, was war die zweite Gemahlin ihres Gatten? Was war ſein Kind? Wie ſtand er ſelbſt in der Welt da?! —

Wie über ſeiner Augen Licht wachte der Graf über ihr, die er anbetete, wie eine Heilige, weil ſie litt; die er liebte, wie ein Weib.

Und ſie, ahnete ſie immer noch nicht, daß er ſie liebte? Sie wußte es ſogar, aber ſie fürchtete ihn nicht mehr. Sie zeigte Montalegros

eine so liebenswürdige Dankbarkeit und Freundlichkeit, daß er nicht gewisse Grenzen überschreiten und auch nicht über Stolz und Undank klagen konnte. Sie sah keinen andern Mann, als ihn, und erregte in seinem Innern keine Eifersucht. Sie verschloß ihm nicht auf immer die Pforten zu einem höheren Glücke; denn sie ließ ihn ahnen, daß sie ihn hochschätze, und ihr Gemahl war, wie Graf Montalegros erfahren hatte, kränklich; er hörte, daß er an der Auszehrung litt, wie konnte er noch lange für das Gewissen der Marquise die Fessel sein, die ihre Hand von jedem zweiten Ehebande fern hielt?!"

So hoffend lebte der Graf ein Dasein, das für manchen Andern unaushaltbar gewesen wäre, ihn aber, der romaneск und schwärmerisch war, beglückte.

Die Marquise hatte ausgeruht vom Leide, war jetzt zuweilen zufrieden, ja heiter, und Madame Virnot fühlte sich heimisch bei ihr.

Nur Mira litt unbeschreiblich; denn sie liebte zum ersten Male mit glühender Schwärmerei Montalegros, und ihr wahrhaftes Herz sagte ihr, daß er die Marquise liebte.

Da sie von Natur edel und jugendlich

ſchwärmeriſch war, ſo ſuchte ſie ſich über jede Eiferſucht zu erheben, und es gelang ihr. Sie fanatiſirte ſich für die Marquiſe, ſie betrachtete ſie als das Weſen, welches ſie vereint mit ihm zu pflegen, zu erfreuen, zu bewachen habe, und Montalegros hatte deshalb eine gewiſſe Neigung zu Mira, die er ohnedem nicht für ſie gehabt haben würde, ungeachtet ihrer Jugendfriſche und Schönheit.

Der Kaſtellan und ſeine Frau billigten Miras Ergebenheit für die Marquiſe, da ſie oft von ihr beſchenkt wurde, und Zeit genug hatte, viel um ſie zu ſein. Die Kaſtellanin hoffte immer noch, das Geheimniß zu ergründen, aber es gelang ihr nicht, ja nicht einmal das Geſicht der Marquiſe ſah ſie ohne die Halbmaske. Sehr geärgert beantwortete ſie deßhalb jedes Mal die Fragen, welche wegen der Dame und ihrer Umgebungen an ſie gethan wurden, und endlich brachte ſie es durch ihre kurzen, mürriſchen Antworten dahin, daß Niemand mehr nach einem Geheimniſſe fragte, das ſie allzu gern verrathen hätte, wäre ihr nur Etwas davon bekannt geweſen.

An einem trüben, regnigen Sonntage ſaß

Frau Sophie ganz allein bei ihrem Strickſtrumpfe, ihr Mann war in der Frühe nach der Stadt gegangen, um einen dort lebenden Bruder zu beſuchen, die Magd war in den nächſten Ort zur Hochzeit ihrer Schweſter gewandert, und Mira, wie es oft geſchah, bei der Marquiſe, um ihr vorzuſingen.

Der Strickſtrumpf bot der Frau Kaſtellanin wenig Unterhaltung dar, ſie hatte den neuen Kalender ſchon zwei Mal durchleſen und auch nicht Luſt zu ſchlafen; endlich kam ſie auf den Einfall auszugehen, und die Wirthin zum Lamme, des beſten Gaſthofes in der Umgegend, zu beſuchen.

Frau Sophie, froh über dieſen glücklichen Gedanken, legte ihren Strumpf zuſammen, ſetzte die Sonntagshaube auf, nahm ihr ſchönes wollenes Tuch um, den neuen Regenſchirm zur Hand und trat ihre Wanderung an. Frau Regine, die Wirthin des Lammes, ſaß eben ſo einſam in der großen Gaſtſtube, denn ſie war Wittwe; ihr Sohn, ein junger luſtiger Burſche, des Sonntags nie zu Hauſe, und Knecht und Magd ebenfalls ihren Vergnügungen nachgegangen.

Frau Regine war deßhalb über den Beſuch

der Frau Kastellanin sehr erfreut; sie gab sogleich dem Küchenmädchen Befehl, den vortrefflichsten Kaffe zu kochen und Kuchen aufzutragen, rückte der alten Fremdin einen Stuhl an das Fenster, und sagte herzlich vergnügt: „Wirklich, Frau Kastellanin, einen bessern Einfall hätten Sie nicht haben können als mich heute zu besuchen; heute sind wir Beide so recht mutterseelen allein und können plaudern aus Herzensgrunde, denn Fremde werden heute wohl nicht kommen."

„Ei, wer kann das wissen," erwiderte die Frau Kastellanin höflich, „ein so guter und beliebter Gasthof, wie das Lamm, ist immer besucht, und jetzt kommen Die nach und nach zurück, die von Sachsen und Schlesien aus zur Weinlese an den Rhein gereiset sind."

„Ja, Gott Lob, Frau Kastellanin, leer ist mein Gasthof nie. Nun, ich habe nach dem Tode meines Seligen mich wacker gerührt; mein Franz ist auch nicht müßig, und es fehlt unserm Hause nun Nichts mehr als eine junge Frau, und ich denke, die wird mein Sohn schon finden."

„Wie sollte er nicht?! So ein hübscher, netter Mensch —"

„Und den schönen Gasthof hat er, drei große

Wiesen, ein schönes Stück Feld. Das Haus ist wie ein Kästchen, und unser großer Garten trägt herrliches Obst."

„Vortreffliches; ich danke nochmals für die schönen Pflaumen, die Sie mir vorgestern geschickt haben; sie haben uns Allen prächtig geschmeckt."

„O, da haben Sie nicht zu danken, habe ich doch aus Ihrem Garten die seltensten Blumen erhalten. Aber wieder auf meinen Sohn zu kommen, glauben Sie nicht, daß Ihre Mira eine sehr passende Frau für ihn sein würde?"

Die Kastellanin war über diesen Vorschlag nicht wenig erstaunt; aber sie hütete sich, der Frau Regine eine Antwort zu geben, die ihr nicht gefallen konnte; deßhalb sagte sie: „Sie denken sehr gut von meiner Mira, und ich bin Ihnen für diese Meinung sehr dankbar; aber das Mädchen ist nur unser Pflegekind, und weder mein Mann, noch ich haben das Recht über sie zu verfügen!"

„Nicht das Recht? Leben denn Ihre Eltern noch? Wie hängt denn das mit Mira zusammen?" fragte erstaunt Frau Regine.

Die Kastellanin wollte eben den Mund zur Antwort öffnen, als das Mädchen mit Kaffee und

Backwerk in das Zimmer trat, den Tisch deckte und dabei eilig sprach: „Ich habe auch einen Wagen kommen sehen, langsam, Schritt vor Schritt, ein Postillon saß auf dem Kutscherbocke und —“

Das Blasen des Postillons schnitt dem Mädchen die Rede ab; die Wirthin lief dem Gaste entgegen, das Dienstmädchen folgte, und Frau Sophie blieb allein und verdrießlich über die Störung bei dem Kaffee zurück.

Jetzt öffnete sich die Thüre des Gastzimmers und Frau Regine komplimentirte den Fremden herein, der sich mit einem scharfen Blick im Zimmer umschaute, an einem Tische Platz nahm, scheinbar die Zeitungen las und Kaffee bestellte.

Frau Regine setzte sich wieder zu ihrem Besuche und murmelte: „Immer fangen Sie Ihre Erzählung an, Frau Kastellanin, der Herr fährt in einer halben Stunde ab und kennt Sie nicht.“

Die Kastellanin, die leidenschaftlich gern erzählte, ließ sich auch durch die Anwesenheit des Fremden nicht stören und sagte. „Ja, liebe Freundin, das ist so eine eigne Geschichte mit Mira. Wir waren schon sechs Jahr verheirathet, mein alter

Daniel und ich, damals junge, rüſtige Leute, und kinderlos, das ſchmerzte uns Beide ſehr, und mein Mann ſagte zuweilen: was meinſt Du, Sophie, wäre es nicht hübſch, wenn wir ein Kind annähmen? Es wäre dann nicht ſo einſam in dem großen Schloſſe, und wir hätten in ſpäteren Jahren ein dankbares, freundliches Weſen um uns. Ich theilte dieſe Geſinnung, aber ich wußte kein elternloſes Kind in unſrer Gegend aufzufinden, das ich gern zu mir genommen hätte. Da kam eines Tages mein Mann, — es iſt mir, als ob es heute wäre — und ſagte mir: Du, Sophie, ich bin heute von dem Doktor Walling angeredet worden, wie ich in der Stadt war, ob wir wohl eine Dame auf einige Zeit ganz heimlich in dem großen unbewohnten Schloſſe aufnehmen könnten, ob auf meine Verſchwiegenheit zu bauen, wir würden es nicht ohne eine gute Belohnung thun dürfen —"

„Und ſie gingen darauf ein und ſchwiegen?" fragte raſch Frau Regine.

„Ja wohl ging ich darauf ein und gelobte Verſchwiegenheit. Es war Winterszeit, zu welcher niemals Jemand vom Hofe nach Roſenhof kam; da waren wir ſicher. Ich richtete zwe-

Zimmer, die nie gebraucht wurden, für die Dame ein, und erwartete sie mit Ungeduld. Das Schloß liegt einsam, die Magd hatte ich, um vor Plauderei sicher zu sein, entlassen, und nun hoffte ich, daß Alles gut gehen würde."

„Am Weihnachtsabende stand ich eben am Herd, den Karpfen zu sieden, mein Mann plaudernd neben mir, als er plötzlich ausrief: „Du, Sophie, ein Wagen!" Ich ließ den Karpfen im Stich und lief mit ihm nach dem Schloßthore, und es hielt wirklich ein Wagen, eine Kammerfrau stieg aus, dann der Doctor Walling und zuletzt eine in Schleier gehüllte Dame."

„Wir wurden von dem Doctor herzlich begrüßt; ich führte die Dame in ihre Zimmer, machte eilends neben ihr ein Kabinet für die Kammerfrau zurecht, und kehrte dann in die Küche zurück. Der Doktor kam, Thee bei mir zu bestellen und sich auf Karpfen einzuladen. Dann speisete er mit uns und fuhr nach dem Abendessen wieder in die Stadt zurück, nachdem er meinem Manne vier Hundert Thaler zur Bestreitung der Bedürfnisse der Dame und ihrer Kammerfrau gegeben."

„Und die Dame?“ fragte neugierig die Wirthin des Lammes.

„Die Dame,“ fuhr die Frau Kaſtellanin fort, ohne zu bemerken, daß der Gaſt ihr ſehr aufmerkſam zuhörte, „ja, die blieb da und wurde nach dem Willen des Doktors gnädige Frau tituliert. Sie war jung und fein; ſchönre, vollere Frauen habe ich geſehen, aber nie eine einnehmendere, und vornehm ſah ſie aus, o! Aber gut lieb war ſie, nur immer ſehr traurig, über die Maaßen traurig. Vierzehn Tage war ſie bei uns; der Doktor Walling hatte ſie in dieſer Zeit oft beſucht, als ſie mit Hülfe deſſelben und im Beiſein der Kammerfrau von einem Töchterchen entbunden ward, das in der Taufe den Namen Mira Joſepha Eveline erhielt. Der Herr Pfarrer taufte das Kind einige Stunden nach ſeiner Geburt und hat gewiß den Namen der Eltern erfahren. Als die Dame ſich wieder erholt hatte, machte uns der Doktor, der uns Jahre lang kannte, den Antrag, die kleine Mira bei uns zu behalten. Wir, mein Mann und ich, freuten uns über ſolch ſchönes kleines Mädchen und willigten ſehr gern ein. Die Dame band mir ihr Kind auf die Seele, und ich mußte ihr geloben,

ihr eine gute Erziehung geben zu laſſen, und ihr Muſik und Franzöſiſch lehren zu laſſen. Dann bat ſie uns, dem Doctor fleißig Nachricht von dem Kinde zu geben, und ließ wieder eine Summe Geldes und Wäſche auf mehrere Jahre für das Kind zurück. Unbemerkt, wie ſie gekommen war, reiſete die Dame ab, und mein Mann gab die kleine Mira für die Tochter einer fern wohnenden Verwandtin aus, deren Mutter im Wochenbette geſtorben ſei."

„Und Sie hörten Nichts wieder von der Dame? Sie wiſſen nicht, wie Mira's Vater heißt?" fragte Frau Regine, welche dieſe Geſchichte ſehr unterhalten hatte und intereſſirte.

„Weder Eins noch das Andre," entgegnete die Frau Kaſtellanin. „Ich erzog das liebe Kind und liebte es mütterlich. Durch den Doktor, der fleißig nach dem Kinde fragte, erhielten wir anfangs von Zeit zu Zeit Geld für das Kind; doch als er fünf Jahre ſpäter ſtarb, erfuhren wir Nichts mehr, und die Geldſendungen blieben aus, die ſo reichlich geweſen waren, daß ſich Mira's Erziehung bequem davon beſtreiten ließ. Auch über ihre Herkunft war vom Herrn Pfarrer Nichts zu erfahren, der, wie er mei-

nem Manne verſicherte, Nichts entdecken dürfe. Auch er iſt todt, und unſer junger Herr Paſtor weiß von der ganzen Geſchichte Nichts."

„Aber einmal müſſen Sie es doch noch erfahren!" hob Frau Regine an. „Wenn Mira getraut wird, da muß ſie doch ihren Taufſchein aufweiſen."

„Ja freilich; aber ſehen Sie, Eins habe ich vergeſſen: ich habe der Dame, die Mira's Mutter iſt, feierlich verſprechen müſſen, in keine Heirath des lieben Mädchens zu willigen, bis es achtzehn Jahre alt iſt; bis dahin ſind noch zwei Jahre."

„Nun, da muß freilich mein Franz ſeine Augen wo anders hin richten; denn wer weiß, was aus Mira für eine Dame wird; aber halt —" und Frau Regine legte mit wichtiger Miene den Zeigefinger an die Naſe — „jetzt geht mir ein Licht auf: die Dame, die unbekannte Dame, die ſeit einiger Zeit bei Ihnen im Schloſſe wohnt, wird Mira's Mutter ſein."

„Himmel, was Sie da ſagen! Aber iſt es möglich, daß ich nicht eher daran gedacht habe!" rief ganz erſtaunt die Kaſtellanin.

„Es iſt nicht nur möglich, es iſt ſogar ge-

wiß, als zwei Mal Zwei Vier iſt. Haben Sie denn die Dame nicht gleich erkannt?!"

„Nein! Wie ſollte ich auch! Läßt ſie ſich doch nie anders als verſchleiert ſehen, oder gar bedeckt mit einer ſchwarzen Halbmaske, ſo daß nur das Haar und Mund und Kinn zu ſehen ſind."

„Und iſt ſie zärtlich gegen Mira?"

„Freilich, das Mädchen muß immer um ſie ſein und wird von ihr beſchenkt."

„Nun da iſt kein Zweifel mehr, ſie iſt Mira's Mutter, entweder ein Mädchen geringer Herkunft mit einem vornehmen Manne heimlich vermählt, oder eine große Dame, die eine Gewiſſensehe geſchloſſen hat und gezwungen iſt, verſteckt zu leben. Vielleicht iſt der Graf, den ſie bei ſich hat, doch ihr Gemahl —"

„O behüte, weder Gemahl noch Geliebter, das ſieht man wohl!"

„Ach, Frau Kaſtellanin, ſo eine Herzogin oder königliche Prinzeſſin hat eine eigne Art, einen Gewiſſensgemahl, wie es genannt wird, zu behandeln."

„Ich meine nur, wenn Mira wirklich ihre Tochter wäre, würde ſie ſich ihr entdeckt haben."

„Zeit und Stunde wird noch nicht da ſein. Ich bin überzeugt, Mira wird eine reiche, vornehme Dame, und Sie ziehen mit in ihr Schloß, auch als Dame.“

„Nein, nein, Frau Regine,“ ſchrie die Kaſtellanin in weinerlichem Tone, „dahin paſſe ich nimmermehr! Gott verzeihe es mir, ich wollte, Mira's Mutter wäre geſtorben oder in Afrika, und ich dürfte das Mädchen nimmer von mir geben!“

Der Gaſt, welcher von dem ganzen Geſpräche kein Wort verloren hatte, näherte ſich jetzt der Wirthin und fragte mit vieler Höflichkeit, ob er ein ruhiges, freundliches Zimmer bekommen könne, denn er ſei in dieſem Augenblicke von ſeinem gewöhnlichen Uebel, fürchterlichem Kopfweh, überfallen und könne heute nicht weiter reiſen.

Die Wirthin, wie jeder Wirth, froh über ihren Gaſt, wieß ihm zuvorkommend das beſte Zimmer im Hauſe an, und kehrte dann zu Frau Sophie zurück, um das angefangene Geſpräch weiter fortzuſetzen und nebenbei von dem Gaſte zu reden, welcher ſich durch ſeine Höflichkeit ſchnell die Gunſt der Frau vom Hauſe erworben hatte.

Frau Sophie ſchied endlich ſpät Abends und trat gedankenvoll den Heimweg an, denn Reginens Vermuthungen beſchäftigten ſie nicht wenig.

Als ſie in ihrem Zimmer war und Mira, wie gewöhnlich, ſich mit ihr zum Abendeſſen niederſetzte, nahm ſie ſich vor, dem Geheimniſſe ſogleich nachzuforſchen und fragte: „Warſt Du lange bei der Frau Marquiſe, Mira?“

„Zwei Stunden; ich mußte auf dem Fortepiano vorſpielen,“ entgegnete das Mädchen.

„Es ſcheint, Du liebſt die Marquiſe ſehr, mein Kind!“

„Ja, ſie zieht mich unwiderſtehlich an; ich könnte das Leben für ſie laſſen.“

„Liebſt Du ſie mehr, als mich?“ fragte die Kaſtellanin mit bewegter Stimme.

Mira ſprang raſch auf und ſchlang beide Arme um den Hals ihrer Pflegemutter.

„O nimmer, nimmer!“ rief ſie aus. „Wie könnte ich Dich, meine geliebte Mutter, über ſie vergeſſen? Ich kann auf der Welt Nichts ſo beſtändig und ſtark lieben, wie den Vater und Dich!“ —

Sie dachte an Montalegros und erröthete; aber von ihm zu ſprechen war ihr unmöglich,

und die Pflegemutter fragte sie nicht mehr, sie liebkoſete sie nur.

„Mein Kind," ſagte sie nach einer Pauſe, „es ſcheint mir doch, daß Du ein Geheimniß vor mir haſt; Du weißt Etwas von den Schickſalen dieſer Frau, und ſchweigſt gegen mich davon!"

„Ich weiß Nichts, als daß ſie gut und edel iſt und ſehr unglücklich ſein mag; ich ſchwöre, daß ich ihr Geſicht noch nicht ſah!" erwiderte das Mädchen.

Die Kaſtellanin kannte Mira genug, um zu wiſſen, daß ſie die Wahrheit rede. Sie ſprach deshalb kein Wort mehr von der Dame und forſchte leiſe, ob vielleicht Mira's Benehmen gegen Franz dieſen zu einer Hoffnung berechtigen könnten.

Das Mädchen richtete ſich ſtolz auf und ſagte gleichgültig: „Ich weiß, Mutter, was Du wiſſen willſt; Franz iſt kein Mann für mich; auch glaube ich, daß ich mich nie verheirathen werde."

Die Pflegemutter hielt es für gut, hierauf Nichts zu ſagen; ſie war mit der Antwort zufrieden; denn ſie wünſchte, daß Mira's Eltern,

wenn ſie kämen, das Mädchen mit freiem Herzen fänden.

Zu derſelben Zeit ſaß Doktor Albano, denn er war der Gaſt in dem Prunkzimmer des Lammes, und ſprach freundlich mit der Wirthin des Hauſes, ihr wiederholt verſichernd, daß ihr angenehmes Geplauder ihm das Kopfweh vertreibe.

Sie, ſehr froh, eine Gelegenheit zum Schwatzen zu haben, erzählte ihm Dies und Jenes, von der Aerndte, von dem Prediger, von dem Herzog, was Alles für Albano nicht ſehr intereſſant war. Endlich fragte er: „Wem gehört denn das Schloß? Mich dünkt, der Poſtillon erzählte mir davon.“

„Ah, das alte Schloß, dem Herzog, aber er beſucht es faſt nie und ſeit länger als einem Jahre bewohnt es eine Dame, die Frau Marquiſe Olbreuſe.“

„Das iſt wohl ein Glück für das Dorf? Hat ſie oft Geſellſchaft? Nimmt ſie Fremde an?“

„Niemals! Bis jetzt hat noch kein menſchliches Auge ihr Geſicht geſehn; denn wenn ſie einmal die Grenzen ihres Gartens überſchreitet, trägt ſie einen dichten Schleier. Sogar ihre Dienerſchaft weiß nicht, wie ſie ausſieht, immer

hat ſie das Geſicht mit einer ſchwarzen Halbmaske bedeckt."

„Und iſt ſie allein hier?"

„Ein Herr, eine Geſellſchafterin und ein Kammerdiener machen ihre Begleitung aus."

Der Gaſt ſchwieg und deutete durch einige Seufzer an, daß ſein Kopfſchmerz in voller Stärke wiederkehre; die Wirthin verließ ihn, nachdem ſie ihm vom Herzen gute Beſſerung gewünſcht, und er blieb mit ſeinen Gedanken allein.

„Sie iſt es! Sie muß es ſein! murmelte er vor ſich hin. „Endlich bin ich am Ziele meiner Reiſe." Er hegte nicht den geringſten Zweifel, daß er ſich in der Nähe der Frau befände, die er mit glühender Leidenſchaft geliebt hatte, und nachdem er von ihr zurückgeſtoßen worden war, mit eben ſo glühender Leidenſchaft haßte.

Er hatte mit dem Scharfblick des Haſſes und der Eiferſucht entdeckt, daß ſie noch lebe, und ihrem mächtigſtem Feinde dieſe Entdeckung gemacht. Mit Geld und Empfehlungsbriefen, mit Ablaß und der Vollmacht, ſie durch Gift zu tödten, hatte er die Reiſe angetreten, und, nachdem er vergebens Frankreich durchforſcht, ſie in Deutſchland gefunden.

Sie zu tödten lag ihm fern, nur sich ihrer bemächtigen wollte er, was ihm ihre Liebe nicht gegeben hatte, wollte er durch Drohungen erreichen.

„Ich will sie wählen lassen zwischen einem glücklichen Leben mit mir in dem freien England, oder zwischen meinem Hasse, der gefährlich ist," sagte er zu sich selbst. „Nicht länger will ich Werkzeug sein, ich reiße mich los von dem Orden, dem ich diene, ich lebe einsam, aber frei mit Ihr."

Nachdem er seine Pläne gemacht hatte, legte er sich ruhig nieder und schlief so fest und ungestört wie das gute Gewissen.

Am andern Morgen, als noch Alles schlief, verließ Albano sein Zimmer und machte einen Gang um das Schloß, um sich mit den Localitäten vertraut zu machen. Er sagte sich selbst, daß er sich in seiner wahren Gestalt in dem Schlosse nicht zeigen dürfe; denn sein Leben war nicht sicher in der Hand des Beschützers der Marquise; zuerst sich von ihm zu befreien und die Marquise schutzlos zu machen, hielt er für das Nothwendigste. Aber noch nöthiger war die vollständige Gewißheit, daß die Dame, welche er suchte und die Marquise ein und dieselbe Person sei.

Um dies zu erfahren, mußte er Liſt anwenden, was ihm nicht ſchwer fiel.

Er verließ gegen Mittag das Dorf und fuhr bis zur nächſten Stadt. Dort ließ er ſein Gepäck im erſten Gaſthofe, nur wichtige Papiere und eine reiche Geldbörſe ſteckte er zu ſich. Eine Perücke, ein falſcher Bart und ein kleines Pflaſter über dem Auge, ein ganz veränderter Anzug und die zur Virtuoſität ausgebildete Fertigkeit, ſeine Stimme und ſeinen Gang zu verſtellen, machten aus ihm einen ganz andern Menſchen.

Früh war er mit Extrapoſt aus dem Gaſthofe zum goldnen Lamme gefahren, als einfacher Wanderer mit Torniſter und Knotenſtock kehrte er Abends daheim zurück, und gab ſich für einen reiſenden Maler Namens Fiſcher aus, der auf dem Wege nach Italien ſei.

Seine Heiterkeit und das Anerbieten, die Wirthin abzuporträtiren, machten ihn ſogleich bei derſelben beliebt. Albano, der ſchlaueſte und talentvollſte Menſch, fähig jede Maske zu tragen und in jeder Kunſt Etwas zu leiſten, malte den nächſten Tag ein wohlgetroffenes Miniaturporträt der Wirthin, Frau Regine verſprach, dem luſtigen

Maler, dem es an Geld zu fehlen ſchien, das halbe Dorf malen zu dürfen, wenn er ſonſt wolle.

So kam er durch Frau Regine in das Schloß zur Kaſtellanin, und obgleich ihn dieſe weder in den Garten, noch in die Zimmer der Marquiſe ließ, war es ihm vor der Hand genug, daß er Zutritt in der Familie des Kaſtellans hatte, und die Ausſicht die ſchöne Mira zu malen.

Von den vornehmen Bewohnern des Schloſſes ſah und hörte er Nichts, aber er hoffte von der Zeit, und war ſehr vergnügt, es dahin gebracht zu haben, unter dem Vorwande, Farben zu kochen, ſich in der Küche aufhalten zu dürfen, in welcher die Kaſtellanin das Mittageſſen für die Marquiſe kochte.

Einige Tage, an welchen es unaufhörlich regnete, waren vergangen, ohne daß es Albano möglich geworden war, die Marquiſe oder Montalegros zu entdecken. Endlich, am ſechſten Tage, als er nach dem Schloſſe ging, leuchtete die Sonne hell und freundlich. Ein Fenſter wurde geöffnet und Albano ſah den Grafen Montalegros am Fenſter ſtehen. Ein Blick hatte hingereicht für ihn, um ihn zu erkennen. Montalegros ſah ihn auch, aber in dieſer Vermummung den Ver-

folger der Marquiſe und ſeinen heftigſten Gegner zu erkennen, war unmöglich. Dennoch fiel ihm der Fremde auf, den er ſchon am Tage vorher vom Fenſter aus geſehen hatte, und er fragte Mira ſo unbefangen, als es ihm möglich war wer jener Mann ſei.

Als Mira dem Grafen ſagte, er ſei ein Maler, beruhigte er ſich einigermaßen; aber ſpäter fiel ihm ein, daß Vincenzo ein ſehr vielſeitiges Talent und jeder Liſt und Verſtellung fähig ſei. Eine dunkle Ahnung rief ihm zu, ſein Feind ſei in der Nähe.

Ihn aufzuſuchen, hielt der Graf für unklug, denn er fürchtete zu ſehr, daß er, wenn er ſich nicht täuſche, wenn wirklich Vincenzo vor ihm ſtehe, Etwas thun könne, was ihn reuen würde, darum beſchloß er nur Vorſicht anzuwenden, und das Schloß nicht zu verlaſſen, auch die Marquiſe in ihren Zimmern feſtzuhalten zu ſuchen, ohne ſie durch eine deutliche Warnung zu ſchrecken. Daß ihn der Fremde, wenn es wirklich Vincenzo war, ſchon am Fenſter erkannt hatte, bedachte der Graf nicht; er glaubte ſich von den Blumen, die vor dem Fenſter ſtanden, verdeckt. Menſchen,

die von Natur gut und offen ſind, haben von dem Scharfblicke liſtiger Naturen keine Idee.

Einige Tage gingen hin, Albano konnte es nicht gelingen, die Marquiſe zu ſehen, oder ſich in die Zimmer, die ſie bewohnte, zu ſchleichen; mit offenbarer Gewalt konnte er Nichts erreichen, und darum hielt er es für das Klügſte, das Dorf wieder zu verlaſſen.

Ob Graf Montalegros ihn ungeachtet ſeiner Verpuppung erkannt, ob er und die Marquiſe die Gemächer niemals verließen, das wußte er ſich ſelbſt nicht zu ſagen; ihm war genug, daß er den Grafen in dem Schloſſe geſehn hatte, und beſſre Erreichung ſeines Planes hoffte er vom Frühling, der ja die Marquiſe in den Garten führen mußte.

Er verließ das Dörfchen, machte eine kleine Vergnügungsreiſe, und Montalegros war beinahe überzeugt, daß jener Maler doch nicht Pater Vincenzo geweſen ſei.

Daß er auf Miras Wachſamkeit und Treue unbedingt bauen könne, ſagte ihm ſein Gefühl; Ihr hatte er es damals zur Pflicht gemacht den Fremden jeden Zugang in den Garten und nach den oberen Zimmern des Schloſſes unmöglich zu

machen, und ſie, die ihn liebte, hatte Alles was er wollte, auf das Strengſte erfüllt.

Dennoch glaubte der Graf die Marquiſe nicht ſicher in dem Schloſſe zu Roſenhof, und wiederholte den Vorſchlag, ſie möge nach London gehen. Er theilte ihr dies Mal mehr von der Gefahr mit, in welcher er ſie glaubte, und ſie war geneigt, im nächſten Frühlinge nach London zu gehen.

Als ſie dieſen Entſchluß beſtimmt ausſprach, überflog ein goldner Strahl von Glück des Grafen Züge, er hoffte von dem Leben in England mehr, als er ſich jetzt auszumalen wagte.

Schon längere Zeit hatte ſich Montalegros vom katholiſchen Glauben abgewendet; ſeiner Lehrer, der Jeſuiten, Princip, der Zweck heiligt die Mittel, erſchien ihm ſcheußlich, beſonders wenn er daran dachte, daß es die Marquiſe in das Unglück geſtürzt hatte, er hatte angefangen die Lehre Luthers zu ſtudieren, und war dahin gekommen, ſie der Lehre der Päpſte vorzuziehn. Er unterhielt in langen Winterabenden die Marquiſe davon, die ihn gern anhörte, das Gehörte prüfte und die Bibel las, ſo daß, wenn ſie auch noch nicht ſo von der Vortrefflich-

keit der Lutherſchen Lehre überzeugt war, wie Er, ſie nicht mehr fern davon war, es zu werden.

Die Einſamkeit, das Unglück hatten ihm die Marquiſe näher gebracht; ihr Gemahl, für den ſie geſtorben war, hatte ſich wieder vermählt; wenn ſie die Ehe nicht mehr für ein Sakrament hielt; wenn ſie ſich durch Aenderung des Glaubens ganz von ihrer Familie ſchied, was konnte ſie dann noch abhalten, ſeine treue Neigung zu belohnen, wenn ihr Herz für ihn ſprach?

Der Frühling kam allmälig daher geflogen, und wo er ſeine Schwingen ausbreitete, blühten die Blumen auf, grünte der Raſen.

Die Marquiſe hatte gegen ihre Abreiſe von Roſenhof Nichts mehr einzuwenden, obgleich ſie es jetzt im Frühlingsſchmucke vorzüglich ſchön fand.

Der Tag der Abreiſe war auf den zwölften May feſtgeſetzt. Am Tage vor der Walpurgisnacht fuhr der Graf nach der Stadt, um einige Einkäufe zur Reiſe ſelbſt zu machen. Er trug ſein Haar und ſeinen Bart ganz anders, wie früher, und glaubte, daß er jetzt weder ſogleich erkannt werden, noch überhaupt in der Stadt auf einen Späher ſtoßen würde.

Die Marquiſe trug ihm, bevor er in den Wagen ſtieg, Einiges freundlich auf, und kehrte dann in ihr Arbeitskabinet zurück, um eine angefangene Zeichnung zu vollenden.

Aber die Zeichnung wollte ihr nicht gelingen; ſie klagte über Langeweile, ſie beſtellte das Diner eine Stunde früher, als gewöhnlich, und war froh, als Madame Virnot die Bemerkung machte, daß es ohne den Grafen recht einſam ſei.

Die Marquiſe ſchwieg und nickte unwillkührlich mit dem Kopfe, dann ſagte ſie: „Ich wünſchte, daß Sie genug Deutſch verſtünden, um die Geſchichte zu leſen, die ich heute Morgen las. Es war das Leben der unglücklichen Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Deutſchland hat intereſſante Epiſoden in der Geſchichte und ſchöne Sagen und Mährchen. Ich habe in dieſen Tagen mehrere geleſen und beſonders mich an der Geſchichte der Eva von Trotha ergötzt. Dieſe Eva iſt ein Fräulein, welches ſcheinbar ſtarb und heimlich auf einem Schloſſe in tiefſter Verborgenheit lebte, einzig für und mit dem Geliebten."

„Es freut mich, Frau Marquiſe, daß Sie nicht mehr, wie früher, die Liebe für Thorheit oder Schwäche erklären und Macht und Rang

für die größesten, bewahrenswertheſten Güter der Erde," ſagte hierauf Madame Virnot.

„Ach, liebe Virnot, ich bin anders geworden durch Einſamkeit und Unglück, ich habe erkennen gelernt, daß die Liebe doch das Mächtigſte und Schönſte im Leben ſein muß, weil es das Gut iſt, das jeden Menſchen, vornehm oder gering, am Glücklichſten macht."

Auf den Arm der Madame Virnot geſtützt, ging ſie in den Garten und ſetzte ſich in ihre Lieblingslaube, ziemlich fern von dem Schloſſe. Die Virnot ging in das Schloß zurück, weil die Marquiſe allein ſein wollte, und ſie ſchlummerte betäubt vom Duft der Blüten, ſanft ein.

Noch nicht lange ſchlummerte ſie, als eine Männergeſtalt, raſch aber leiſe, an der Gartenmauer hinglitt, mit einem Dittrich die Thüre, welche vom Felde in den Garten führte, öffnete, und plötzlich in dem Garten ſtand. Lauſchend links und rechts ſchritt der Mann weiter, bis er vor der Laube ſtand, in welcher die Marquiſe ſchlief. Sie trug ein leichtes blaues Gewand, eine ſchwarze Mantille und einen dichten Schleier. Einen Augenblick ſtand er ſtill, dann hob er den

Schleier von ihrem Antlitz, er sah — die Dame, welche er suchte.

Indem er noch unschlüssig, ob er sie wecken solle oder nicht, dastand, glitt, eben so leise wie Albano, der Graf Montalegros über den Rasen, und packte Albano mit der Hand von hinten am Halse, daß dieser nicht einen Laut von sich zu geben vermogte. Der Graf riß ihn tiefer in das Gebüsch und fragte was er wolle.

Statt der Antwort griff Albano in die linke Seite und zog den Dolch, aber eben so schnell hatte der Graf seinen Dolch gezogen und seinen Gegner so gut getroffen, daß er lautlos zur Erde sank.

Der Graf durchsuchte den Leichnam, nahm dessen Brieftasche zu sich, und weil er wußte, daß Niemand in den Garten kam, der den Todten entdecken konnte, so ließ er ihn liegen; dann brach er Zweige von den Bäumen und bedeckte den Körper des Pater Vincenzo (denn dies war Albanos wahrer Stand und Name) und kehrte zu der Laube zurück, in welcher die Marquise noch fest schlief. Der tiefe Schlaf, in welchen sie versunken, und ihre Todtenblässe erfüllten Monta-

legros Herz mit namenloſer Pein; es ſchlug faſt hörbar in ſeiner Bruſt.

„Sollte er durch ein feines Gift Sie getödtet haben?“ ſagte er leiſe, ſeine Zähne ſchlugen an einander. Er rief ſie in Todesangſt, da öffnete Sie die Augen; er ſah ihr Geſicht wieder ohne Maske und langſam und lieblich ſagte ſie: Montalegros!?

Er führte ſie in das Schloß zurück; ſie war ganz unbefangen und heiter, weil ſie ihn wiederſah.

Der Graf war noch betäubt von ſeiner That, die ihm nicht anders als Vertheidigung der Marquiſe und Nothwehr erſcheinen mußte.

Später dachte er wieder an den Todten, und als Alles im Schloſſe ſtill war, Jeder ſanft ſchlummerte, hüllte er ſich in ſeinen Mantel und ſchlich ſich in den Garten.

Er nahm ein Grabſcheit und grub; der Mond, von weißem Gewölk umgeben, leuchtete ihm. Dann, als die Grube tief genug gegraben, legte er den Todten hinein, und bedeckte ihn wieder mit Erde und Sand. Niemand konnte ahnen, daß hier unter dem Acaziengange ein Leichnam ruhe.

Als er mit ſeiner Arbeit fertig war, ſeufzte er tief und wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirne. Er blickte auf, eine weiße Geſtalt ſtand vor ihm wenige Schritte. Der Graf ermuthigte ſich und fragte: „Wer iſt hier?“

„Ich bin es, ich weiß Alles!“ erwiderte die leiſe Stimme Mira's. „Aber fürchten Sie Nichts, Graf, ich werde Sie nicht verrathen!“

„Kannſt Du ſchweigen? Kann Deine Bruſt ein ſolches Geheimniß tragen, ohne zu leiden?“ fragte er.

„Ja,“ erwiderte ſie, „denn ich liebe Sie!“ Der Graf erſchrak, aber er antwortete nicht; denn er war nicht geſtimmt jetzt von Liebe zu ſprechen; er faßte ihre Hand und ſchweigend gingen Beide durch die friſchen, grünen Laubgänge dem Schloſſe zu.

Das Mädchen ging nach ihrem Zimmer, nachdem ſie dem Grafen gute Nacht geſagt hatte, Montalegros trat in ſein Gemach, ſchloß es ab und ſetzte ſich zu ſeiner Lampe, um unter dem Schutze der Nacht die Brieftaſche Vincenzo's zu öffnen und den Inhalt zu durchſuchen.

Ende des erſten Bandes.

Die Unbekannte.

Aus den Papieren einer Fürstin

von

einem Unbekannten,
Verfasser der Geheimnisse der vornehmen Welt in Wien, Prag und Pesth.

Zwei Bände.

Zweiter Band.

Leipzig und Meissen,
Verlag von Friedrich Wilhelm Goedsche.
1846

Gust. Freesius

Die Blutgefäße.

Die Unbekannte.

Zweiter Band.

Erstes Buch.

I.

Eine Brieftasche.

Die Brieftasche des Pater Vincenzo enthielt wenige, aber wichtige Blätter. Außer seinem Passe, in dem er als Doctor Albano aufgeführt war, befanden sich nur noch einige Briefe und Visittenbillets darin. Einer war von seinem Oberen, und befahl ihm, sobald er die Marquise aufgefunden habe, sich ihrer zu bemächtigen und sie, wenn es sein müsse, zu tödten, doch nicht eher, als bis er sich ihrer Geheimnisse und ihres Vermögens versichert habe. An der Seite des Briefes waren mit Chifferschrift einige Bemerkungen beigefügt. Graf Montalegros verstand sich zum Glück aufs Dechiffriren, und las heraus, daß ein Anderer vom Orden auf den klugen Einfall gekommen sei, die Marquise in England zu

vermuthen; er ſei ſogleich, nachdem er Befehl dazu erhalten, dahin abgereiſet, und habe geſchrieben, daß er ihr auf der Spur ſei, und ſie in London glaube. Deßhalb möge Pater Vincenzo, wenn er in Deutſchland nicht Spuren ihres Aufenthaltes gefunden habe, nicht länger Zeit und Geld mit vergeblichen Nachforſchungen verlieren.

Ein Anderer war von Pater Vincenzos Hand, bereits geſiegelt und an ſeinen Vorgeſetzten adreſſirt, aber aus irgend einem Grunde nicht abgegeben. Den wahren Grund konnte Montalegros nicht ahnen, denn in ſeine Seele war nie der Gedanke gekommen, daß Vincenzo die Marquiſe liebe und ſie weniger im Auftrage ſeines Ordens, als um ſie für ſich zu beſitzen, verfolgt habe. Er erbrach den Brief und las:

„Hochwürdigſter Herr!

Die lieben Heiligen, welche immer die Unternehmungen ſegnen, die im Dienſte unſerer heiligen Mutterkirche unternommen werden, haben auch meine Bemühungen geſegnet und ich habe die * * * entdeckt.

Bis jetzt iſt es mir noch nicht gelungen, mich ihr nahen zu können, auch lebt ſie in ſo

guter Hut, daß ich nur durch List und Bestechung mein Ziel erreichen und ihrer werde habhaft werden können, weßhalb ich um Anweisung auf mehr Geldmittel unterthänigst bitten muß. —

Sie ist von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben und in ein festes Schloß versteckt, daß es sehr schwer für mich sein wird, sie zu sehen. Wenn mich Niemand von ihren Umgebungen kännte, wäre es eher möglich, zu ihr zu gelangen, aber sie hat ihren Beschützer gut gewählt. Graf Eugenio Montalegros, den alle Freunde und Bekannte für todt halten, lebt, lebt bei Ihr und hat wie Sie mit Ihr, für Sie eine Komödie gespielt, die jetzt zu Ende sein muß. Ich weiß noch nicht, ob ich ihn tödten muß, aber ich fürchte, es wird sich kein anderer Ausweg finden. Wenn Er lebt, bleibt das wichtige Geheimniß nicht länger verborgen auch umgibt er schützend die * * *, wie eine undurchdringliche Mauer.

Ich hoffe, daß ich für das, was mir zu thun nöthig scheint, nicht verantwortlich gemacht werde; denn ich werde nicht Zeit genug haben, um Verhaltungsbefehle einzuholen; es geschieht doch Alles, was ich thue, zum Be-

ſten des Staates und zum Wohle unſeres heiligen Ordens.

Daß * * * die Geheimniſſe verrathen, und irgend einem Menſchen von ihrem Leben Kunde gegeben hat, bezweifle ich; denn nirgend ſpricht man von ihr, und ihre Familie glaubet feſt an ihren Tod. Ihr Stolz hat an dieſem Schweigen mehr Antheil, als die Furcht vor dem Tode."

Der Graf ließ das Blatt ſinken, was es noch enthielt, intereſſirte ihn wenig, da es ſich nicht im Geringſten auf die Marquiſe bezog.

Der Brief war noch nicht abgeſandt, es war alſo mit Gewißheit anzunehmen, daß Niemand von dem Aufenthalte der hochgeliebten Frau die leiſeſte Ahnung haben konnte. Wie man von ihrem Leben in Kenntniß geſetzt worden ſei, konnte der Graf ſich nicht erklären; denn noch immer glaubte er feſt an die Treue und Verſchwiegenheit der einzigen Kammerfrau, welche um das Geheimniß wußte.

Nach England jetzt zu gehen, wo ſie aufgeſucht werden würde, hielt der Graf für unmöglich; der Brief von Vincenzo war zum Glück zur rechten Zeit in ſeine Hände gekommen, er wußte

jetzt, daß Niemand von seinem Leben eine Vermuthung habe, Niemand von den Schicksalen der Marquise wisse, und das reichte hin, ihn vor der Hand zu beruhigen.

Auch von seinem Herzen und Gewissen sank eine große Last; er war kein Mörder, er hatte nicht anders gehandelt, als der Krieger in der Schlacht, indem er sich und seine Familie gegen den Feind vertheidigt. Wenn er nicht Vincenzo getödtet hätte, würde dieser nicht nur ihn selbst, sondern die Marquise, vielleicht auch Madame Birnot und den Kammerdiener auf ewig verstummen gemacht haben.

„Und dies geschieht im Namen der heiligen Kirche," rief er aus, „und Politik muß einen Mord rechtfertigen!"

Er pries die glücklich, denen das Schicksal fern von dem Treiben der großen Welt einen einfachen Wirkungskreis anweiset. Ein Weib und hoffnungsvolle Kinder glücklich machen, das schien ihm die schönste, lohnendste Aufgabe für einen Mann.

Nachdem der Graf über die Zukunft der Marquise nachgedacht hatte, hielt er es für nöthig, ihre und seine Gegner irre zu führen. Er fand

es nicht ſchwierig, des Vater Vincenzo Handſchrift nachzuahmen; der Sprache war er eben ſo mächtig, wie Jener, und ſeinen Siegelring fand er, nebſt einigen Empfehlungsbriefen, noch in einer durch ein kleines Schlöſschen verwahrten Brieftaſche.

Er ſchrieb an den Vorgeſetzten Vincenzo's, daß er, Vincenzo, ſchwer erkrankt in der Nähe von Peſth auf einem Dorfe liege, und die ſichre Kunde habe, daß ſich die Marquiſe kürzlich noch in Peſth aufgehalten habe. Er wolle keinen Dritten in das Geheimniß ziehen, und ſobald er geſund genug ſei, ſie in Peſth aufſuchen; doch fürchte er, daß ſie ihren Weg nach der Türkei genommen habe und für ihn eine Reiſe dahin zu machen ſein würde.

Am Schluſſe gab Montalegros im Namen des Todten an, wohin Briefe an ihn zu ſenden wären, und verſicherte nochmals ſeinem Orden den unbedingteſten Gehorſam und die gröſseſte Ergebenheit.

Als Montalegros den Brief geſiegelt und überſchrieben hatte, war er auch ſchon entſchloſſen, ihn ſelbſt auf die Poſt zu befördern, und weil er keinen Vertrauten hatte, noch haben

wollte, mußte er die Reiſe nach Ungarn antreten.

Es ſchien dem Grafen unumgänglich nöthig, die Feinde der Marquiſe auf falſche Spur zu leiten, nur auf dieſe Weiſe konnte ſie in ihrer Verborgenheit unentdeckt bleiben, und ganz gelingen konnte ihm dieſer Plan nur, wenn Niemand Vincenzo's Aufenthalt in Roſenhof und deſſen Umgebungen ahnte.

Als der Graf mit Zurechtlegung ſeiner Pläne vollkommen fertig war, dachte er nicht ohne Qual und Verlegenheit an Mira.

Er war ſicher, daß außer ihr Niemand von ſeiner That wußte; aber konnte er auf die dauernde Verſchwiegenheit dieſes jungen Geſchöpfes bauen?

Sie liebte ihn. Das hatte ſie ſelbſt ihm geſtanden. Wie aber, wenn ſich dieſe Liebe, weil ſie unerwiedert blieb, in Haß verkehrte, oder wenn ſie, wie faſt immer Liebe ohne Gegenliebe, nach und nach verglühte und ſich einem Andern zuwandte, wenn ſie dieſem ihr Vertrauen ſchenkte?

Daß Montalegros That nur Nothwehr geweſen war, konnte er nicht beweiſen; eben ſo wenig konnte er die Briefe des Pater Vincenzo aufwei-

ſen, ohne das Geheimniß der Marquiſe zu verrathen. Vincenzo hatte ſich verkleidet, um von Niemand erkannt zu werden, er beſaß keinen Vertrauten, kein Menſch konnte ihn in Roſenhof vermuthen, wenn nur Mira ſchwieg.

Ihr Schweigen durch erheuchelte Liebe zu erhalten, ſchien ihm ehrlos, abſcheulich.

Vielleicht, ſagte er ſich zu ſeinem Troſte, vielleicht habe ich mich geirrt, ihre Worte: „Ich liebe ſie," hatten vielleicht einen andern Sinn, vielleicht iſt ihre Neigung für mich nur eine ſchweſterliche, oder ſie wollte ſagen: „Ich liebe die Marquiſe."

Mit ſolchen Vorausſetzungen einigermaßen beruhigt, ſah er nur auf die andre Seite, auf die nächſte Zeit, und betrat den andern Morgen mit vollkommener Faſſung das Zimmer der Frau, für die ſeine Ergebenheit und Liebe fortwährend wachte.

Er theilte ihr mit, daß nach den Nachrichten, die er aus dem Vaterlande erhalten habe, eine Reiſe nach England nicht räthlich ſei; die Marquiſe, welche ungern Roſenhof verließ, fragte nicht genau nach dem, was er von dort wiſſe. Sie wollte dieſen Abſchnitt aus ihrem Leben ver-

geſſen; ſie wußte, daß Montalegros auf das Beſte, Großmüthigſte für ihr Wohl beſorgt ſei, und wandte Nichts gegen Pläne ein, die mit ihren eignen Wünſchen übereinſtimmten. Als er ihr aber von einer nothwendigen Reiſe ſagte, die ihn zwei Wochen von ihr fern hielten, da traten Thränen in ihre Augen, und mit einer Aengſtlichkeit, welche ihm unbeſchreiblich wohl that, fragte ſie: „Aber werden Sie gewiß zurückkommen?“

Der Graf entgegnete: „Ich werde faſt ſo ſchnell wie ein Brief gehen; die einzige Bitte, die ich habe, iſt, daß Sie in meiner Abweſenheit das Schloß nicht verlaſſen; es iſt nur in ſeinen Mauern vollkommene Sicherheit für Sie!“

„Sie bitten niemals um Etwas,“ ſagte ſie mild, „daß es mir eine Freude iſt, Ihren Wunſch zu erfüllen, ſelbſt wenn er nicht einzig zu meinem eigenen Beſten wäre.“

Montalegros drückte ihre Hand ehrerbietig an ſeine Lippen, der Tag der Reiſe ward feſtgeſetzt, und er ging, um ſeine Abreiſe vorzubereiten. Ehe er das Schloß verließ, war es nothwendig für ihn, mit Mira zu ſprechen. Er fand nach reiflicher Ueberlegung, daß ſie unmöglich

wiſſen könne, daß er den Pater Vincenzo erſtochen habe; denn er war allein mit ihm geweſen, als er die That begann. Mira konnte Nichts geſehn haben, als daß er einen Leichnam vergraben habe, und vielleicht nicht einmal Dieſes. Er hielt es daher für klug, ſie auszuforſchen, und liebreich wie ein Freund zu ihr zu ſprechen.

In dieſer Abſicht ging er nach dem Garten, zu einer Stunde, in welcher er gewiß ſein konnte, Mira allein zu treffen. Den Platz, wo Vincenzo ruhte, vermied er. Obgleich ſein Gewiſſen ruhig blieb, ſeine Nerven waren von dem blutigen Ereigniſſe erſchüttert.

Mira ſaß unter einer Linde und ſchien in einem Buche zu leſen. In Wahrheit las ſie nur mechaniſch zuweilen einige Zeilen, denn ihre Gedanken waren bei Montalegros und der Begegnung von geſtern Abend.

Sie war, gelockt von der milden Luft und dem Mondlichte, noch ſpät in den Garten gekommen, und eben auf dem Platz, wo der Graf Vincenzo begraben hatte, als dieſer den Leichnam ſchon mit Erde bedeckt hatte. Ihre argloſe kindliche Seele konnte nicht denken, daß Montalegros von einem Feinde verfolgt würde, und noch weni-

ger, daß er diesen getödtet hatte; denn wenn auch Frauen den Muth des Kriegers preisen, bei Selbstvertheidigung in Friedenszeiten, wo zwei Männer einander als Feinde, aber nicht als Soldaten gegenüber stehen, scheint ihnen der ein Mörder, welcher das Unglück hat, den Andern todt zu stechen, gleich viel, ob er oder jener der Angreifende ist. Sie dachte bei Montalegros Arbeit, daß er einen Schatz entweder gesucht oder verborgen habe, und bei seiner ängstlichen Frage: ob sie wohl sein Geheimniß bewahren wolle, war ihr ein Geständniß entschlüpft, das sie ihm gewissermaßen nur als Pfand ihres Schweigens gegeben hatte.

Heute, wo sie ruhiger darüber nachdachte, erröthete sie deßhalb; als sie nun die wohlbekannten Tritte des Grafen hörte, dessen Gang sie unter Tausenden erkannt haben würde, senkte sie den Kopf tief auf das Buch herab, und that, als ob sie sein Kommen nicht bemerke.

Dem Grafen entging ihre Verlegenheit den, noch nicht, und mit sehr sanfter Stimme sagte er:

„Guten Morgen, liebe Mira"

Der Ton seiner klaren, schönen Stimme, heute so unendlich süß, machte ihr Herz erbe-

ben, und ihre zitternde Hand ließ das Buch ſinken.

Montalegros bückte ſich darnach und ſagte: „Ich verreiſe morgen.“

Das Mädchen wurde ſchneebleich und antwortete nicht; der Graf fuhr fort: „Sie ſagten geſtern Abend, daß Sie die Frau Marquiſe lieben, da darf ich ſie wohl Ihrer Sorgfalt empfehlen?“

„O gewiß, Herr Graf, es iſt mein ſchönſtes Glück, wenn ich ihr von einigem Werthe ſein kann, indem ich ihr nütze!“ antwortete Mira, und athmete leichter auf, denn Montalegros hatte ſie nicht verſtanden, zugleich aber empfand ſie jetzt den Schmerz, daß ihre Liebe nicht erwidert würde; denn ſonſt würde er ſie verſtanden haben.

Montalegros, in dem Glauben, daß ſie von ſeiner That wiſſe, fragte: „Was führte Sie denn ſo ſpät Nachts in den Garten? Ahneten oder wußten Sie von meinem Vorhaben?!“

„O nein, Herr Graf, dann würde ich nimmermehr Sie belauſcht haben. Ich liebe es, in ſchönen Nächten mit meinen Gedanken allein zu ſein, und am Liebſten im Garten, wo ich friſche Luft habe, ohne eine Störung fürchten zu müſſen. Welchen Schatz Sie auch vergraben haben mögen,

Summen Goldes oder wichtige Papiere, ich werde niemals den Platz verrathen." —

„Wie?" rief Montalegros, seine Ueberraschung verbergend „haben Sie in Wahrheit nicht gesehn, was ich vergraben habe?"

„Glauben Sie nicht von mir, daß ich dann Sie gerufen haben würde, oder trauen Sie einem Mädchen aus geringem Stande nicht Ehrgefühl genug zu, sich zurückzuziehen, wenn es ein Geheimniß zu entdecken giebt, das ein Mann von Ehre verbergen will? Die Gesinnungen liegen in der Seele, nicht im Stande!" Diese Worte sprach Mira stolz und hoch, erhob sich rasch, schüttelte ihrer Gewohnheit nach die braunen Locken, und ging mit leichten Schritten dem Schlosse zu.

Montalegros fiel eine Last vom Herzen; sein Geheimniß war nicht in den Händen eines schwachen Mädchens, und der Stolz, mit welchem sie ihm antwortete, flößte ihm tiefe Achtung vor ihr ein.

Er ging ihr nach und rief mit sanfter Stimme: „Mira!"

Sie blieb stehen, als sei das Wort eine Zauberformel.

Er bat noch ein Mal „liebe Mira!" und das Mädchen wandte sich um, und blickte ihn so hold

an, daß er ſich ſelbſt ſagen mußte: „Sie iſt wunderſchön!“

„Sie haben mich mißverſtanden; ich habe niemals das Edle Ihrer Geſinnungen bezweifelt,“ ſagte er. „Geben Sie mir die Hand zum Zeichen, daß Sie nicht länger im Irrthume über meine Geſinnungen für Sie ſind.“

Das Mädchen erglühte, wie die Roſe, die neben ihr blühte, und gab ihm ruhig die Hand; aber der Gedanke an ſeine Abreiſe, an ſeine Liebe für eine Andre bemächtigte ſich ihrer ganzen Seele ſo peinlich, daß ſie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte und ohnmächtig umgeſunken ſein würde, wenn der Graf ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen hätte.

Ein Blick auf Mira erſchreckte ihn; denn todtenbleich, mit geſchloſſenen Augen, ohne zu athmen, lag ſie in ſeinen Armen. Er trug ſie auf eine Raſenbank und rief ſie mit ſanfter Stimme; er rieb ihr die Schläfe mit kaltem Waſſer, das er aus der nahen Fontaine ſchöpfte; ſie rührte ſich nicht. Endlich lief er raſch nach dem Schloſſe, um Hülfe zu holen.

Miras Pflegeältern erſchraken bei ſeinem Anblicke, daß ſie faſt alle Geiſtesgegenwart ver-

loren; aber als ſie das lebloſe Mädchen erblickten, gaben ſich Beide, der Kaſtellan ſo lebhaft wie ſeine Frau, dem heftigſten Schmerze hin, und unter Jammer und Klagen ward Mira als eine Leiche in das Schloß gebracht.

Der Marquiſe blieb dies traurige Ereigniß verſchwiegen; Madame Birnot ſagte ihr nur, daß Mira krank ſei.

Der Graf, deſſen Reiſe ſchon feſtgeſetzt war, beurlaubte ſich mit wenig Worten von der Marquiſe, empfahl ſie dem Schutze des Himmels, und ſtieg in den Reiſewagen, niedergeſchlagen, faſt troſtlos.

Lange Zeit in das einſame Schloß vergraben, wo er keinen Wirkungskreis hatte, wie ihn ein junger leidenſchaftlicher, geiſt- und phantaſievoller Mann bedarf, mußte er endlich den Trieb nach Thaten, Luſt nach Veränderung fühlen. Die Liebe zu der Frau, für die er ſo Viel geopfert hatte, beglückte ihn Anfangs, weil das Herz immer glücklich iſt, wenn es liebt. Es war ihm eine Zeit lang unendlich viel, und mehr, als er ſich hatte träumen laſſen, daß er die Marquiſe täglich ſah und zu ihr ſprechen konnte, wie ein Freund; aber als er dieſes Glück eine Zeit

hindurch empfunden hatte, begehrte er mehr; er wünschte sich ihre Liebe, und als in ihm die selige Ahnung rege ward, daß sie ihn liebe, da ersehnte er sich ihren Besitz, und nur nach bittern Kämpfen hielt er sein Geständniß zurück, denn vielleicht trennte es ihn auf immer von ihr. Um sie zu gewinnen, mußte er erst ihre Grundsätze zu ändern suchen, und dies konnte ihren Charakter und ihrer Erziehung nach nur langsam gelingen, wenn es überhaupt gelang.

Jetzt hatten ihn Verhältnisse zu einer raschen That gezwungen; er hatte einen Menschen getödtet, und seine Ruhe war auf eine schauerliche Weise unterbrochen worden. Aber dieser Mensch war sein Feind! Doch Mira? Es war ihm zu Muthe, als habe er auch sie getödtet, und wenn er sie bleich und sterbend vor sich sah, litt er unbeschreiblich.

Er hatte Nichts gethan, sie zu kränken, Nichts, was ihr ein Recht an ihn gab, das sagte sein Verstand; aber sein Gefühl sprach anders; er hatte immer mit einer Stimme zu ihr geredet, wie nur die Liebe spricht; er hatte seine Empfindungen für die Marquise verborgen, und für Mira mehr Theilnahme gezeigt, als er hätte zeigen

ſollen. Er hatte an jenem Abend, als ſie ihm das Geſtändniß unwillkührlich machte, ſie eben ſo unwillkührlich bei der Hand gefaßt, und dieſe heftig an ſein Herz gedrückt. Seine Abreiſe, ſeine Kälte hatten ſie erſchreckt, ſie, die vielleicht ſich ſchon den ſeligſten Hoffnungen hingegeben hatte, und ſie war am Schreck geſtorben.

Mit dieſen Gedanken quälte ſich der Graf auf eine erfinderiſche Weiſe. Ein kalter Menſch würde bei Mira's Tod höchſtens ein kühles Mitleid empfunden haben; aber der Graf war ein Schwärmer, und ſein äußres und inneres Leben hatte ihn melancholiſch geſtimmt. Er ſah in Mira's Tod die Einwirkung ſeines böſen Genius, er war durch und durch verſtimmt.

Bin ich nicht ein Thor, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß ich meine Liebe einer Frau weihe, die mich vielleicht nicht wieder liebt, oder doch nur mit einer zweiten und ſchwächeren Neigung, da ihre erſte Liebesſehnſucht und Liebesglut dem Herzog Ernſt zugewendet ward! Warum liebte ich nicht Mira, das junge ſchöne Weſen, die mir treu und leidenſchaftlich ergeben war, die mein werden konnte ohne Hinderniß?

Aber zu Allem, was Phantaſie und Ver-

ſtand zu ihm ſprachen, ſagte ſein Herz: Ich konnte nicht anders! Und er wünſchte, was er hundert Mal verwünſcht hatte, zurück: Ruhe in ſich, Ruhe um ſich her.

So geſtimmt flog er durch halb Deutſchland, ohne ſich umzuſehen; ſo kam er an den Ort, wo er den Brief auf die Poſt zu geben hatte, that es, und reiſete noch denſelben Tag wieder fort. Einige Stunden vor Preßburg kam er in ein fürchterliches Gewitter; weiter zu fahren war kaum möglich, und da ohnedem der Wagen beſchädigt war, und der Gaſthof des Dorfes vom Poſtillon gerühmt wurde, ſo beſchloß der Graf, in dem Orte zu übernachten.

Das Gaſthaus war ungewöhnlich groß, und fiel ungeachtet ſeiner Verſtimmung ihm doch durch ſeine Bauart auf. Als er dem vorleuchtenden Kellner durch einen hohen gewölbten Gang folgte, ſagte dieſer: „Ew. Gnaden ſcheinen ſich über das Haus zu wundern; es iſt vor Zeiten ein königliches Schloß geweſen, und nun ſeit funfzig Jahren in dem Beſitze der Familie meines Herrn.“

Der Graf antwortete nicht, er beſtellte ein Abendeſſen und ging nach ſeinem Zimmer. Es war hoch und geräumig, und die rothſammetnen

Tapeten contraſtirten wunderlich zu den modernen einfachen Möbeln.

Der Graf ſtreckte ſich auf das Sopha, und betrachtete mechaniſch zwei große Oelbilder, welche von der Wand ihn anſchauten. Eines dieſer Gemälde ſtellte einen ungariſchen hohen Offizier vor, das andre eine Türkin von wunderbarer Schönheit. Ihr Geſicht hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit Mira, und unwillkührlich ſeufzte er.

Jetzt hörte Montalegros im Nebenzimmer heftig auf- und abgehen, und eine angenehme Männerſtimme, welche im feinen, geläufigen Franzöſiſch einem Diener Befehle ertheilte, welche dieſer mit den Worten oh bien, Monsieur le Conte beantwortete.

Bald nachher klopfte es an ſeine Thüre, und bei Montalegros trat ein Kammerdiener ein und fragte, ob der Graf Roſenberg dem Herrn Grafen ſeine Aufwartung machen dürfe.

„Ich weiß nicht, daß ich die Ehre habe, von dem Herrn Grafen Roſenberg gekannt zu ſein," entgegnete Montalegros etwas verwundert, „aber wenn irgend ein Wunſch Ihren Herrn zu mir führt, ſo iſt er mir willkommen."

Der Kammerdiener ging, und nach einigen

Minuten trat Graf Rosenberg ein und begrüßte den Grafen Montalegros wie einen alten Bekannten.

„Ich hörte durch meinen Diener, daß eben ein Fremder angelangt sei, welcher die Nacht hier zubringen müsse; ich zog Erkundigungen ein, ich vernahm, daß Ihr Wagen vor morgen Nachmittag nicht fertig sein wird, daß wir also Beide zum Aufenthalt in diesem elenden Dorfe, in dem unheimlichen Schlosse verurtheilt, folglich Leidensgefährten sind, und stelle mich Ihnen sans façon vor, damit wir uns gegenseitig die Zeit verkürzen."

Graf Rosenberg sagte dies auf so komische Weise, daß Montalegros lächeln mußte. Er hatte keinen Grund, zu glauben, daß dieser deutsche Graf ihn kenne, und freute sich endlich, einmal wieder mit einem Manne seines Standes und seiner Bildung zu sprechen, deßhalb lud er den Grafen höflich ein, sich zu setzen und fragte, welch ein Unfall ihn hierher geführt habe.

Dieser entgegnete lachend: „Ach bah, ein Duell. Ein Ungarischer Baron wollte, daß ich seine junge, hübsche Schwester heirathen sollte, weil ich während des Carnevals acht Mal mit

ihr getanzt und ſie ein Mal Schlitten gefahren hatte. Ich erklärte ihm ganz kurz, daß es nicht möglich ſei, weil ſeine katholiſche Schweſter keinen geſchiedenen Proteſtanten heirathen dürfe. Da ſprach er von Verführung, von Betrug, von unedelmannmäßigem Betragen, wir ſchoſſen uns hier, zwei Stunden von ſeinem Gute, er empfing eine leichte Wunde in die linke Hand, ich bekam einen Schuß in die Bruſt, und muß hier in dieſem verwünſchten Schloſſe liegen, bis ich vollkommen hergeſtellt bin. In einigen Tagen, ſagt mein Arzt, kann ich das Fahren wieder aushalten, und dann geht es ſogleich fort nach Wien."

„Sie ſind ſehr aufrichtig," ſagte mit einiger Heiterkeit Montalegros, dem Roſenberg ſehr gefiel. „Darf ich fragen, was aus dem armen Fräulein geworden iſt."

„Das arme Kind! Sie hat ſich natürlich ſehr gegrämt über ihren abgeſchmackten Bruder, ein Barbar ohne Sitten! Ich werde ſie in Wien ſehn!"

„Um ſich noch ein Mal zu ſchlagen?!" ſagte Montalegros, welcher dem heitern Roſenberg gegenüber ſeinen nationellen Ernſt ablegte.

„O nein, dort wird ſie nicht von dem Bru-

der, ſondern von dem Gemahl bewacht, an den ſie ſeit einigen Tagen geſchmiedet iſt. Der alte reiche Narr hat Nichts gegen die Huldigung einzuwenden, die ich ihr darbringe; übrigens iſt in Wien nicht mein Bleibens, denn ich bin auf dem Wege zu meiner Frau."

„Sie ſagten ja, daß Sie geſchieden ſind!" bemerkte Montalegros.

Graf Roſenberg ſeufzte tief auf, und erwiderte: „Ich war ein Thor, aber das iſt eine lange Geſchichte, eine traurige. —"

Montalegros wagte nicht irgend eine Frage an den Grafen Roſenberg zu richten; aber in ſeinen Mienen drückte ſich Verwunderung aus über des Grafen wunderliche Aufrichtigkeit, und über ſeinen ſchnellen Wechſel von Heiterkeit und Leichtſinn zu tiefer Traurigkeit. Dieſer errieth das auch ſogleich, und ſagte mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Ich habe mir niemals viel Mühe gegeben, meine Verhältniſſe einzuſchleiern, oder mich anders darzuſtellen, als ich bin. Es giebt Menſchen, mit denen ich kein Wort reden mag; aber zu Einzelnen fühle ich mich gleich und unwiderſtehlich hingezogen, und Einer von Denen ſind **Sie**."

„Wohl Ihnen, wenn Ihr rasch aufflebendes Gefühl Sie niemals getäuscht hat!“ sagte Montalegros.

„Nie! Ich habe es immer nur zu bereuen gehabt, wenn ich ihm nicht blindlings gefolgt bin. Menschen meines Gepräges, die mehr Herz, als Verstand, mehr Phantasie, als Spekulationsgeist haben, bedürfen dieses Leitsterns, und erhalten ihn auch von der gütigen Mutter Natur.“

„Vielleicht haben Sie Recht!“ sagte Montalegros, „und gewiß ist es, daß wir Jenseits für die aus dem Verstande hervorgegangenen Handlungen verantwortlicher sind, als für die, welche aus einem rasch auflodernden Gefühle entstehen.“

Das Gespräch ward durch den Kellner unterbrochen, welcher kam, zur befohlenen Stunde zu decken, und Montalegros, der lieber in der Gesellschaft des Grafen, als mit seinen düstern Gedanken allein war, lud Rosenberg zum Abendessen, und bestellte noch ein Couvert als dieser die Einladung annahm.

Montalegros erzählte von sich Nichts, und Rosenberg belästigte ihn nicht mit Fragen. Er erzählte seinem neuen Bekannten sehr angenehm und lebhaft aus seinem reichen Leben, von seinen

Reiſen, ungariſche Sagen, Anekdoten; dabei verrieth er viel Beleſenheit, und Montalegros mußte ſich geſtehen, daß er nie einen Mann kennen gelernt hatte, der ihm auf den erſten Augenblick ſo ſehr eingenommen, wie Roſenberg.

Dabei hatte Roſenberg in ſeiner Erſcheinung etwas ſehr Intereſſantes, und man würde ihn für einen Künſtler gehalten haben, wenn er nicht zugleich wie ein vollkommener Edelmann ausgeſehen hätte. Montalegros begriff, daß Roſenberg den Frauen gefährlich ſein mußte, aber er ſagte es nicht.

Am andern Morgen, als dieſer beim Frühſtück ſaß, kam Roſenberg in ſein Zimmer, und ſuchte ihn zu bereden, noch einen Tag zu verweilen, und dann mit ihm bis Wien in einem Wagen zu fahren.

„Die Vorſchrift des Arztes hält mich weniger feſt, als Briefe, die ich hier erwarte," ſagte er; „auf einen Tag wird es Ihnen nicht ankommen, Sie können ohnehin erſt Nachmittag fort."

Montalegros wäre gern mit Roſenberg gereiſet, aber er hielt es für ſeine Pflicht, die Marquiſe nicht länger ohne ſeinen Schutz zu laſ-

ſen, und die Bekanntſchaft mit Roſenberg konnte er in ſeinen Verhältniſſen ohnehin nicht fortſetzen.

Indem er ſeine Entſchuldigung ausſprechen wollte, klopfte es leiſe an die Thüre, Montalegros öffnete und der Kammerdiener des Grafen Roſenberg trat ein, um ſeinem Herren zwei Briefe zu bringen, die er eben von der Poſt abgeholt hatte.

Roſenberg warf einen Blick auf den erſten und wurde bleich; dann riß er das Siegel von dem zweiten und las.

Als er die Briefe geleſen hatte, wandte er ſich zu Montalegros, und ſagte mit kalter Reſignation:

„Es iſt gut, daß ich mein Schickſal weiß. Ich gehe nicht nach Deutſchland, und will nun von hier aus über Peſth nach der Türkei; ich mag jetzt nicht in der Geſellſchaft leben. —“

Montalegros erwiderte theilnehmend: „Thun Sie das, was Ihnen das Leben am Leichteſten macht; denn Sie leiden.“

Roſenberg ſtützte den Kopf in die Hand und ſchwieg, Montalegros wollte ihn nicht in ſeinen Gedanken ſtören; nach einer langen Pauſe ſagte Roſenberg: „Ich habe den Brief, den ich

an meine ehemalige Gattin geschrieben habe, unerbrochen zurückbekommen, und auf dem Couvert steht ganz deutlich von ihrer Hand geschrieben: wird nicht angenommen. Ihre Gesellschafterin schreibt mir aus eigenem Antriebe, daß Gräfin Armida Rosenberg nicht gestört sein wolle, und sich wegen ihrer Gesundheit, die sehr schwach ist, in Italien aufhalte, Sie ist jetzt in Rom, will von mir Nichts mehr hören, und es muß Armiden Ernst sein, denn ihre Gesellschafterin ist das wahrheitsliebendste Frauenzimmer, das ich jemals gekannt habe."

„Glauben Sie, daß Gatten, die sich schon ein Mal geschieden haben, in einer zweiten Vereinigung glücklich sein können? Ich bezweifle es," versetzte Montalegros, „denn was sich ein Mal geschieden, gehörte nie zusammen."

„Vielleicht! Es war ein Versuch, noch ein Mal glücklich zu sein; aber ich glaube selbst, daß Armida mich niemals wahrhaft geliebt hat, denn sonst müßte Sie jetzt vergeben und vergessen!"

„Es giebt Wehthaten, die sich nie verzeihen lassen!" sagte Montalegros. „Und wenn auch der Gekränkte verzeiht, so drückt diese Verzeihung den Beleidiger mehr, als irgend eine Wohlthat."

„Ach," ſprach Roſenberg mit einem tiefen Seufzer, „ich liebte Armida, ich habe ſie aus leidenſchaftlicher Liebe geheirathet, und ein Jahr ſchwärmten wir, wie es vielleicht kein zweites Ehepaar nur für möglich hält. Mich intereſſirte eine intereſſante Sängerin; aber Armida, ſtatt dieſe Sympathie zu theilen, ward empfindlich, eiferſüchtig; ſie verſcheuchte mich durch Scenen; ich machte eine Reiſe mit jener Künſtlerin, und bat Armiden, um ihrer Geſundheit willen nach Italien zu gehen, wohin ich ſicher nachgekommen wäre; aber ſie zögerte in Deutſchland, ſie ſchrieb mir eine Menge Briefe voll Vorwürfe, ſie kränkte und reizte mich, jene Frau zog mich unwiderſtehlich an, ſie liebte mich mit Leidenſchaft, aber ſie blieb tugendhaft; ſo kam es, daß ich Armiden Scheidung vorſchlug, um mich mit der Geliebten verbinden zu können. Es kam ihre Einwilligung ohne Widerſpruch; ich, jetzt eben ſo empört durch Armidens Gleichgültigkeit, wie früher durch ihre Eiferſucht, beeilte die Scheidung, und als ich nun frei und von Liebe erfüllt die Angebetete mein nennen wollte, erklärte ſie mir, daß jede Ehe ſie ihrer Kunſt entfremden würde und brach mit mir. Ich fühlte einige Zeit eine Art von

Schmerz darüber, aber es war nicht der Schmerz selbst. Darum tröstete ich mich und ging auf Reisen. Ich ward, wie Sie wissen, im Duell verwundet, während dieser Krankheit hatte ich Zeit, über mein Leben nachzudenken. Ich sehnte mich wieder nach einer Häuslichkeit, nach Armidens tiefer, ewig frischer Liebe, ich kam mir wie ein Thor vor, daß ich sie von mir gestoßen; ich hörte wieder die sanften Stimmen des Herzens, und schrieb an sie. Wie aufrichtig, wie innig, zärtlich ist mein Brief, wie lieblos ihre Antwort! —"

„Ich an Ihrer Stelle hätte keine andre erwartet; denn haben Sie nicht der Gräfin Herz gekränkt, zerrissen?" entgegnete Montalegros. „Vergeben Sie meine Aufrichtigkeit, sie ist die Folge der Ihrigen. Sie müssen tragen, was Sie selbst verschuldeten, nicht mehr hinter sich blicken, sondern vorwärts!"

„Ja, — das muß ich!" sagte Rosenberg fest. „Mit der zweiten trüben, einsamen Lebenshälfte büße ich die Thorheiten der ersten ab. —"

Einige Stunden nach diesem Gespräche trennten sich die Männer; Rosenberg blieb bei seinem Entschlusse, nach der Türkei zu gehen; Monta-

legros gab vor, durch Deutſchland nach Skandinavien zu reiſen. Er hatte von ſich Nichts geſagt, aber Roſenberg mit Theilnahme zugehört, weil dieſer ſie in ſeiner Stimmung und ſeinen Verhältniſſen bedurfte, und Beide ſchieden von einander mit einer Herzlichkeit, die faſt nur unter alten Bekannten zu finden iſt.

Es war ſchon dunkel, als Montalegros nach Preßburg kam, die Nacht war mild, und er hatte Luſt, weiter zu reiſen, um ſeine auf dem Dorfe verlorene Zeit einzubringen. Eine Stunde hinter Preßburg ward das Handpferd ſcheu, der Graf ſah zum Wagen heraus und fragte den Poſtillon, was vorgegangen ſei.

„Nichts, Ew. Gnaden!“ entgegnete dieſer. „Wir ſind nur in der Nähe des Kirchhofs, und der Willitanz ſchreckt die Pferde.“

„Wie, Du glaubſt noch an die Willis?“ ſagte verwundert der Graf, welcher dieſe ungariſche Sage kannte.

„Wie ſollt ich nicht, gnädiger Herr? Hab' ich doch ſelbſt eine Willi geſehn!“ betheuerte der Poſtillon.

„Du? Erzähle!“ ſagte der Graf.

Der Poſtillon ſah, daß die Pferde wieder

in ihren gewöhnlichen Trab gefallen waren, er wandte sich um, sah in den Wagen und sprach: „Ich war vor zwei Jahren Bräutigam, mein Mädel war das schönste im ganzen Dorfe, lieb und gut. Um die Weihnachtszeit war ich mit ihr zum Tanze, da tanzten wir zusammen, ach gnädiger Herr, so fröhlich, so glücklich! —"

„Hatte sie sich beim Tanz geschadet, oder auf die Hitze getrunken, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß Veronika von dem Tage an zu kranken anfing. Ihre schönen rothen Wangen wurden schneeblaß, das Haar fiel ihr aus, nach sechs Wochen war sie todt und begraben. Als ich nun am Abend des Tages, an welchem sie eingesenkt worden war, bei dem Kirchhofe vorbei ging, da zog es mich unwiderstehlich hinein, obgleich ich durchaus nicht wollte. Auf ihrem Grabe brannte ein Flämmchen, aus dem nach und nach ihre Gestalt empor stieg, sie sah mich an und winkte mir, und machte ein Zeichen, als wolle sie Ringe mit mir wechseln, aber ich rührte mich nicht von der Stelle, da schwebte die Gestalt langsam auf mich zu, ich schlug das Kreuz und lief was ich konnte, bis ich athemlos den Gasthof erreichte. Dort sank ich wie zerschlagen

nieder, und konnte mich zwei Tage nicht rühren. Ich zog auf das nächste Dorf und bat den Postverwalter, mich von nun an eine andre Tour machen zu lassen; das geschah auch, aber ich bin seitdem doch nicht wieder der Alte geworden, und an's Heirathen denke ich nur mit Furcht und Grausen; denn meine todte Veronika könnte eifersüchtig werden und mich als Willi abholen, ehe ich mit einer Andern zum Altare ginge; denn das ist schon Vielen geschehen. Erst stirbt einem jungen Burschen die Braut, dann verlobt er sich zum zweiten Male, und ehe er Hochzeit macht, holt ihn die todte Braut."

Montalegros gab sich keine Mühe, den Aberglauben seines Postillons zu bestreiten, er dachte unwillkührlich an Mira, und ob es vielleicht seine Pflicht gewesen sei, dem Mädchen durch seine Hand die Liebe zu vergelten und das Leben zu erhalten; er erinnerte sich zweier Freunde, die aus Mitleid geheirathet hatten, der Eine hatte später seine Gattin so leidenschaftlich geliebt, wie sie früher ihn; der Andre war an ein Wesen gekettet, bei welchem der Wahnsinn später wiederkehrte, und seine Nähe, sein Besitz hatte sie nicht geheilt.

„Muß ich denn allen Frauen, die mir nahen, nur Unheil bringen?!“ rief er aus. Inez, meine Verlobte, habe ich verlaſſen wegen Ihr, die mir vielleicht nie angehören wird. Sie wird entweder leiden, weil ſie mich lieben ſieht, oder weil ſie mich niemals lieben darf, und Mira ſtarb, als ſie ihres Herzens Geheimniß verrathen und ihre Liebe nicht erwiedert ſah.“

Vergebens blühte und grünte der Lenz um ihn, er blieb verſtimmt, und erſt als er Roſenhof, vergoldet von der Abendſonne, vor ſich liegen ſah, ſchlug ſein Herz raſcher; denn mitten durch die Trauer, die ihn bedrückte, glänzte die Hoffnung, Sie wiederzuſehn.

Die Marquiſe hatte während des Grafen Abweſenheit äußerlich ihr einförmiges, aber friedliches Leben fortgeſetzt; aber in ihrer Seele war eine mächtige Veränderung vorgegangen. Sie war zu dem Bewußtſein gekommen, daß Sie Montalegros ſchmerzlich vermiſſe, und wenn ſie auch ihre Empfindungen für ihn nur Achtung, Dankbarkeit, Freundſchaft nannte; und es bedurfte jetzt nur noch eines geringen Anlaſſes, um ſie aus ihren Träumen zu wecken; und ſchon regte ſich zuweilen ein eiferſüchtiges Gefühl in ihr

wenn ſie Mira in ihrer jugendlichen Schönheit ſah.

Mira war nicht todt, wie Montalegros geglaubt hatte; ſie erwachte nach mehreren Stunden aus dem Starrkrampfe, der ihre Lebensgeiſter gefangen hielt, und erholte ſich unter der ſorgfältigen Pflege der Kaſtellanin allmälig. Von Montalegros ſprach ſie nicht, ſie war für ihn ein gleichgültiges Weſen, das wußte ſie, und Stolz, ein Hauptzug ihres Charakters, der edle Stolz, welcher ſich ſehr wohl mit der weiblichen Demuth verträgt, hielt ihre wärmeren Empfindungen immer in einem gewiſſen Kreiſe. Mira war nicht das Weſen, das Liebe zeigte, wo es ſich ungeliebt wußte.

An jenem Tage, an welchem der Graf von ſeiner Reiſe zurückkehrte, trat ſie zum erſten Male wieder in den Garten; ſie begleitete die Marquiſe und pflückte auf ihr Geheiß Blumen für ihr Zimmer.

Der Graf ſprang raſch aus dem Wagen, als er ſich dem Schloſſe näherte, der Inſtinct der Liebe hatte ihm geſagt, daß er die Marquiſe im Garten finden würde. Er eilte durch die Alleen, aber er ſah ſie nicht; ſchon wollte er nach dem

Schloſſe gehen, da erblickte er eine weiße, zarte Geſtalt, die, mit Blumen in den Händen, auf ihn zu ſchwebte, wie ein Engel. Es war Mira. Der Graf, deſſen Gemüth ſchon lange verſtimmt, deſſen Nerven von der ſchnellen Reiſe angegriffen und von den früheren Ereigniſſen überreizt waren, glaubte ihren Geiſt zu ſehen, er ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, und indem er die Hände abwehrend gegen Mira erhob, ſtürzte er ohnmächtig zur Erde.

Eilends kam Mira zu ſeinem Beiſtande herbei, und ihr Hülferuf führte auch die Marquiſe und Madame Virnot herzu. Mira war bei dem Grafen niedergekniet und hielt ſein Haupt in ihrem Schooße, die Marquiſe, indem ſie ſich zu Montalegros herabbeugte, gebot Madame Virnot, des Mädchens Stelle einzunehmen, und dieſem in herbem Tone, ſogleich Hülfe aus dem Schloſſe zu holen.

Mira gehorchte, nachdem ſie noch einen Blick voll namenloſer Angſt auf den Kranken geworfen hatte, und kehrte bald mit dem Kaſtellan und dem Kammerdiener zurück.

Der Graf ward in das Schloß getragen, der Kammerdiener nach der Stadt um einen Arzt

gesandt, und Madame Virnot nahm an seinem Bette Platz.

Spät Abends kam der Arzt; er erklärte, daß sich die Nervenverstimmung des Grafen in einem nervösen Fieber auflösen werde, und kehrte dann nach der Stadt zurück, mit der Versicherung, daß die verschriebene Arznei vor der Hand ausreichend sei, und daß er den andern Tag wiederkehren wolle.

Die Marquise zeigte sich erst nach Abwesenheit des Arztes in dem Zimmer des Kranken, welcher fieberte, und in seinen Träumen oft den Namen Mira nannte.

Auf die Marquise machte dies einen tiefen, schmerzlichen Eindruck, und sie litt mehr, als sie sich selbst gestehen wollte, dabei; aber sie nannte diese quälende Empfindung Sorge um den Kranken.

Mira, tief verletzt von dem strengen Tone der Marquise, zog sich zurück, und nur durch ihre Pflegeältern erfuhr sie täglich, wie das Befinden des Grafen war.

Am siebenten Tage schwebte der Graf in der größesten Gefahr. Der Arzt ließ noch einige sogenannte letzte Mittel aus der Apotheke holen,

und bereitete Madame Birnot und den Kammerdiener auf Montalegros Tod vor, welcher ſicher um Mitternacht erfolgen müſſe. Dann ging er, um ſeine gefährlichen Kranken in der Stadt nicht zu verſäumen, weil ſeiner Anſicht nach bei dem Grafen ärztliche Kunſt und Menſchenhülfe vergeblich ſei.

II.

Eine Trauung.

In ihrem freundlichen Gemache, das mit Blumen aus Bergners Händen geſchmückt war, ſaß Thereſe und ruhte ein wenig von den Anſtrengungen der letzten Tage; denn Dünefeld war krank, und Thereſe ſeine treue, liebevolle Pflegerin.

Raſches Anpochen ſtörte ſie aus ihrem leichten Schlummer; es war der alte Caspar, den Gertraud mit Wolfgangs Briefen an ſie abgeſandt hatte.

Als das Mädchen die wohlbekannten Schriftzüge ſah, wechſelte es die Farbe; aber bedenkend, daß Caspar zugegen ſei, bot ſie ihm freundlich einen Stuhl an, fragte nach dem Befinden des alten Mannes, dankte für den Brief,

und entließ ihn erſt, nachdem es ihn mit Wein bewirthet hatte.

Als Thereſe allein war, ſchloß ſie die Thüre zu und las den Brief, denſelben Brief, den Wolfgang abgeſchickt hatte, ehe er Paris verlaſſen hatte. Der Brief rief Erinnerungen in ihr wach, die ihr Thränen auspreßten, bittrere Thränen, als ſich Wolfgang vorzuſtellen vermogte. Sie ſtand jetzt wieder an dem Grabe ihres Lebensglückes, ihrer ſüßeſten Hoffnungen; ſie fühlte mit ſchneidender Schärfe den Schmerz, den Geliebten, den Verlobten verloren zu haben, ohne Schuld, nur weil er aufgehört hatte, ſie zu lieben. Aber doch that der Brief ihr wohl; wohl, weil ſie ſah, daß Wolfgang ſeine geiſtigen Anlagen bedeutend ausgebildet hatte, wie ſie in Leid und Weh die ihrigen, und wohl, weil ſie aus jeder Zeile des Schreibens Achtung und innige Theilnahme herauslas. Aber Liebe nicht, ſonſt wäre doch der, wenn auch nur leiſe angedeutete Wunſch nach Vereinigung in dem Briefe ausgeſprochen geweſen, ſonſt hätte er doch eine Zeit für das Wiederſehen genannt, wenn auch eine ferne.

Sie legte den Brief, nachdem ſie ihn mehr-

mals durchlesen, zusammen, verbarg ihn mit einem tiefen Seufzer in ihre Brieftasche, verschloß diese in den Schrank, badete dann die Augen mit kaltem Wasser, und ging hinab in ihres Bruders Zimmer, wo sie den Arzt fand.

Der Bruder saß auf dem Sopha und sah sehr blaß aus, aber er lächelte ihr freundlich entgegen und sagte mit einem Blick auf den alten Doktor: „Liebe Therese, unser Freund giebt die besten Hoffnungen, wenn ich geistig und körperlich in Ruhe leben kann."

Ein heller Freudenglanz überflog Thereſens Gesicht; sie reichte dem Arzte die Hand hin und sagte: „Tausend Dank, Doktor, tausend Dank! Nun, an Ruhe soll es meinem Bruder nicht fehlen; ich will ihn pflegen, erheitern, o ich will Alles, Alles für ihn thun."

Der Arzt klopfte mit gutmüthigem Lächeln die liebevolle Schwester auf die Achsel, und Dünefeld sagte gerührt: „Das weiß ich, gute Therese! —"

Der Arzt gab noch einige Vorschriften und ging; Therese blieb bei ihrem Bruder zurück. Dieser zog sie sanft neben sich nieder und sagte: „Deine Freundin ist bei Gertraud, da können

wir recht ungeſtört plaudern. Ich habe Dir viel zu ſagen. Sieh, Thereſe, als Du Wolfgang verlorſt, oder richtiger geſagt, als er, untreu und charakterlos, von Dir ging, da ſuchte ich in der Muſik ein Mittel für Deinen Schmerz, und fand es auch. Ich dachte, Du würdeſt als Künſtlerin glücklich ſein; aber dann, Thereſe, könnteſt Du nicht länger hier bleiben. Ein Dorf iſt nicht der Ort für die Virtuoſin, Du müßteſt in die große Welt. Willſt Du mich verlaſſen?"

„O nimmer, nimmer, lieber Bruder! Wie kommen Dir ſolche wunderliche Gedanken?"

„Immer hier bleiben und mich pflegen, Thereſe, das wäre kein Loos, das Dich beglücken könnte, und nimmermehr würde ich ein ſo großes Opfer annehmen."

„Es iſt kein Opfer, nur Glück für mich, Dein Leben, ſo viel in meinen ſchwachen Kräften ſteht, zu erheitern," ſagte Thereſe mit weicher Stimme.

Dünefeld ſah ſie liebevoll an und erwiderte: „Das traurigſte Loos für das Weib iſt das einer Unvermählten. Die Unvermählte ſteht einſam, ohne Beſchützer, ohne Liebe, ohne das höchſte Glück des Weibes, Andre zu beglücken; ſie wird

uneinig mit sich selbst, verbittert, unglücklicher, als Worte aussprechen."

„Ich mögte Dich nicht als eine von den alten Jungfrauen sehen, deßhalb, Therese, wenn Du einen Jugendtraum vergessen könntest?" Der Prediger schwieg einen Augenblick, und als Therese ihn fragend ansah, fuhr er mit bittender Stimme fort: „Wenn Du Dich verheirathen wolltest, wenn Du mich so glücklich machen könntest, Deine Beistimmung zu erfüllen, ohne mich zu verlassen. Bergner hat bei mir um Dich angehalten, er ist ein hübscher junger Mann und der aufrichtigste, redlichste Mensch von der Welt. Er hat Charakter, und glaube mir, Therese, das Glück einer Frau in der Ehe hängt vorzüglich von dem klaren, guten und festen Charakter des Mannes ab."

„Ich dachte nicht, daß Du so Viel von Bergner hieltest," sagte schüchtern Therese; sie erinnerte sich, daß vor Kurzem ihr Bruder in Folge einer [illegible]n und heftigen Gemüthsbewegung den Bluthusten bekommen hatte, daß der Arzt auf das Dringenste Ruhe empfohlen, und wagte deßhalb nicht mehr zu entgegnen.

„Ich meine nicht, liebe Schwester, daß ich

Dir jemals die gute Meinung verborgen hätte, die ich von Bergner hege, antwortete Dünefeld, „ich wollte ihn nur erſt näher kennen lernen, Dir Zeit laſſen, Dich zu beruhigen, und Dir ein glückliches Leben auch ohne Wolfgang zu denken; auch mußte ſich doch Bergner erſt erklären. Das hat er nun gethan. Er meint, daß Du ihn hinreichend kennteſt, um Dich ſchnell zu entſcheiden, und mögte dann, wenn Du Dich für ihn erklärteſt, auch gern in den nächſten Wochen mit Dir verbunden ſein."

„Und Du, der Du mich nicht von Dir laſſen willſt, könnteſt wünſchen, daß ich Bergner ſo ſchnell meine Hand gäbe?" fragte Thereſe, welche den Bruder nicht durch offenbares Nein aufregen wollte.

„Eben dann würde ich Dich bei mir behalten, ſonſt käme vielleicht ein Andrer und entführte Dich mir!"

„Wenn aber Keiner kommt, oder wenn ich mit keinem Andern gehe?" ſagte Thereſe, und ſah den Bruder lieblich an.

„Dann würde ich mit ſchwerem Herzen aus dieſer Welt gehen, denn ich ließe Dich, mein Liebſtes, einſam und ſchutzlos zurück. Du haſt

kein Vermögen, ich kann Dir Nichts hinterlaſſen als meinen Segen. Was würde Dir Anderes übrig bleiben, als eine Stelle als Geſellſchafterin oder Gouvernante zu ſuchen, und das iſt faſt immer ein trauriges Loos."

„Es ſcheint mir einer unglücklichen Ehe vorzuziehen," wandte ſchüchtern Thereſe ein, „auch iſt die traurige Zeit, wo ich allein ſtehen muß, gewiß noch fern, und Du kannſt ja nicht wiſſen, ob ich nicht vor Dir von hinnen gehe," erwiderte Thereſe.

„Du vor mir!" ſprach der Pfarrer mit tiefem Ausdrucke. „Aber freilich, auch die Jugend iſt ſterblich, und iſt nicht Sie ſchon mehrere Jahre dahingegangen, die jung und hold in herrlicher Schönheit ſtrahlte? —"

Todtenbläſſe legte ſich bei dieſen Worten über die Züge des Predigers; die innere Erregung zog ihm eine Ohnmacht zu; bewußtlos lehnte er das Haupt an die Wand.

Thereſe ſprang raſch auf und rief ihre Freundin herbei, daß dieſe nach dem Arzte ſende; dann eilte ſie zu dem Bruder zurück, um ihm Hülfe zu leiſten, aber dieſer öffnete ſchon wieder die Augen und ſagte mit matter Stimme: „Es iſt vor-

über, es war nur ein kleiner Schwindel, laß uns weiter ſprechen."

„Schone Dich nur jetzt, lieber Bruder, das Sprechen ſtrengt Dich an," bat Thereſe.

Aber mit der Heftigkeit und dem Eigenſinne, der ſelbſt die beſten, charaktervollſten Menſchen in gewiſſen Krankheiten beherrſcht, beſtand er auf der Fortſetzung dieſes Geſpräches, und fragte Thereſen, welche Antwort er Bergner geben ſolle.

Die arme Thereſe wußte nicht, was ſie antworten ſollte; ſie fürchtete durch Widerſpruch den heißgeliebten, hochverehrten Bruder noch ein Mal, wie vorhin, zu erſchüttern, und ſagte deßhalb nur leiſe: „Würde Dich denn meine Verbindung mit Bergner beglücken?"

„Sehr, liebſte Thereſe; ich wüßte Dich immer in meiner Nähe; ich habe die Ueberzeugung, daß kein gutes vernünftiges Mädchen mit Bergner unglücklich wird, und daß er durch Dich der glücklichſte Menſch ſein und auf den Händen tragen wird."

Eine ſo helle Freudenſonne ſtrahlte bei dieſen Worten aus Dünefeld's Augen, daß There-

ſen zu Muthe war, als kürze ſie ihm das Leben, wenn ſie Nein ſage.

„Nun denn, ſo ſollſt Du dieſe Freude haben!“ flüſterte ſie erröthend, und verließ das Zimmer, um ihren Thränen ungeſehn von ihrem Bruder freien Lauf zu laſſen.

Dünefeld, der ihre Gemüthsbewegung anders deutete, ſah ihr mit freudiger Rührung nach. Bergner hatte, als er ſich bei dem Prediger die Hand der Schweſter erbat, dieſem verſichert, daß er der innigſten Zuneigung Thereſens gewiß ſei, auch glaubte das der gute Bergner wirklich, weil er mit ihrer Freundlichkeit vollkommen zufrieden war, und für mädchenhafte Schüchternheit hielt, was Mangel an Liebe war. Eine leidenſchaftliche Neigung voll Schwärmerei und Poeſie würde ihn nur in Verlegenheit geſetzt haben. Thereſens ausweichende Antworten mißverſtand Dünefeld eben ſo ſehr, wie ſie von Bergner mißverſtanden wurden. Er ſah in ihren ausweichenden Antworten Verlegenheit, weil ſie oft geſagt hatte, daß ſie nie wieder lieben könne; auch hielt er ihre leiſen Weigerungen für ſchweſterliche Liebe und Rückſicht für ihn, und glaubte ihr Glück zu befördern, wenn er ihr zurede. So

mißverſtehen ſich oft Menſchen, die Jahre lang in inniger Vereinigung gelebt haben!

Als ſich Thereſe allein auf ihrem Zimmer befand, ſchluchzte ſie laut, und überließ ſich ganz ihrer ſchmerzlichen Wehmuth.

Sie wußte wohl, daß ſie noch zurücktreten konnte, daß Bergner noch keine Antwort habe; aber ſie fürchtete ihren Bruder zu kränken, zu erſchüttern, und lieber würde ſie ſich zu dem größeſten Opfer bereit erklärt haben, als daß ſie ihres Bruders Kränklichkeit durch die leiſeſte Gemüthsbewegung vermehrt hätte.

Sie dachte ſich in das neue Verhältniß, in welches ſie treten ſollte, nur in ſo weit, als es ihren Bruder freute und ſie nicht von ihm trennte. Sie wußte, daß Bergner wenig zu Hauſe war, und ihr viel Zeit für den Bruder, für ſich ſelbſt blieb.

Von Wolfgang mußte ſie Abſchied nehmen; ſie wollte es ſogleich thun, indem ſie ſich heilig gelobte, ihm auf ſeinen Brief nicht zu antworten.

Lange ſaß ſie in trübe Gedanken verloren in ihrem Zimmer; es war dunkler geworden ohne daß ſie es bemerkt hatte. Da erweckte de

helle Ton der Hausklingel ſie aus ihren Träumereien. Es wird Bergner ſein, der ſich Antwort zu holen kommt, dachte ſie, aber ſie zitterte ſo ſehr, daß ſie nicht Kraft genug hatte, das Zimmer zu verlaſſen und die Treppe hinab in des Bruders Gemach zu gehen.

„Ich will ſagen, daß ich nicht die Seine werden kann!“ rief ſie ſich endlich ſelbſt zu, um ihrem Bangen ein Ende zu machen. Da tönten raſche, energiſche Schritte auf der Stiege, es ward kurz und laut an ihre Thüre gepocht, und bevor ſie „herein,“ gerufen hatte, trat Bergner ein.

So traurig Thereſe auch war, ſein helles Geſicht und ſeine ſorgfältigere Kleidung bemerkte ſie doch, und mit ſichtbarer Verlegenheit begrüßte ſie ihn. Bergner, der ſeine Schweſter am Verlobungstage in Thränen geſehen hatte, wunderte ſich über ihre verweinten Augen nicht im Geringſten.

„Ich bin bei Ihrem Bruder geweſen, liebe Thereſe,“ ſagte er mit herzlicher Freude, „und er hat mir verſichert, daß ich von Ihnen auf meine innige Bitte das Jawort erhalten werde. Schlagen Sie ein, gutes Kind, ein treuer, ehr-

licher Menſch bietet Ihnen die Hand und Alles was er hat. Bin ich nicht der Schönſte, ſo giebt es doch Häßlichere, als ich; meinem Amte bin ich gewachſen und kann auf Beförderung hoffen, meine Art und Weiſe kennen Sie, ich werde nicht knieen und Redensarten führen, wie in den Romanen vorkommt, aber ich werde gut gegen meine Frau ſein, und einen Tag wie den andern."

Thereſe hatte Mühe, ihr Schluchzen zu unterdrücken. Bergner faßte ihre Hand, die heftig zitterte, und bat wiederholt: „So reden Sie doch, antworten Sie mir, liebes Thereschen."

„Werden Sie mir erlauben, meinen kränklichen Bruder treulich zu pflegen?" fragte ſie endlich mit bebender Stimme.

„Ah, war es das, warum Sie weinten? Freilich, ganz natürlich! Eine liebloſe Schweſter macht keine gute Frau! Nun, weinen Sie nur nicht, der Bruder wird ſich ſchon wieder erholen."

Bergner ſagte dies ſo gutmüthig, daß Thereſe davon gerührt ward, und ihm freundlich ſagte: „Sie ſind ein guter Menſch!"

„Freilich bin ich das! Und Ihr Piano-

forte ſollen Sie auch mitnehmen; ſeit ich Sie zuweilen ſpielen höre, habe ich auch im Zimmer die Muſik ganz gern, und ein hübſcher Tanz macht mir herzliche Freude. Alſo Alles zwiſchen uns iſt richtig und wir ſind ein Brautpaar."

Thereſe ließ ihm die Hand, ſie duldete es, daß er ihr einen Ring an den Finger ſchob und ſie auf die Stirne küßte, mehr wagte Bergner nicht, weil ſie eben wieder auf's Neue zu weinen begann.

„Weinen Sie ſich in Gottes Namen aus, Brautthränen und Frühregen dauern nicht lange, pflegte meine ſelige Mutter zu ſagen. Ich gehe indeß hinab zu dem Bruder, und komme in einem Viertelſtündchen, Sie zu rufen."

Thereſe machte ein bejahendes Zeichen und ließ ihn gehen. Er ſprang die Treppe hinab, ſie zündete Licht an und ordnete ihr Haar, was ſie in ihrer Betrübniß ganz vergeſſen hatte.

Als ihr Blick in den Spiegel fiel, erſchrak ſie vor ihrem blaſſen Geſicht und ihren rothgeweinten Augen. Sie wuſch ſich das Geſicht und änderte ihre Kleidung, immer mit beſorgten zärtlichen Gedanken an den Bruder. Als ſie den Verlobungering an ihrer Hand ſah, traten wie-

der Thränen in ihre Augen, denn er glich genau dem Ringe, den ihr einſt Wolfgang als Pfand der Treue geſchenkt hatte, und da er, ohne mündlich ſein Wort zurückzunehmen, abgereiſet war, beſaß ſie ihn noch; aber ſie drängte ihre Thränen zurück, und als Bergner kam, ſie abzuholen, fand er ſie freundlich und gefaßt, und willig ließ ſie ſich von ihm in das gemeinſchaftliche Wohnzimmer führen. Heller Lichterglanz drang ihr entgegen, Bergner führte ſie zu einem Tiſchchen, das er mit Blumen und Kerzen bedeckt und mit Geſchenken geſchmückt hatte.

Als Thereſe nicht aufſah, wurde der gutmüthige Menſch ein wenig verlegen, aber er machte gute Miene zum böſen Spiel und ſagte freundlich: „Verzeihen Sie, ich habe in meiner Freude Alles vergeſſen," und nun führte er Thereſen zu dem Prediger, welcher im Sopha ſaß und mit liebevollen Blicken der Schweſter folgte.

„Ihren Segen, wir ſind einig!" bat Bergner, und reichte Dünefeld die Hand.

Dieſer küßte die Schweſter, ſchüttelte Bergner herzlich die Hand und ſagte mit ſanfter Stimme: „Sei glücklich, und ich kann in Frieden ſterben!"

Der Bräutigam führte Thereſen wieder zu dem Tiſche; da lag ſeidner Stoff zu einem Kleide, grün, wie es ſich für eine Jägersbraut ſchickt, eine ſchöne goldne Kette und eine goldne Uhr.

„Als ich Sie das erſte Mal ſah, liebe Thereſe, dachte ich ſogleich: das Mädchen muß meine Frau werden, und jeden Tag legte ich ein Stückchen Geld in ein Käſtchen. Unter der Zeit des Sammelns lernte ich Sie kennen, und ſobald ich Zeit gehabt hatte, in Aachen dieſe Kleinigkeiten einzukaufen, eilte ich hierher, meine Worte anzubringen.“

Thereſe hörte dieſe gutgemeinten, aber proſaiſchen Erklärungen, doppelt proſaiſch, weil ſie den Mann nicht liebte, ruhig und freundlich an, der Prediger erkannte aus ihnen ein ehrliches Gemüth, und die Freundin Thereſens, welche jetzt in das Zimmer trat, denn ſie war den Tag über im Hauſe geſchäftig geweſen, pries Thereſens Geſchick und brachte dem Brautpaare ihre Wünſche; aber jeder unbefangene Beobachter hätte leicht bemerken können, daß ſie von Herzen gern die Braut geweſen wäre.

Bergner fand das Mädchen auch ſehr brav

und hübſch, und als er dem Prediger ein längſt gewünſchtes Buch zum Geſchenk brachte, ärgerte er ſich, daß er Nichts für Malchen hatte, denn er hätte ihr allzugern eine kleine Gabe gebracht. Endlich fiel ihm ein, ihr den kleinen goldnen Ring zu ſchenken, welchen er am kleinen Finger trug, und den er zum Trauring für Thereſen beſtimmt gehabt hatte. Indeß der Goldarbeiter hatte mehr ſolche Ringe, und er war heute nun einmal in der Laune, Geſchenke zu machen. Scherzend fragte er Thereſen: „Ob ſie ihm erlaube, ein Geſchenk dieſer Art an ihre Freundin zu machen?“ Und als dieſe gleichgültig ihre Zuſtimmung ertheilt hatte, ſteckte er ihr ſelbſt den Ring an den Finger, da Amalie ſich Anfangs weigerte, dieſe Gabe zu nehmen.

Den andern Tag ward es im Dorfe bekannt, daß der Förſter Bergner ſich mit Predigers Thereſe verlobt habe, und Baſe Gertraud ſchrieb dieſe Neuigkeit an ihren Neffen. Sie fühlte ſich in Wolfgang gekränkt; ſie hatte Anfangs Thereſen bedauert und gewünſcht, daß ſie ſich ſeine Sinnesänderung nicht allzutief zu Herzen nehmen möge; und jezt fand ſie es ſehr leichtſinnig, daß Thereſe Wolfgang ſchon vergeſ-

sen habe,' und kam nicht auf die Pfarre, um der Braut Glück zu wünschen.

Bergner war vollkommen glücklich; Thereſens Zurückhaltung hielt er noch immer für mädchenhafte Schüchternheit, und durch ſein Amt, ſo wie durch die Ausſchmückung ſeiner Wohnung war er abgehalten, oft und lange ſeine Braut zu beſuchen, und wenn er kam, ſprach gewöhnlich Dünefeld am Meiſten. Zuweilen machte Thereſe Muſik, oder ſie nähte, und dann war Amalie bemüht, ihn zu unterhalten.

Dünefeld erholte ſich unter der ſorgfältigen Pflege ſeiner Schweſter täglich mehr; er hatte mit Erfolg eine Molkenkur gebraucht, und der Arzt gab jetzt die beſten Hoffnungen. Schon ſeit einigen Wochen verwaltete er ſein Amt wieder ſelbſt und ſah friſch und kräftig aus. Jetzt würde Thereſe ihm ſicher widerſprochen haben, wenn er ihr eine Verlobung mit Bergner vorgeſchlagen hätte.

Eines Abends war der Verlobte gekommen, um den Hochzeitag feſtzuſetzen. Dünefeld war mit ihm einverſtanden, und Thereſe gab durch Schweigen zu erkennen, daß ſie einwillige. Die beiden Männer ſprachen fort, und ihre Theil-

nahmlosigkeit fiel dies Mal Bergner so sehr auf, daß er später zu Amalien sagte: „Finden Sie nicht Thereſen sehr still? Ist sie denn krank, oder was soll das bedeuten?"

Amalie hielt es für falsch und hinterlistig zu sagen, was sie schon längst bemerkt hatte, ihre Braut liebt Sie nicht, sie schwieg deßhalb; und als Bergner seine Frage wiederholte, sagte sie: „Ich glaube, Sie thäten am Besten, Thereſen selbst zu fragen, was ihr fehle; übrigens wird sich dieſe Traurigkeit schon geben."

Als der Förster nach Hause ging, dachte er: „Was soll ich nur denken? Aber es giebt sich wohl, wie Amalie sagt, das ist ein liebes, vernünftiges Mädchen; aber auch immer melancholisch, zuweilen gerade, wenn ich am Freundschaftlichsten mit ihr rede, macht sie ein Gesicht, als wenn sie weinen wollte und nicht dürfte. Hole der Teufel alle Empfindelei!"

Den andern Tag lasen die Mädchen gemeinschaftlich einen Roman.

„Was hältst Du von unsrer Heldin?" fragte Thereſe ihre Freundin, indem sie im Vorlesen inne hielt, und sah tief in deren Augen."

„Ich finde solche Charakterlosigkeit und Un-

treue abscheulich," entgegnete diese; „wenn ein Mädchen einmal einem Manne das Wort gegeben hat, muß es ihn dann auch heirathen."

„Aber wenn man einen Mann gar nicht liebt?" sagte trübsinnig Therese.

„Hat er deßhalb verdient, unglücklich zu werden?" wandte Amalie ein. „Wie hast Du durch Wolfgang gelitten, und Du kannst Untreue vertheidigen?" —

Therese sagte kein Wort mehr; sie las das Buch zu Ende. Die Heldin wurde vom Dichter für ihre Untreue gebührend bestraft.

Der Hochzeittag rückte näher, Base Gertraud wurde von Theilnahme, Neugier und Stolz getrieben, die Braut zu besuchen. Sie erschien den Tag vor der Trauung mit einem hübschen Geschenk bei Theresen; auch bat sie sich die Ehre aus, ihr den Myrthenkranz bringen zu dürfen.

Therese nickte mit dem Kopfe und fing an zu weinen.

„Nun, Kindchen, weinen Sie nur nicht," sagte Gertraud, die leicht gerührt ward; „ich hoffe, Sie werden recht glücklich werden. Ich dachte früher, Ihnen als Braut meines Neffen den Myrthenkranz aufzusetzen, aber Gott hat es

anders gewollt. Herr Bergner ist ein braver Mann, und der Tag kommt auch, an welchem ich Wolfgang's Braut —"

„Wie, Wolfgang heirathet?!" rief hastig Therese und wurde bleich.

„Nicht, daß ich wüßte, aber er wird doch nicht immer ledig bleiben!" entgegnete Gertraud.

Statt einer Erwiderung, brach Therese wieder in krampfhaftes Schluchzen aus. Gertraud betrachtete das Mädchen mit ihren durchdringenden Augen, schüttelte den Kopf und sagte weich: „Thereschen, das sind der Thränen zu viele, mehr als eine glückliche Braut aus Rührung weint. Verlobung ist noch nicht Hochzeit, und Jesus spricht: Was Du thun willst, das thue bald!" —

Sie drückte Theresen herzlich die Hand und ging.

Therese sah ihr nach mit unbeschreiblicher Traurigkeit.

Amalie kam und brachte das Brautkleid; sie drang so lange in Theresen, bis diese es anprobirte; es paßte nicht gut, denn es war für die hohe, schlanke Therese zu kurz und etwas enge.

„Dir würde es besser passen," sprach sie zu

der Freundin, und ſuchte durch Thränen zu lächeln, und unwillkürlich ſtieg der Gedanke in ihr auf, Amalie würde auch glücklicher als Werner's Braut ſein, wie ich. Sie ſagte Nichts, aber ſie zog ſeufzend das Kleid wieder aus und ſchlich ſich zu dem Bruder hinab, um aus ſeiner Heiterkeit über ihren Brautſtand Muth zu ſchöpfen.

Er ſaß an ſeinem Schreibepulte und reichte ihr liebevoll die Hand entgegen.

„Da habe ich eben die Traurede für Dich niedergeſchrieben," ſagte er. „Willſt Du ſie leſen?"

Thereſe ergriff das Blatt und las; immer röther färbten ſich ihre Wangen, immer ſtrahlender ward ihr Auge, und mit lauter Stimme las ſie:

„Zwei Verehelichte ſollen ſein zwei Köpfe, aber ein Wille; zwei Herzen, aber Eins in der Liebe; ſie ſollen ſo viel Zuverſicht zu einander haben, zu fühlen und zu wiſſen, daß ſie in ihrer Verbindung und durch ſie das Glück doppelt, aber das Leid nur halb empfinden werden; der Mann muß denken, daß nur eben dieſe Frau ſein Weſen ergänzen, die Frau, daß nur eben

dieſer Mann der Mann ihres Herzens ſein kann.

Darum prüfe ſich Jeder ſorgfältig und ſtreng, ehe er zum Altare tritt; darum laſſe ſich Keiner durch Rückſichten beſtimmen; denn für ein ganzes Herz voll Liebe iſt Einer dem Andern ein ganzes Herz voll Liebe ſchuldig; und wer ohne Liebe im Herzen an geweihter Stätte Liebe und Treue für das ganze Leben verſpricht, der begeht einen Meineid vor Gott!" —

Thereſe legte das Blatt hin, und bat den Bruder um eine ungeſtörte Unterredung. Er gewährte dieſen Wunſch freundlich und gern, und die Braut ſchloß die Thüre.

Bergner ließ ſich den ganzen Tag nicht ſehen; den Nachmittag kam ein kleines Billet von ihm an Düneſeld; er ſchrieb, daß ſein Vorgeſetzter gekommen ſei, und er mit ihm in den Forſt müſſe; den andern Morgen, eine Stunde vor der Trauung, würde er da ſein.

Es war Thereſen nicht lieb, daß ſie nicht heute mit Bergner ſprechen konnte; aber ſie behielt dadurch mehr Zeit, ſich zu faſſen.

Abends, als ſie zum letzten Male ihr freundliches Zimmer betrat, war ſie heiterer, und Ama-

lie, welche ihr die Haare wickelte, ſagte freundlich: „Endlich haſt Du das Anſehen einer glücklichen Braut. Ich kann Dich gar nicht begreifen, liebe Thereſe. Man ſollte glauben, daß Du traurig und unzufrieden über Dein Schickſal biſt. Hundert Mädchen würden gern mit Dir tauſchen, und obgleich ich Dich nicht beneide und Dir alles Gute von ganzem Herzen gönne, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich traurig bin, wenn ich bedenke, daß ich niemals einen ſo liebenswürdigen Mann bekommen werde, wie Bergner.“

„Warum das nicht?“ ſagte Thereſe. „Du wirſt doch keinen Andern heirathen, als den, den Du liebſt!“

„Ich glaube kaum, daß mir irgend Einer ſo gefallen wird, als Der, der für mich verloren iſt,“ entgegnete Amalie. „Heirathen werde ich aber doch, den Erſten, der da kommt, wenn er keine hervorſtechenden Untugenden hat, nicht allzuhäßlich iſt und mich ernähren kann. Eine alte Jungfer mögte ich nicht gern werden; auch freut ſich doch jedes Mädchen am Frauentitel, am eigenen Heerd und an lieben Kindern. Ich

ſehe alſo gar nicht ein, warum Du nicht voll Freude biſt über Dein Geſchick!"

„Jeder hat ſeine eigene Art zu lieben," ſagte ſanft Thereſe, küßte die Freundin auf die runde Wange und ſagte ihr gute Nacht.

Am andern Morgen ſtanden beide Mädchen ſchon früh auf. Gertraud und die treue Magd des Predigers waren aber doch früher dagewesen. Sie hatten die Zimmer mit Blumen geſchmückt, und die Magd war mit einer Köchin in der Küche beſchäftigt, das Feſtmahl zu bereiten.

Thereſe ließ ſich geduldig von Amalien das Haar ſchmücken; aber ſie zog ihr weißes Kleid an, weil ihr das grüne nicht paßte, und nöthigte dies der Freundin auf, als Andenken an den Feſttag.

Um neun Uhr kam Bergner; in ſeiner grünen neuen Jägertracht ſah er recht hübſch aus. Er begrüßte Alle nur flüchtig, und folgte Thereſen, die ihn in ihr Zimmer führte.

„Lieber Bergner," begann Thereſe ſehr herzlich, „erlauben Sie mir jetzt, recht offen und ehrlich zu Ihnen zu ſprechen."

„Mit Freuden," ſagte er, „es betrübt mich

ohnehin, daß Sie immer so niedergeschlagen und zurückhaltend gegen mich sind, daß ich mir nicht ein Mal getraute, Du zu sagen."

„Guter Bergner," fuhr Therese fort, „zuerst sage ich Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir schenken, den besten Dank; dann bekenne ich, daß ich Sie für einen sehr guten, grundehrlichen Menschen halte. Daß ich glaube, Ihre Frau wird von Ihnen immer mit Güte und Achtung behandelt werden." —

„Ja gewiß, wahrhaftig!" unterbrach sie Bergner.

„Nun fragt es sich, lieber Bergner, ob Sie mit solchen Empfindungen und Gesinnungen von mir auch zufrieden sind?"

„Natürlich, Sie denken ja sehr gut von mir!"

„Aber ich liebe Sie nicht, ich halte Sie nicht für den Einzigen, den ich lieben könnte, nur für einen Freund; ich könnte ohne Eifersucht Sie mit einer Andern in Liebe verbunden sehen; ich würde in Ihrem Hause immer traurig sein, denn die Gefühle, die ich für Sie hege, befriedigen mein Herz nicht, füllen mich nicht aus." —

„Ich weiß nicht, ich verstehe nicht recht!" —

ſagte Bergner, und ein Schatten glitt über ſein Geſicht.

„Iſt es Ihnen denn nie aufgefallen, daß ich Sie nicht liebe?“ fuhr Thereſe fort.

„Aber warum verlobten Sie ſich mit mir? Haben Sie jemals früher ſolch ein Wort geſagt?“ ſprach Bergner kleinmüthig.

„Vergeben Sie mir dies Unrecht. Mein kranker Bruder bat; ich dachte, Sie begehrten nicht Liebe, nur Wohlwollen und Freundſchaft. Gott weiß es, ich hatte den beſten Willen, Sie glücklich zu machen, und ich habe ihn noch!“

„Nun das iſt ja recht ſchön und Alles gut —“

„Ich lernte Sie näher kennen. Sie verdienen ein ganzes Herz; ich weiß ein Mädchen, das, ſtatt, wie ich, zu weinen, Ihnen mit Jubel zum Altare folgen würde, das nicht Klavier ſpielt, ſelten Bücher lieſet, hübſch und die beſte Wirthin iſt, Amalie! —“

Bergner machte ein wunderliches Geſicht; aber er ſchien nicht unangenehm überraſcht, und ſagte: „Alſo glauben Sie, daß Sie mit mir nicht glücklich werden? Das ändert freilich Alles, Thränen kann ich nicht aushalten, und meine

Frau soll durch mich glücklich und in meinem Hause lustig sein! Eine Frau muß ich aber haben, einen Ersatz sind Sie mir schuldig. Glauben Sie wirklich, daß Malchen mich gern, recht vom Herzen gern heirathen würde?"

Thereſe antwortete nicht; ſie lief zur Thüre hinaus und brachte die hocherröthende Amalie in das Zimmer, die ſich ſträubte, ihr zu folgen, als ſie Bergner ſah, und lebhaft ausrief: „Thereſe hat mir das Kleid geſchenkt und aufgedrungen, ſonſt würde ich es nimmermehr tragen!"

Das grüne Kleid ſtand dem friſchen Mädchen ſo hübſch, daß der Förſter ſie mit Vergnügen betrachtete und lächelnd ſagte: „Sie ſehen ganz aus, wie eine Jägersbraut." Thereſe ſchlich ſich fort; als ſie zurück kam fand ſie Beide Hand in Hand.

Bergner kam ihr entgegen, ſchüttelte herzlich ihre Hand und ſagte: „Sie ſehen ein Brautpaar, liebe Thereſe, ich danke Ihnen. Malchen hat mir ohne Thränen das Jawort gegeben, und wenn ſie auch ſpäter aus Rührung weinte. Daß ſie mich anders liebt, wie Sie, ſehe ich wohl. Ich will ſie glücklich machen. Sie aber, Thereschen, müſſen unſre Freundin bleiben und bei unſerm erſten Kinde Pathe ſein."

Nachdem Dies und Jenes beſprochen war, wie Bergner ſagte, kamen Düneſeld und Gertraud. Erſtrer ſegnete das Paar, die Letztre war ſehr erſtaunt über Bergners ſchnelle Verlobung, aber nur wenig über Thereſens Rücktritt.

„Aber was wird denn aus meinem Myrthenkranze? Habe ich ihn vergebens mitgebracht?“ fragte lächelnd Gertraud. „Iſt es nicht möglich, lieber Herr Paſtor, das Paar ſogleich zu trauen?“

„Ja, iſt es nicht möglich?“ rief auch Bergner. „Ich bin ja mit Thereſen nicht öffentlich aufgeboten worden, kann der Name der Braut, welcher in dem Erlaubnisſcheine ſteht, nicht als Schreibefehler gelten? Und wie ſoll ich meinen Vorgeſetzten, den ich zum Hochzeitsmahle eingeladen habe, empfangen? Die Braut iſt ſchon im Brautſchmucke, der Kranz iſt gewunden. Wem wird es denn einfallen, Ihnen einen Vorwurf zu machen? —“

„Ich muß doch erſt die Einwilligung von Amaliens Eltern haben,“ wandte der Prediger ein.

Amalia erröthete; ſie hatte heute die Erfahrung gemacht, daß oft eine Heirath noch zwei Stunden vor der Trauung rückgängig wird; ihre Verlobung mit dem geliebten Manne kam ihr noch wie ein ſchöner Traum vor, aus welchem zu er-

wachen sie sich fürchtete, deßhalb stimmte sie in ihrem Herzen Bergner und Theresen bei, welche den Prediger mit Bitten bestürmten, das Paar ohne Aufschub zu trauen, und sie sagte zuletzt, obgleich nur leise und erröthend: „Die Einwilligung der Meinen verbürge ich; sie schätzen Bergner, und kennen kein größeres Glück, als das meine."

„Nun denn, in Gottes Namen, ich will die Folgen und möglichen Verweise auf mich nehmen!" sagte der Prediger, und ging, sich mit seinem Ornate zu bekleiden.

Eine Stunde später waren Bergner und Amalie ehelich verbunden, und durch das ganze Haus wehte der Geist des Glückes und der Freude.

Bei dem Hochzeitmahle herrschte die reinste Fröhlichkeit. Bergner freute sich seiner heiteren, liebevollen Braut, der Prediger war glücklich, Theresen wieder heiter zu sehen, Amalie sah alle ihre Träume erfüllt, und Therese war glücklich, weil sie nicht nur frei, sondern auch die Beglückerin ihrer Freunde war Die wenigen Gäste nahmen Theil, und Base Gertraud triumphirte, als der allem Uebernatürlichen abholde Bergner ihr zugestand: daß er von jetzt an steif und fest an Ahnungen glaube; denn daß er den für Theresen

beſtimmten Ehering Amalien geſchenkt, und das grüne Brautkleid Amalien wie angemeſſen paſſe, ſeien offenbar Vorzeichen und Winke des Himmels geweſen.

Als die Fröhlichen das Pfarrhaus verlaſſen hatten, und der Schleier der Nacht ſich über die Gegend ausbreitete, ſetzte ſich Thereſe in ihr ſtilles Zimmer und beantwortete den Brief von Wolfgang. Sie ſchrieb lange und mit Freudigkeit, couvertirte ihn, und ſchlief ſanft und heiter ein, faſt wie in jener Zeit, als Wolfgang ihr noch täglich gute Nacht geſagt hatte.

III.

Noch eine Trauung.

Wolfgang lebte noch immer im Hause Armidens als deren Schützer und Freund, und fand im Umgange mit ihr und in dem reichen Rom Gelegenheit genug, um seinen Geist und seinen Geschmack auszubilden. An Thereſe dachte er selten, seit er sie verlobt wußte, auch mußte eine so schöne und geistvolle Frau, wie die Gräfin Rosenberg, das Bild eines Mädchens in den Hintergrund drängen, das nicht Armidens glänzende Gaben besaß und ihn vergessen hatte.

Wolfgang war geistreicher wie Armida, besaß mehr und höhere Naturgaben, aber er hatte viel weniger gesehn und erlebt, und nicht Gelegenheit gehabt, sie vollkommen auszubilden. Armidens Einfluß wirkte immer wohlthätiger und

tiefer auf ihn, und er dachte mit Entsetzen, daß bald die Zeit kommen würde, wo sie nicht mehr auf Erden sein würde. Sie, die sich anfangs über die Gewißheit eines nahen Todes gefreut hatte, dachte jetzt nach Art der Kranken, die an der Auszehrung leiden, daß sie sich auf dem Wege der Besserung befände. Sie hatte den Schmerz über Rosenbergs Untreue überwunden; sie wünschte sich jetzt wieder Leben und Gesundheit.

Die Nähe Wolfgangs, der ihr innig ergeben war, trug zu diesem Wunsche viel bei; der milde Himmel wirkte wohlthätig auf ihre schwache Brust, und sie fing nach und nach an, wieder im Leben Fuß zu fassen.

In der Zeit ihres Schmerzes hatte sie sich weder um ihre Freunde und Verwandten bekümmert, noch für irgend etwas Andres, als eben für Edmund und ihren Schmerz Sinn gehabt. Jetzt nahm sie wieder am Leben Theil, sie schrieb an ihre Verwandten, an die Fürstin Margarita, sie bat um Antwort, und freute sich bei dem Gedanken, alle diese ihr lieben Menschen in einiger Zeit wiederzusehn. In diese Zeit fiel Graf Rosenbergs Brief, der sich wieder mit ihr zu

verbinden wünschte; aber sie liebte ihn nicht mehr, deßhalb ging der Brief unerbrochen an ihn zurück, und nur Friederike antwortete statt ihrer.

Wolfgangs neue Gedichte hatten in Deutschland Aufsehen gemacht und sich gerade das Publikum erworben, welches er sich wünschte. Er wollte Theresen diese Gedichte schicken, aber er unterließ es wieder. „Die Frau eines Mannes, welcher so prosaisch ist, wie Base Gertraud Bergner schildert, wird wohl nicht viel Sinn für diese Gedichte haben!“ sagte er zu sich selbst, obgleich er wußte, daß Therese poetischen Sinn hatte, und durchaus nicht so oberflächlich und prosaisch war, als er sich sie jetzt denken wollte.

Er warf die Vergangenheit hinter sich und strebte nach einer glücklichen, ruhmvollen Zukunft; die Gegenwart verschönte ihm das herrliche Italien und Armida.

Eines Tages saß Wolfgang in Armidens Zimmer und las ihr mit leiser, wohllautender Stimme eines seiner neuen Gedichte vor, als Friederike mit Briefen eintrat.

„Sie haben Sich so lange auf einen Brief vergeblich gefreut, und nun kommen gleich zwei,

Frau Gräfin!“ ſagte das Fräulein heiter und bot ihr die Briefe dar.

Armida erkannte an der Aufſchrift des einen, daß er von ihrem Oheim, dem General von Werdegg ſei, der andre war, dem Siegel nach, von der Herzogin.

„Ich will den liebſten zuletzt leſen,“ ſagte ſie freudig, löſete das Siegel von des Generals Briefe und las:

Liebe Nichte!

Es iſt ſchön von Dir, daß Du mich nach ſo langem Schweigen wieder einmal mit einem Lebenszeichen erfreueſt. Ich dachte ſchon, daß ſowohl ich als Deine übrigen Verwandten würden ganz darauf verzichten müſſen.

Ich bedaure Dich, daß Du ſo viel gelitten haſt, und freue mich Deiner wiederkehrenden Heiterkeit und Lebenskraft. Deßhalb, weil ich Dich nicht mehr für zu ſchwach halte, die Wahrheit zu hören, ſage ich ſie Dir ganz aufrichtig und ungeſchminkt, und, wie Du wohl erkennen wirſt, in der beſten Abſicht.

Du biſt in der Geſellſchaft ſehr beklagt worden über Roſenbergs Leichtſinn und Treuloſigkeit, und Alle würden ſich beeifert haben, Dir

Liebe und Theilnahme zu bezeigen, wenn jetzt nicht das Gerücht ginge, daß Du Rosenbergs Untreue verschuldet hättest.

Ich will nicht glauben, daß Du schon früher den jungen Mann gekannt hast, mit welchem Du jetzt reisest; aber die Welt sagt Mancherlei, und ich kann Dir nur freundlich rathen, nicht nach Deutschland zurückzukehren, wo, Gott Lob! die Sitten anders sind, als in Italien. Ich bezweifle nicht, daß die Welt Dir Unrecht thut, aber dies ändert Wenig oder Nichts. Lebewohl, liebe Armida, und sieh in dieser Aufrichtigkeit, daß ich gegen Schwächen des Herzens sehr mild bin und immer mit verwandtschaftlicher Theilnahme

Dein

treuer Oheim

Kurt von Werdegg.

Erblaßt lehnte Armida das Haupt in die Kissen zurück und legte den Brief auf den Tisch. Sie sah über seinen Inhalt so unglücklich aus, daß weder Wolfgang noch Friederike sich nach der Ursache ihrer Gemüthsbewegung zu fragen getrauten. Wolfgang besaß Takt genug, sich zu entfernen, Friederike blieb zurück.

Armida nahm den zweiten Brief und las:

„Die glückliche Wendung Deines Geſchickes erfreut mich doppelt, da ich, jetzt ſelbſt glücklich, fremde Wonne beſſer verſtehen kann.

Ich finde es Deines beſſern Selbſt würdig, daß Du einen Unwürdigen vergeſſen haſt und Dich nicht im Leide um ihn verzehrſt. Man hat mir geſagt, daß Du mit einem ſchönen, edlen, intereſſanten Manne vermählt biſt, heimlich vermählt, weil er unter Deinem Stande iſt; aber ich rathe Dir, Deine Verbindung bekannt zu machen, um Mißdeutungen zu entgehen, die Dir ſehr empfindlich ſein, und Dich, wenn ſie nicht widerlegt würden, auf immer aus der Geſellſchaft verbannen würden. Wenn Dein Gemahl aus Rückſicht für Dich den Adel wünſcht, ſo kann ich durch meine Bitten an den Herzog Deinen Wünſchen förderlich ſein. —“

Die Herzogin hatte noch mehr geſchrieben, aber es flirrte Armiden vor den Augen, und eine wohlthätige Ohnmacht hüllte ihr Bewußtſein in den Schleier des Schlafes.

Als Armida unter den Bemühungen Friedrickens wieder zu ſich kam, war ihr erſtes Ge-

fühl Schmerz und Pein, obgleich Friederike die unheilvollen Briefe ohne sie zu lesen entfernt hatte.

Niemand war empfindlicher gegen die öffentliche Meinung, als Armida. Von Kindheit auf an Zärtlichkeit, Huldigung und Hochachtung gewöhnt, konnte sie es nicht ertragen, daß irgend ein Flecken auf ihrem Rufe haften sollte, und sie litt bei dem Gedanken, daß ihr reines Verhältniß zu Wolfgang mißdeutet würde, unbeschreiblich. Sie hatte in ihrem leidenschaftlichen Schmerze um ihren Gemahl die Welt vergessen, aber schon längst war sie wieder hinter die Grenzlinie, die sie sich selbst gesteckt hatte, zurückgetreten, und nur weil ihr Niemand über ihr Verhältniß mit Wolfgang Etwas gesagt hatte, hatte sie es in dem Gefühle ihrer Unschuld fortgesetzt; denn er war ihr theuer, es gab ihrem einsamen Leben Wärme und Licht.

Jetzt mußte sie den traulichen Verkehr mit ihm abbrechen, ohne deßhalb von der Welt Entschädigung erwarten zu können, ohne gereinigt dazustehen. „Man wird sagen, daß ich von ihm verlassen worden oder seiner müde geworden bin,“

murmelte sie vor sich hin, „o, ich bin unglücklich über alle Beschreibung!“

Friederike sah mit qualvoller Verlegenheit die Gräfin an: sie wünschte, ihr Trost zuſprechen zu dürfen, und wagte doch keine directe Frage.

Endlich brach die Gräfin das Schweigen, indem sie Friederiken die Briefe hinreichte.

Diese las sie, legte sie hin und sagte ruhig: „Und solche unwürdige Verläumdungen, welche Sie gar nicht erreichen, betrüben Sie so tief, gnädige Gräfin?“

„Wie, Friederike, Du bleibst gleichgültig bei Schmähungen, die mir das Herz brechen?“ sagte gereizt Armida.

Friederike dachte daran, daß die Gräfin unheilbar krank sei und nicht lange mehr zu leben hatte. Thränen traten in ihre Augen, aber sie drängte sie zurück, und sagte nur: „Sie bleiben ja immer in Italien, meine ich, Ihrer Gesundheit wegen, wie kann Sie kümmern, was in dem fernen Deutschland von Ihnen gesprochen wird?“

„Ich dachte, sobald ich ganz gesund bin, zurückzukehren, und mir wird jeden Tag besser,“ sagte Armida mit wehmüthigem Ausdrucke. „Es

iſt für mich nichts Qualvolleres, als einen Makel an meinem Rufe zu wiſſen; es ſchmerzt mich in tiefſter Seele, von meinen Freunden verkannt zu werden. Ich ſinne und ſinne, wie ich ihnen klar machen ſoll, daß ſie ſich irren, und die Trennung von Wolfgang wird mir weh thun!"

„Ich meine," entgegnete Friederike, ohne die letzten Worte zu beachten, „daß eine einfache Widerlegung von Ihnen ſogleich Ihre Freunde beſchämen und jede Verläumdung niederſchlagen muß."

Armida ſchüttelte den Kopf und ſchloß die Augen. Es war bei ihr das gewohnte Zeichen, daß ſie allein zu ſein wünſchte.

Friederike entfernte ſich, niedergeſchlagen und geängſtet, denn dieſe heftige Gemüthsbewegung mußte ihren Zuſtand nothwendig verſchlimmern.

Sie zögerte, Wolfgang zum Vertrauten zu machen, und glaubte doch ihm und auch der Gräfin dieſes ſchuldig zu ſein, damit er von ſelbſt fortginge.

Sie dachte nicht daran, ſich zu fragen: Wird die Gräfin ihn gehen laſſen um dieſer Freunde und Verwandten, um der Welt willen? Sie

würde den intimſten, ihr ganz ergebenen Freund lieber aufgegeben, als ſich zweideutigen Bemerkungen ausgeſetzt haben.

Armida war den ganzen Tag für Wolfgang unſichtbar geweſen. Als er Abends zur gewohnten Stunde in ihr Zimmer trat, den Thee bei ihr zu nehmen, fand er Friedericken nicht bei ihr.

Sie lag, wie es ihre Gewohnheit war, im Sopha, und ſpielte mit einem großen Blumenſtrauße. Wolfgang, der in ihrer Seele las, bemerkte ſogleich, daß ſie aufgeregt, traurig und verlegen war.

Er beſaß Takt genug, ſie nicht zu fragen, denn ein richtiges Gefühl ſagte ihm immer, wenn er fragen durfte, und deßhalb begnügte er ſich damit, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

„Matt, aber beſſer, geht es mir," entgegnete ſie freundlich, „ich fühle faſt gar keine Schmerzen mehr, und hoffe nächſtens nach Deutſchland zurück zu gehen."

„Wirklich?" rief Wolfgang beſorgt, denn er fürchtete, daß dieſe Einbildung eines beſſeren Zuſtandes, ja das Schmerzloſe deſſelben, die Nähe ihres Scheidens verkündeten.

„Warum werden Sie bleich, mein Freund? Ich darf schon wagen, die milde Luft mit einer kühleren, aber deßhalb stärkenderen und erfrischenderen zu vertauschen! Ich bin in Wahrheit nicht so schwach, als Ihre und Friederickens besorgte Freundschaft und die Aerzte mich glauben machen mögten.“

„Wie unbeschreiblich glücklich macht mich diese Versicherung, o theure, innig verehrte Armida, wie sehr glücklich!“

Wolfgang sagte diese Worte mit so tiefer, rührender Innigkeit, daß Armida erröthete. Viele hatten ihr gegenüber die Italienische Sitte angenommen, sie bei ihrem Taufnamen zu nennen, und sie hatte diese Freiheit auch dem poetischen Wolfgang gestattet, den sie selbst schon lange nicht mehr Stern, sondern Wolfgang nannte, weil, wie sie scherzend sagte, dieser Name recht liebenswürdig an Göthe erinnre, aber Signor Wolfgang könne sie nicht sagen.

„Und wann denken Sie abzureisen?“ fragte er nach einer kleinen Pause.

Armida sah ernsthaft vor sich nieder und entgegnete: „Bald, aber nicht ohne Ihr Versprechen zu haben, mir oft, recht oft und ausführ-

lich zu ſchreiben, von Ihren Plänen, Ihren Dichtungen —“

Sie ſtockte und ſah ihn fragend an, er war noch bläſſer als vorher geworden, und ſagte mit erſtickter Stimme: „Sie wollen mich verabſchieden, aber ich ſehe freilich ein, daß Sie in der Heimath meiner nicht bedürfen. Vielleicht erlauben Sie mir, bis an die Deutſche Grenze Ihr Reiſemarſchall zu ſein. Sie, Frau Gräfin, werden mich bald nicht nur nicht vermiſſen, ſondern auch vergeſſen, aber ich — o niemals, niemals wird Ihr Bild aus meiner Seele ſchwinden; niemals werde ich vergeſſen, daß Sie an Allem, was ich denke und dichte, Antheil haben! —“

Er ſtand auf und wollte das Zimmer verlaſſen, um ſeine tiefe Bewegung zu verbergen.

Die Gräfin richtete ſich auf, und rief mit ſanfter, klingender Stimme: „Wolfgang!“

Da kehrte er um und kniete vor ihr hin: er ſagte kein Wort, aber er blickte fragend zu ihr empor.

Sie ſagte lieblich: „Zürnen Sie mir, weil Sie mich nicht, wie immer, Armida nennen?“

„Ich habe kein Recht, Ihnen zu zürnen; ich

bin nur sehr traurig! Ich denke mit Schmerzen an die Zeit, in welcher ich Sie nicht sehen werde; mein Leben wird dann sehr trübe und eintönig sein und des schönsten Zaubers entbehren!"

„Ach," sagte Armida mit einem tiefen Seufzer, „auch ich werde Sie schmerzlich vermissen, mehr als ich sagen kann; aber ich muß mich jetzt von Ihnen trennen und —" aber Thränen und eine an Ohnmacht gränzende Schwäche hinderten sie, ihre Rede zu vollenden.

Wolfgang fühlte, daß sie Ruhe bedürfe und ging. Er war von Armidens Reiseplänen sehr und schmerzlich überrascht, aber er faßte auch seine Entschlüsse, und hielt es für klüger und minder schmerzlich für sie und ihn, die Qual des Abschiedes zu kürzen.

Deßhalb schrieb er sogleich an Armida und sandte ihr das Billet zu.

Als er dies gethan, ordnete er Alles zu seiner Abreise, die er auf den nächsten Morgen festgesetzt hatte, und warf sich dann fieberhaft aufgeregt auf das Sopha.

Abends beschied ihn der alte Kammerdiener zur Gräfin.

Er fand ſie allein und ihr Geſicht zeigte Spuren von Thränen.

„Wolfgang," ſagte ſie mit dem vollen Zaubertone ihrer Stimme, „Sie wollen morgen ſchon reiſen. Ich bitte Sie, laſſen Sie uns nicht ſo ſcheiden. Aus ihrem Briefe geht Empfindlichkeit hervor, Sie ſcheinen an meiner Freundſchaft für Sie zu zweifeln. Wolfgang, habe ich dies um Sie verdient? War ich nicht immer vollkommen aufrichtig gegen Sie? —"

„Dies Mal aber ſind Sie es nicht, Armida," ſagte er, und ſah ſie ernſt und traurig an. Seine Blicke trafen das Innerſte ihres Herzens, und ſie ſagte: „Wahrlich, dies Mal bin ich es nicht. Verzeihen Sie mir, Wolfgang, Sie mußten irre an mir werden. Ich ſchwieg aus Zartgefühl, aber Sie leiden vielleicht durch mein Schweigen noch mehr. Leſen Sie —"

Ihre zitternde Hand reichte ihm die Briefe, welche ſie erhalten hatte; dann wandte ſie ſich mit unbeſchreiblichem Schmerze von ihm ab.

Wolfgang las dieſe Briefe; dunkle Zornesröthe trat in ſein Antlitz, ſeine Hände zerknitterten die unheilvollen Blätter; er ſchwieg lange, endlich ſagte er: „Und dieſe elenden, albernen

Lügen beſtimmen Sie, Sich von Ihrem treuergebenſten Freunde zu ſcheiden?"

„Kann ich ungeſtraft der öffentlichen Meinung die Stirn bieten?" entgegnete Armida traurig.

„Es ſoll es Keiner wagen, einen zweideutigen Blick auf Sie zu werfen, ſo lange ich athme," ſprach er heftig.

„Wird man Ihnen Glauben ſchenken? Ich war unbeſonnen, ich —"

„Armida," fragte er mit innigem Tone, „Armida, bereuen Sie es, mich kennen gelernt zu haben?"

„O nimmer!" ſagte Sie.

„Verkennen Sie meine Geſinnung nicht," bat Wolfgang mit Wärme. „Wenn ich ein Graf und reich wäre, würde Nichts mich abhalten, Ihnen die Hand zu bieten. Da ich weder Eins noch das Andre bin, was kann ich thun? Ich muß meine Empfindungen, meine Wünſche in mich verſchließen, ich muß!"

„Aber lieben Sie mich denn?" glitt es ganz leiſe über die Lippen der Gräfin.

Wolfgang ſagte kein Wort, aber er lag zu ihren Füßen, er drückte die zarte, nicht wider-

ſtrebende Geſtalt an ſich, und mit leiſem Jubel wiederholte Armida: „Aber, Wolfgang, lieben Sie mich denn? —“

„Armida, würdeſt Du wirklich meine Hand annehmen? Ich bin kein Graf —“

„Aber ein Dichter!“

„Ich beſitze kein Vermögen!“

„Aber eine herrliche Seele, ein Herz, das mich liebt!“

Was konnte Wolfgang noch entgegnen! Armidens Liebe, die ſich jetzt in der Stunde des Scheidens in voller Innigkeit und Uneigennützigkeit zeigte, riß ihn mit ſich fort, und als Friederike in das Zimmer trat, den Thee zu machen, begegnete ſie lächelndeln Mienen, ſtrahlenden Augen.

„Es ſcheint, Sie verlaſſen uns nicht!“ ſagte die treue Begleiterin der Gräfin zu Wolfgang.

„Wir trennen uns nicht, nicht eher bis der Tod uns ſcheidet!“ entgegnete Armida und reichte Wolfgang die Hand.

Dann ſagten Beide Friedericken, daß ſie verlobt wären, und Armida, die eine ſchmerzlich krankhafte Sehnſucht nach der Heimath hatte, fragte, ob ſie wohl bald getraut werden könn-

ten? „Denn ich denke, wir kennen uns genug, und haben keinen Grund zu zögern, unſer Glück zu befeſtigen und weihen zu laſſen.“ ſetzte ſie mit holdem Lächeln hinzu.

„Ein katholiſcher Geiſtlicher wird uns trauen, wenn er Sie für Wittwe hält,“ entgegnete Wolfgang, und Armida, die eben ſo wenig, wie er, auf die Religionsverſchiedenheiten und überhaupt auf Ceremonien gab, war damit zufrieden.

Friedericke hätte wohl manche Bedenklichkeiten gegen die Verbindung der Gräfin Roſenberg mit Herrn Stern ohne Rang und Vermögen gehabt, und ſie auch gegen ihre Gräfin mit gebührender Rückſicht ausgeſprochen; aber ſie wagte es nicht, das kurze Glück der geliebten Frau nur mit einem Hauche zu trüben, und ſprach ihre Glückwünſche heiter und lebhaft aus.

Daß Wolfgang ihr ſehr gefiel und ein Dichter war, wirkte freilich mit, daß ſie, eine Unvermählte und voll Vorurtheile, über den Standesunterſchied hinwegſah.

Die Anſtalten zur Vermählung der Gräfin mit Wolfgang waren bald getroffen, und der Trauungstag feſtgeſetzt.

Das neue Glück, das Armida nicht mehr

vom Leben gehofft hatte, ſtimmte ſie unbeſchreiblich froh und mild. Dieſe Stimmung wirkte auch vortheilhaft auf ihre Geſundheit, und ſchon hatte ſie gewagt, an Wolfgang's Arme einen ziemlich langen Spaziergang zu machen.

Am Hochzeitsmorgen fühlte ſie ſich ganz frei vom Schmerz, und kräftig wie in früherer Zeit.

Die treue Friederike ſchmückte ſie; ſie trug ein Kleid von veilchenblauem Sammet, einen Spitzenſhawl und einen weißen Kopfputz von Spitzen, der ihr Geſicht auf das Anmuthigſte umfloß, aber das ſchöne, reiche Haar ſehen ließ.

Als Wolfgang in das Zimmer trat, ſie abzuholen, flog eine helle Freudenröthe über ihr Antlitz, ſo daß Wolfgang entzückt ausrief: „Wie ſchön, o wie ſchön biſt Du, wie eine weiße Lilie im Morgenroth!“

Die Kirche war nahe, Armida wollte hingehen, und Wolfgang machte keine Einwendungen. Auf ſeinen Arm geſtützt, von Friederiken begleitet, traten ſie in das Gotteshaus. Der Prediger war noch nicht da, ſie mußten warten. Keins ſprach ein Wort.

Armida war mit ihren Gedanken bei Wolf-

gang, den ſie, dies fühlte ſie jetzt recht deutlich und beruhigend, immer geliebt hatte, ohne es ſich zu geſtehen, dem ſie alles Glück der letzten Zeit verdankte, dem ſie auch das Glück ihrer Zukunft verdanken wollte.

Wolfgang's Gedanken waren bei Thereſen; er dachte daran, daß ſchon ein Mal ſein Hochzeitstag und mit einer Andern beſtimmt geweſen war, daß er Thereſen aus eignem Triebe, ohne Einfluß fremder Menſchen, ohne Rückſicht auf Verhältniſſe gewählt habe, daß er ſie verlaſſen — daß ſie ihn vergeſſen, oder vielleicht auch nicht vergeſſen habe, und jetzt durch ſeine Schuld vielleicht in liebeleerer, proſaiſcher Ehe ſchmachte. Daß Thereſe, jung und fröhlich, ihm oft als Mutter ſeiner Kinder vor Augen geſchwebt habe, daß aber Armida, die kranke, verwöhnte Dame, ihm nie dieſes häusliche und höchſte Glück ſchenken würde. Jetzt, wo er bald unauflöslich an ſie gefeſſelt ſein ſollte, jetzt ward ihm klar, daß er für ſie nur Mitleid, Intereſſe, Dankbarkeit und Freundſchaft, aber nimmer Liebe empfand. Ehrgefühl, Phantaſie, Dankbarkeit für ihre Liebe, aber nicht der unwiderſprechliche Wunſch

des Herzens, aber nicht die Gluth der Leidenschaft, hatten ihn jetzt zum Altare geführt.

Der Prediger unterbrach dieſes ernſte Selbſtgeſpräch, ſie traten zum Altare, der Segen ward über das Paar geſprochen, als Vermählte fuhren ſie nach ihrer Wohnung zurück.

Nach der Trauung ruhte Armida aus, dann ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb eifrig.

Wolfgang, der ſie nicht zu ſtören wagte, ſaß im Sopha und las. Der Kammerdiener trat mit Briefen ein.

Wolfgang nahm ſie mit zitternder Hand; es war ein Brief mit der Baſe Aufſchrift.

Raſch erbrach er ihn, noch ein zweiter Brief von Thereſens Hand fiel heraus und zur Erde. Er hob ihn auf und ging damit in ſein Zimmer.

Baſe Gertraud ſchrieb:

„Obgleich ich nun daran gewöhnt ſein ſollte, Dich fern zu wiſſen, ſo fehlſt Du mir doch ſehr, und je länger Du fort biſt, deſto größer wird meine Sehnſucht, aber ich denke: die Zeit kommt wohl noch, wo ich Dich wieder ſehe, endlich wirſt Du wohl des Wanderns

müde sein und wenn Du Dir ein Nest gebaut hast, die alte Base zu Dir rufen."

„Ich freue mich sehr über Deine Briefe, einer ist immer schöner als der andere, und Du könntest sie drucken lassen. Ich sehe nun ein, daß es ein Glück für Dich war, daß Du in die Welt gingst, denn Du hast Dich sehr entwickelt und ausgebildet, und es steckt wahrhaftig noch mehr in Dir, als ich Dir zugetraut hatte. Therese behauptet, sie habe dergleichen immer bei Dir geahnet, sie ist ein gutes Mädchen und schreibt Dir selbst, und ich habe auch allerlei Ahnungen. Sie hat sich herrlich ausgebildet, besonders in der Musik, ich könnte ihr Stundenlang zuhören, wenn sie spielt; und Lieder singt sie, gar rührende Weisen. Ueberhaupt ist sie jetzt so ernst und mild, gar liebenswürdig."

„Nun, haben sich doch Peter und Magelone wiedergefunden. Trennungen und Prüfungen erhöhen oft die Liebe. Der alte Caspar grüßt Dich, er mögte Dich gern vor seinem Ende wiedersehen; da er bold siebzig ist, dürfte es eher kommen, als ich wünsche. Der Pastor war bedenklich krank, befindet sich aber viel

beſſer und Thereschens Pflege hat mehr dabei gethan, als alle Arznei."

„Mir gefällt es in unſerm Dörfchen immer noch, auch Bergner iſt mir jetzt ein lieber Umgang, ich beneide Dich nicht um alles Schöne, was Du ſiehſt; auf Deine Erzählungen freue ich mich aber, die ſollen manchen Winterabend verkürzen. Der Paſtor iſt jetzt im Bezug auf Dich anders geſinnt, viel milder, er macht aus Deinem Benehmen gegen Thereſe nicht mehr eine Art von Verbrechen, und ſieht überhaupt in Dir nicht mehr den leichtſinnigen Menſchen. Thereſens Benehmen hat ihn anders geſtimmt. Ich mögte Dir noch vieles ſchreiben, aber die Augen wollen nicht mehr lange Dienſte leiſten, das Alter meldet ſich an; ich muß jetzt, wenn ich ſchreiben will, eine Brille tragen, und das iſt fatal. Höre, Wolfgang, könnteſt Du mir nicht eine gute Brille mit aus Paris bringen?

Ich küſſe und ſegne Dich, mein liebſter Vetter, mein Goldſöhnchen. Lebe wohl und denke oft an

Deine

getreue Baſe

Gertraud.

Wolfgang legte den Brief hin mit dem Lächeln des Wohlwollens und der Dankbarkeit, dann nahm er Thereſens Brief und las:

„Spät antworte ich Ihnen, mein Freund; dieſe Bezeichnung darf ich Ihnen doch geben? Spät, aber Sie werden aus eigner Erfahrung wiſſen, daß es Zeiten giebt, zu welchen man dem beſten Freunde nicht ſchreiben mag. Ich konnte nicht ſchreiben, denn ich befand mich in einem Zuſtande, in welchem ich mich ſelbſt nicht recht verſtand, und das iſt der traurigſte von allen. Ich bin lange Zeit über Ihre Entfernung von mir ganz troſtlos geweſen, am Meiſten wohl mit, weil ich den wahren Grund dafür nicht einſah; ich hatte nur eine Empfindung, dieſe: er liebt mich nicht mehr! Nur einen Gedanken: ich werde ihn nicht wiederſehn!"

„Da kam mein Bruder mit ſeiner milden, verſtändigen Liebe, und nahm mein tief verwundetes Herz an das ſeine, und, wenn er auch die Wunde nicht heilte, er zog doch die Splitter heraus und reinigte ſie mit kühlem Waſſer. Er führte mich der Kunſt in die Arme, und ſie wies mich nicht ab; ich ergab mich ihr

wie einem tröstenden Freunde, bis wir uns ganz verstanden, und so ward ich heitrer. Mein Bruder ward krank, seine Pflege beschäftigte mein Herz, meinen Geist, meine Hände, ich betete zu Gott, er möge ihn nicht von mir abrufen, er ließ ihn mir, das war wieder eine Freude, eine große, schöne! — Er bat, ich mögte einem braven Manne die Hand reichen, ich vermogte nicht, ihm auf die Bitte, die seine sorgende Liebe that, „nein" zu sagen, aber — als der Augenblick kam, als ich vor dem Altare Ja sagen sollte, das feierliche, lebenslänglich bindende, da schreckte ich zurück, denn nicht mit Liebe hätte ich alle meine heiligen und schweren Verpflichtungen erfüllt; ich sagte ihm dieses offen und er ging. Ich legte seine Hand in die Hand meiner Freundin, die ihn liebte, und jetzt sind Beide glücklich."

„So, Wolfgang, so habe ich Sie verstehen gelernt; Sie fanden auch, daß Sie nicht genug Liebe zu mir hatten, um in so nahen, innigen Verhältnissen für das ganze Leben mit seinen Prüfungen auszureichen, und traten zurück. Die Welt nennt es Untreue, ich aber meine es ehrlich. Wer von der Ehe Glück

hofft und mehr in ihr ſieht, als eine Veranſtaltung, gemeinſam das Leben zu durchwandern, der kann nicht ohne Liebe zum Altare treten, und thut er es, ſo hintergeht er den Andern, der ſein ganzes Herz dagegen giebt, und wird ſpäter dafür beſtraft."

„Vielleicht war das erſte Ja ein Unrecht, denn man ſollte durch genaue Prüfung Selbſttäuſchungen zuvor kommen, in die man Andre auf ſchmerzliche Weiſe verwickelt; aber was Sie mir thaten, that ich einem Andern, und habe deßhalb nicht Sie zu richten."

„Jetzt, da ich Sie verſtehe, kann ich mit recht aufrichtigem Herzen ihre Freundin ſein, und wir können uns Beide ohne Schmerzen und Mißverſtändniſſe wiederſehn."

„Ich habe mich gefreut, daß Sie die Welt kennen lernen mit allen ihren Herrlichkeiten. Das reiche, bunte Leben iſt Ihnen nun zugänglich, die Pforten ſind vor Ihnen aufgethan! Kann ich Sie tadeln, daß Sie es aufſuchten?"

„Ich ſelbſt ſehnte mich zuweilen hinaus in die unbekannte Fremde, und bin doch kein Mann!"

„Wiſſen Sie noch, wie wir Beide das aus-

ſprachen, an dem Tage, an welchem jene geheimnißvolle Dame zu uns kam! Sie hat doch Einfluß auf unſer Leben gehabt, denn ſie war es, denk' ich immer, die Sie forttrieb. Ich habe keinen Namen für ſie, deßhalb nenne ich ſie die Romantik."

„Mein Bruder wünſcht immer zu bleiben, wo er iſt, er liebt die Gäſte nicht, überhaupt iſt er allen Veränderungen abhold, denn, ſagt er, ſie bringen nur Unruhe und faſt niemals Glück."

„Ich habe jüngſt Lieder geleſen, von einem jungen noch wenig bekannten Dichter, von ***. Sie haben mich entzückt, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie zum Verſemachen kein Talent haben, ich würde geglaubt haben, ſie wären von Ihnen, denn ich finde gewiſſe Anſichten von der Natur und von der Sagen- und Mährchenwelt, die Sie zuweilen gegen mich ausſprachen. Einige davon habe ich in Muſik geſetzt, weil ſich mir die Melodie dazu aufdrängte. Wenn Sie einmal wieder heimkehren, will ich ſie Ihnen mittheilen. Wieder heimkehren! — Ich denke, Sie thun es um

Gertraud zu beſuchen. Einen Wirkungskreis wie früher, finden Sie freilich nicht mehr!"

„Ach Wolfgang, es iſt eine ewige Wahrheit: — Was man nur recht verſteht, verzeiht man auch. Darum denke ich mir Gott, der in unſer Weſen ſchaut, die Motive unſrer Handlungen kennt und jede Regung, unendlich mild und gnädig. Nur das unbarmherzige Richten der Menſchen über die Menſchen iſt fürchterlich und ſtrafwürdig, mein' ich."

„Leben Sie wohl, Wolfgang, und wenn gute Wünſche freundliche Begleiter durch das Leben ſind, ſo nehmen Sie die meinen.

Thereſe."

Erſchüttert legte Wolfgang den Brief aus der Hand. Thereſe war nicht Braut! Sie liebte keinen Andern, ſie liebte vielleicht, ja gewiß, nur ihn, und jetzt ganz in der milden Weiſe, wie er geliebt zu ſein wünſchte.

Warum kam dieſer Brief nicht hieher?! Warum verkündete damals Gertraud's Brief Thereſens Brautſtand ſo ſchnell, und warum hatte ſie nicht ausführlich geſchrieben? —

Aber durfte er irgend Jemand anklagen? — Hatte er nicht ſelbſt ſich das Leid bereitet? Durfte

Armida ahnen, was in ihm vorging? Sie, die heute ihr Lebensglück in seine Hände gelegt hatte?! —

„Ich muß die Vergangenheit hinter mich werfen, und der Zukunft mit sichern Schritten entgegen gehn!“

Dies rief Wolfgang sich selbst zu, und er hielt Wort. Sein Erstes war, eine Kerze anzuzünden und die Briefe zu verbrennen, dann ging er nach Armidens Zimmer.

Als Wolfgang in das Gemach seiner Gemahlin trat, sah sie ihn fragend an; aber sie sagte kein Wort, und schien auch nicht zu erwarten, daß er zu ihr von seinen Briefen sprechen würde; denn sie warf nur leise und flüchtig hin: „Briefe aus Deiner Heimath, hoffentlich angenehme!“ und fuhr fort: „Weißt Du, was ich heute gethan habe? Mein Testament gemacht; es ist das Brautgeschenk, was ich Dir zubringe.“

„O sprich davon nicht!“ rief er, und wurde blaß; jetzt war ihm der Gedanke, daß sie sich auf das Liebevollste mit seiner Zukunft beschäftigt habe, während er inniger, als er sollte, Theresens gedacht hatte, peinlich.

„Ich sterbe deßhalb nicht um eine Secund

früher," sagte sie liebreich, „meine Verwandten sind nicht großmüthig, und ich mögte auch noch nach meinem Tode beweisen, daß ich Dich mehr geliebt habe, als sie mich."

Diese Liebe rührte ihn, und aus dem Innersten seines Herzens sagte er: „Möge dieser schöne Beweis von Liebe sich niemals der Welt offenbaren; denn Dein Tod würde mir einen Schmerz bringen, an den ich nicht ohne Schaudern denken kann."

Einige Tage nach diesem Gespräch fragte Wolfgang Armidens Arzt, ob die Reise nach Deutschland ihr ohne Gefahr zu bewilligen sei, sie bestünde darauf.

Der Arzt zuckte fast unmerklich die Achseln und entgegnete: „Kranke dieser Art müssen ihren Willen haben. Wie es jetzt mit Ihrer Frau Gemahlin steht, ist es gleichviel, wo sie lebt."

„Ich hoffe es," sagte Wolfgang, der ihn mißverstand, „sie ist jetzt schmerzlos, fühlt sich leicht und ihr Antlitz glüht fast immer in der Farbe der Gesundheit."

Der Arzt schwieg, und auf Armidens Wunsch wurden die Anstalten zur Abreise getroffen.

II.

Ein Geſtändniß.

Trübe und von Furcht und Hoffnung gequält ſaß die Marquiſe in ihrem Zimmer, das Feuer im Kamine war erloſchen, die Kerzen niedergebrannt, ſie hatte Beides nicht bemerkt, denn nach dem Ausſpruche des Arztes befand ſich Montalegros heute in einer Criſis, die über Leben und Tod entſcheiden mußte.

Wenn er ſtarb, dann ſtand ſie ganz allein, ohne Schutz, den ſie als einzeln ſtehende Frau bedurfte, ohne den treuergebenen Freund, deſſen Mittheilungen, deſſen troſtbringende, liebende Nähe ſie jeden Tag ſchmerzlich vermiſſen mußte.

Ihr Blick fiel auf Papiere, die er ihr geſandt hatte, mit der Bitte, ſie bald zu leſen; ſie hatte es noch nicht gethan, aber jetzt faßte ſie

ſich, richtete ihre Gedanken auf einen Punkt und öffnete den Umſchlag.

Sie fand Briefe und Blätter, welche zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben, aber richtig geordnet waren und las:

„Ich bin der letzte Sproſſe eines alten, berühmten Geſchlechtes; meine Ahnen ſaßen auf Caſtiliens Throne, und jeder derſelben hatte ſich im Kriege oder im Rathe ausgezeichnet.“

„Mein Vater war ein ſtolzer, finſtrer Mann; ich habe ihn niemals lächeln ſehn. Sein Schmerz war der Verfall unſeres Landes; daß es mit jedem Jahre mehr an ſeiner politiſchen Bedeutſamkeit verlor, nagte an ſeinem Herzen. Sein Wunſch war, den König mit einer Prinzeſſin vermählt zu ſehen, die neuen Glanz auf den Thron mitbrächte, und er würde ſein Leben gegeben haben, hätte er wenigſtens Spanien und Portugal vereinen können.“

„In unſerm Hauſe herrſchte eine Etikette, wie ſie am Hofe Philipps II. nicht ſtrenger geweſen ſein konnte, und ich näherte mich als Kind nur mit Furcht und Zittern dem Vater, der niemals ein liebevolles Wort, einen freundlichen Blick für mich hatte.“

„Meine Mutter war eine ſtille Frau, aus altem Geſchlechte, und ſehr reich geweſen. Sie war die Tochter eines geiſtreichen Mannes, der längere Zeit als Geſandter bald in Frankreich, bald in Deutſchland gelebt hatte, und hatte ihn auf ſeinen Reiſen begleitet.“

„Vielleicht würde ſie den Zwang, welchen ihr mein Vater auflegte, nicht mit der ſtillen Entſagung ertragen haben, welche mir oft Bewunderung abnöthigte, wenn ſie nicht in der Kunſt eine Tröſterin gefunden hätte.“

„Sie malte ſehr ſchön und mit Leidenſchaft, deßhalb ertrug ſie es, daß ſie, wie eine Königin von Spanien, oder wie eine halbe Gefangene, in ihren Gemächern, bewacht von ihren Frauen, den Tag verbrachte, und ich habe Gemälde von ihr geſehen, die ihr einen bedeutenden Rang unter den Artiſten verſchafft haben würden, hätte ſie dieſe Bilder ausſtellen dürfen.“

„Mein Vater fand dieſe Neigung zur Kunſt anfangs nicht adelig; als er aber hörte, daß ſich auch Königinnen mit der Malerei beſchäftigt hatten, ſagte er Nichts mehr dagegen.“

„Meine Mutter liebte mich ſehr, mit Leidenſchaft mögte ich ſagen,- aber mein Vater fand,

daß einer Frau die Erziehung eines Knaben nicht gehöre, und deßhalb durfte ich sie nur zu bestimmten Stunden, und selbst dann nicht allein sehen. Meiner Mutter Liebe erfand aber Mittel, mich öfter und ungestört sprechen zu dürfen. Sie hatte in Deutschland Deutsch gelernt und schmeichelte meinem Vater die Erlaubniß ab, mich in der Deutschen Sprache unterrichten zu dürfen."

„Von jetzt an sah ich sie öfter, und da ich ihr zu Liebe reißende Fortschritte machte, so konnten wir uns bald ungestört in Gegenwart Andrer unterhalten."

„Ich war funfzehn Jahre alt, als ich dem Könige vorgestellt ward, um unter die Pagen aufgenommen zu werden, und später ein höheres Hofamt zu erhalten."

„Der König sagte einige gnädige Worte zu dem Vater und zu mir, und ich mußte sehr glücklich scheinen, obgleich mir mein neuer Posten zuwider war, denn ich fühlte, daß ich mehr leisten konnte, als man von einem königlichen Pagen verlangt."

„Ueberhaupt paßte ich nicht in den Kreis, in dem ich mich befand. Meine Mutter hatte mir Ideen von Freiheit mitgetheilt; sie hatte sich von

dem Kirchenzwange losgemacht; sie sah mit Mitleid auf Portugals und Spaniens Finsterniß; ihre politischen Ansichten waren die einer Französin, und ihre Religion dem Protestantismus näher, als dem Katholicismus. Sie sah aber ein, daß sie durch Mittheilung ihrer Ideen weder für sich oder mich, oder für das Ganze Etwas gewinnen würde, deßhalb schwieg sie. Ueberhaupt habe ich niemals eine mildere und ergebnere Natur gesehn, als sie war, und nur ein Mal im Leben sprach sie sich entschieden gegen die Meinung meines Vaters aus."

„Ich war sechzehn Jahre alt geworden, und weder meinem Aeußeren, noch meiner Denkart nach ein Knabe mehr, als mein Vater mir mit wenig Worten ankündigte, daß er bei seinem theuersten Jugendfreunde um die Hand seiner Tochter in meinem Namen geworben habe. Sobald ich neunzehn Jahre alt sei, solle meine Vermählung mit der jungen Gräfin statt finden; ich möge hingehen und mich meinem künftigen Schwiegervater und meiner Braut vorstellen."

„Ich wagte keine Entgegnung; ich hatte an Liebe und Ehe noch niemals gedacht, es konnte mir deßhalb nicht einfallen zu widersprechen; aber

meine Mutter ſagte mit unerſchütterlicher Feſtigkeit: „„Sie haben mich als Mutter freilich nicht um meine Meinung gefragt, aber ich ſage Ihnen, daß ich Alles thun werde, um die Verbindung meines Sohnes mit dieſem Mädchen zu verhindern, wenn er dadurch nicht glücklich wird. Ein ſo unerfahrner Jüngling, wie Eugenio, ſoll ſich jetzt noch nicht binden Er ſoll ſeine ſorgloſe Jugendzeit genießen und dann ſelbſt wählen.““

„„Sie hätten wirklich den Muth, Iſabella, mir zu widerſprechen, was ich als Vater über meinen Sohn verfüge?!““ fragte er mit einem Tone, der mich tief ergriff und beinahe ſchreckte.“

„„Weil ich ſeine Mutter bin; ich habe das Recht, ihn vor Unglück zu bewahren, denn ich habe ihn geboren!““ ſagte meine Mutter mit einer Würde, die meinem Vater imponirte, und warf ihm einen Blick zu, der beredter war, als alle Sprachen der Welt.“

„Als ich mich allein bei meiner Mutter befand, ſagte ſie in deutſcher Sprache zu mir: „„Mein theures Kind, Du kennſt die Liebe noch nicht, aber glaube mir: die Liebe iſt das gröſteſte Glück des Lebens, die einzige Empfindung, um welcher willen es ſich ver-

lohnt, die Mühen und Leiden des Lebens zu ertragen, und die einzige Bürgschaft für Fortdauer nach dem Tode und Wiedersehn! Ich bitte Dich, binde Dich an keine Frau, wenn Du nicht die feste Ueberzeugung hast, daß zu allen Zeiten ihre Nähe glückverheißend und beruhigend auf Dich wirkt. Nur die Frau, welche Du mehr liebst als mich, der Du jedes, auch das größeste Opfer mit leichtem Herzen bringen würdest, nur ihr weihe Dich für das ganze Leben, wenn Du die Gewißheit hast, daß sie Dich wieder liebt, wenn es nicht Deine Eitelkeit nur, wenn es Dein Herz Dir versichert.""

„„Aber was soll ich jetzt thun, meine Mutter?'"

„„Die junge Gräfin kennen lernen, ohne Dich zu binden.""

„Ich ließ mich von meinem Vater vorstellen, ich sah die mir von ihm bestimmte Braut, ein anmuthiges Mädchen von dreizehn Jahren."

„Meine Mutter hatte mit Ines Vater gesprochen, so eindringlich und überzeugend, daß er die Verlobung verschob Wir sollten uns kennen lernen. Meine geliebte Mutter starb; ich

ſtand einſam, troſtlos und liebebedürftig, und Ines hatte Thränen bei meinem Schmerze, mein Herz zog mich zu einem ſanften, liebevollen Herzen, und deßhalb machte ich keine Einwendungen, als mein Vater mich ihr verloben wollte."

„Da kamen Sie, und in mir wurde es Licht! Meine Neigung für Ines war nur die Morgenröthe geweſen, die der Sonne vorangging. Sie waren die Sonne meines Lebens."

„Als ich Ihre ſanfte Stimme hörte, als ich Sie in Mißgeſchick ſo Gott ergeben und muthig ſah, da wuchs meine Liebe zur Anbetung. — Mag es ſein, daß kleine Leidenſchaften wachſen, wenn der Mund von dem geliebten Gegenſtande ſprechen darf; gewiß iſt aber die verborgenſte Liebe die heiligſte, die tiefſte."

„Ein Jahr ſpäter, nachdem ich Sie geſehen hatte, ſtarb mein Vater; ich ward der Erbe ſeiner Güter. Nichts konnte mich abhalten nach beendigter Trauerzeit, mich mit Ines zu verbinden; ich liebte ſie nicht genug, um es noch lebhaft zu wünſchen; aber ich wollte mein Wort halten, ich wollte ſie nicht unglücklich machen; ich wußte, daß ch, auch ohne Ines Verlobter zu ſein, doch nimmer hoffen durfte, Ihrem Herzen nahe zu

kommen. Ich blieb gegen Ines, wie ich glaubte, unverändert. Aber hatte es ihr der feine, untrügliche Instinkt der Liebe gesagt, oder liebte sie mich nicht mehr, sie zog sich zurück, und sprach es auf das Bestimmteste aus, daß sie noch einige Jahre im Hause ihres Vaters verleben wolle."

„Die Jahre gingen hin; ihr Vater starb, und obgleich Ines mich jetzt als ihren natürlichen Beschützer ansah, sie blieb bei dem Wunsche, sich nicht vor ihrem vierundzwanzigsten Jahre zu vermählen. Ich machte keine Einwendungen."

„In dieser Zeit aber lebte ich nur mit und durch den Gedanken an Sie; das Glück, Sie zu sehen, zu hören, goß Verklärung über meine Tage, verlieh ihnen ein lebendiges, einziges Interesse. Und wenn Sie Deutsch zu mir sprachen, in der Sprache, in welcher so oft meine unvergeßliche Mutter zu mir geredet hatte, da pochte mein Herz ungestüm, und ich hatte alle meine Selbstbeherrschung nöthig, um mich nicht zu verrathen."

„Nur das spähende Auge der Liebe entdeckte die Gefahr, die Ihnen drohte. Sie wissen, was ich für Sie that. Ich sage nicht, daß ich Ihnen

Opfer gebracht habe; ich will Ihnen, wenn ich die Vergangenheit zurückrufe, nur beweisen, wie sehr ich Sie liebe."

„Ich habe viel Glück in dieser Einsamkeit gehabt; aber ich habe auch viel gelitten. Es ist kein kleines Opfer für einen Mann, immer der Frau nahe zu stehen, die er liebt, die seine Leidenschaft vergöttert, und stumm sein zu müssen, wie das Grab! — "

Die Marquise ließ die Blätter in den Schoos sinken und seufzte tief auf. Dann nahm sie die andern, später geschriebenen wieder auf und las:

„Es ist entdeckt worden, daß Sie noch leben, daß Sie in Deutschland waren; aber der Einzige, der mit Gewißheit Ihren Aufenthalt wußte, ist gestorben, bevor er ihn verrathen hat. Es ist mein Rath, falls ich sterbe, dieses Schloß nicht zu verlassen; man sucht sie anderwärts, hier nicht, und sollte Ihr Gemahl sterben, welcher kränkelt, so wird das Suchen aufhören. Ich hoffe, man stellt alle Nachforschungen ein, sobald man sich überzeugt, daß Sie Sich ruhig verhalten." —

„Diese Blätter sollen erst, wenn ich vom Leben Abschied genommen habe, in Ihre Hände kommen, eher nicht. Erst dann sollen Sie er-

fahren, daß ich Sie tief und über Alles geliebt habe, daß ich, mich Ihnen zu weihen, Ihnen zu huldigen, Sie zu schützen, mir zur Lebensaufgabe gemacht habe. — "

„Ich hoffe, wenn ich vor Ihnen aus dem Leben scheide, Sie werden mich nicht vergessen, Sie werden vielleicht eine Thräne für mich haben."

Hier endeten diese Mittheilungen. Blätter mit Gedichten fielen heraus; es waren Gedichte an Sie, aber die Marquise war jetzt nicht in der Stimmung, sie zu lesen.

Leise Tritte wurden hörbar. Mira's bleiches, verweintes Antlitz sah ins Zimmer. Sie kam, gesandt von Madame Birnot, die Marquise zu bitten, Montalegro's letzten Wunsch zu erfüllen, der sie dringe, noch ein Mal vor seinem Hinscheiden zu sehen.

Die Marquise stand rasch auf, warf die Blätter in ihren Schreibtisch, und gebot Mira, sie anzumelden. Leicht und lautlos schritt das Mädchen vor ihr her, mit wankenden Füßen folgte die Marquise.

Als die Marquise in das Zimmer des Kranken trat, saß er angekleidet im Lehnstuhle. Er

hatte es gewünſcht, ja mit Heftigkeit verlangt, obgleich er kaum fähig war, ſich zu regen. Die dunklen Locken erhoben die Bläſſe ſeines Geſichtes, das einem ſchönen Marmorbilde ähnelte; ſeine Augen waren auf die Thüre gerichtet, durch welche die Marquiſe trat.

Madame Birnot, Mira und der Kammerdiener zogen ſich zurück. Die Marquiſe näherte ſich ihm, reichte ihm die eine Hand und löſete mit der andern die Maske, ſo daß er ihr ſchmerzliches, thränenvolles Antlitz ſah.

„Sie kommen, ich ſehe Sie noch ein Mal,“ ſprach Montalegros mit leiſer Stimme; „Sie kennen jetzt mein Geheimniß. Haben Sie mir verziehn?“

„Schweigen Sie, Ihr Zuſtand verbietet Ihnen zu reden,“ ſagte die Marquiſe lieblich.

„Sagen Sie mir, ob Sie mir verzeihen!“ wiederholte er.

„O Montalegros,“ erwiderte die Marquiſe mit tiefer Bewegung, „bin ich Ihnen nicht die tiefſte, heißeſte Dankbarkeit ſchuldig? Und was hätte ich Ihnen zu verzeihen? Haben Sie nicht für mich gethan Alles, Alles, was nur —“ ſie hielt inne, und fügte mit einem bezaubern-

den Ausdrucke hinzu: „ja Alles, was nur die Liebe thut.“

„Königin, Königin meiner Seele!“ sagte er mit tiefer Bewegung; seine Augen schlossen sich, sein Haupt neigte sich, sie fing es in ihren Armen auf, es lehnte an ihrem Herzen, das angstvoll und ungestüm schlug. Sie sah sich bang nach Hülfe um und wollte schon rufen, als Montalegros die Augen wieder öffnete. Sein erster Blick fiel auf sie, und als er sich in ihren Armen, an ihrem Herzen sah, übergoß eine helle Freudenröthe sein Antlitz, und es schien, als ob ihn neues Leben durchströmte.

„Eugenio!“ sagte sie, und sah ihn mit holdem Lächeln an. „Ist Ihnen jetzt wohl, und haben Sie Glauben an mich?“ Er nannte leise ihren Namen, und sagte nach einem langen aber seligen Schweigen: „Ihre Worte rufen mich von den Pforten des Jenseits zurück, das glaube ich jetzt; wenn ich aber sterben sollte, so nehme ich ein Glück verheißendes Wort mit, und darf hoffen, daß ich Sie wiederfinde.“

„Und jetzt gönnen Sie Sich Ruhe, Eugenio; lassen Sie mich gehen. Habe ich Ihnen Genesung gebracht, indem ich Ihre warme Neigung

nicht von mir weiſe, ſo danken Sie mir dafür durch die vermehrte Sorge für Ihre Geſundheit. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie für mich leben müſſen! —“

Sie entzog ihm ſanft ihre Hand und verließ das Gemach. Als der Arzt am andern Morgen den Kranken zu beſuchen kam, fand er das Fieber bedeutend ſchwächer, ihn ruhiger, wenn auch noch ſehr matt; er gab Hoffnung.

Als Madame Virnot der Marquiſe dieſe Botſchaft brachte, zog ein großes, mächtiges Glück in ihr Herz; aber ſie war zu ſehr an Selbſtbeherrſchung gewöhnt, um mehr als eine theilnehmende, milde Freude zu zeigen.

Sie ſah Montalegros nicht; aber ſie bekam täglich Kunde von ſeiner fortſchreitenden Beſſerung, und ihre Blumenſträuße, Bücher, zuweilen einige Zeilen dazwiſchen, wanderten durch Miras Hände zu ihm und verſchönten ſeine Einſamkeit.

Einige Wochen verſtrichen ihm wie ein lieblicher Traum, und als er ſie endlich wiederſah, ſagte ihm ihre vor Freude bebende Stimme, daß ſie ihn liebe, daß er nicht geträumt habe.

Im Garten ſah er ſie zum erſten Male zu-

genlos, und lenkte das Geſpräch auf jenen Moment, in welchem ſich Beide erkannt hatten.

„Eugenio," erwiderte die Marquiſe mit feſter Stimme, „laſſen Sie mich jetzt vollkommen aufrichtig ſein und unſre Zukunft feſtſtellen. Ich war einſt ein ſtolzes, hochfahrendes Weſen; um einen glänzenden Namen zu tragen, um höher in der Welt zu ſtehen, als meine Schweſtern, verließ ich Familie und Vaterland, und ertrug ein peinliches Leben, weil ſeine Außenſeite glänzend war. Der Herzog Ernſt liebte mich, als ich kaum zur Jungfrau aufgeblüht war, und ich, ſtatt ſeiner treu zu harren, beſiegte die Neigung für ihn mit meinem Stolze. Der Himmel hat mich beſtraft; er hat mir gezeigt, wie wenig Glück oft im Glanze zu finden iſt. Ich bin eine Andre geworden durch und durch, mein ſtarres Herz iſt durch Liebe belebt worden, ich bin jetzt viel mehr ſelbſt; ich bin glücklich! Aber dafür iſt der Stolz auf das Edle meiner Natur größer geworden; ihn will ich um keinen Preis verletzen. Ich bin von meinem Gemahl unwürdig behandelt worden. Seine Umgebungen haben mir Alles zugefügt, was der Menſch dem Menſchen zu Leide thun kann; aber noch lebt

Er, noch bin ich nicht durch den Ausspruch des heiligen Vaters von ihm geschieden, ich könnte keine zweite Ehe eingehen, ohne mir die bittersten Vorwürfe machen zu müssen. Je mehr er sündigte, je unheiliger vor Gott sein Eheband ist, desto heiliger sei unsre Liebe. Ehren Sie in mir die Gattin eines Andern, sprechen Sie kein Wort von unserm Herzen, Nichts mehr von Ihrer Liebe, bis, vielleicht — Gott verhüte, daß ich meinem Gemahl den Tod wünschen sollte, aber er ist krank, ich weiß es, unheilbar krank! —"

„Sie fordern Schweres von mir," entgegnete Montalegros, „aber Sie thun mir den Blick in eine schöne Zukunft auf; ich werde das Glück, was Sie vielleicht für mich in sich birgt, nicht durch Ungestüm verscheuchen!"

Ehrerbietig führte er ihre Hand an die Lippen und ging. Das Gespräch war nicht unbemerkt geblieben, Mira hatte hinter einer Buchenwand Wort für Wort mit angehört, und Empfindungen regten sich jetzt in ihr, an deren Dasein sie nie geglaubt hatte, die sie nur für die Erfindung der Dichter hielt.

Sie hatte Montalegros lange, und, wie sie wußte, ohne Hoffnung geliebt; sie hatte zu-

weilen dunkel geahnet, daß er die Marquiſe liebe und dabei gelitten, aber ſie glaubte feſt, daß dieſe die Neigung des Grafen nicht theile, und in letzter Zeit hatte ihr ſehnſuchtvolles Herz das freundliche, theilnehmende Benehmen des Grafen nach ihren Wünſchen gedeutet. Jetzt ſah ſie, daß ſie ſich ſelbſt getäuſcht hatte, daß Montalegros die Marquiſe liebe, daß er wieder von ihr geliebt wurde, daß Beide auf eine glückliche, gemeinſame Zukunft hofften.

In ihrer Seele, die jetzt mit Haß gegen die Marquiſe, mit Bitterkeit und Eiferſucht gegen Montalegros erfüllt war, regten ſich ſchwarze Gedanken; die Lebhaftigkeit ihrer Phantaſie unterſtützte ſie dabei; ſie ſollte nicht glücklich ſein, nicht den Mann beſitzen, den ſie liebte, der ihr verloren war. —

Aber was konnte Mira thun? Welche Macht war ihr gegeben? —

„Der Menſch kann Alles, was er will!“ rief ſie ſich ſelbſt zu. „Ich beſitze ein Geheimniß des Grafen; ich will auch ihr Geheimniß ergründen. Wiſſen will ich, wer ſie iſt, warum ſie ſich verbirgt, und trägt ſie nur eine leiſe Schuld, dann — wehe Ihr!“

Mit ſolchen Vorſätzen kehrte Mira in das Schloß zurück, aber weil ſie wußte, daß ſie nur durch Liſt und Heuchelei zum Ziele komme, ſo behielt ſie die glatte Stirn, das freundliche Lächeln bei, und ſchmiegte ſich mit der tiefſten Ergebenheit an die Marquiſe.

Sie wußte, wo dieſelbe ihre Papiere verwahrt hatte, wußte, zu welchen Stunden ſie das Zimmer der Marquiſe leer fand, und es ſchien ihr nicht unmöglich, das Schubfach zu öffnen und dieſe Papiere zu entwenden.

Seltſam traf es ſich in dieſer Zeit, daß die Marquiſe wegen eines leichten Uebelbefindens das Zimmer nicht verließ, und geſchah es, ſo ward der Schlüſſel abgezogen, den die Marquiſe faſt immer an einem goldenen Kettchen bei ſich trug, und Mira ſah ſich genöthigt, ihren Plan zu verſchieben.

Die Marquiſe genas wieder, und das Mädchen hoffte jetzt, das Geheimniß zu entdecken, und ſuchte ſie zu längeren Spaziergängen in dem Garten zu bereden.

Aber hatte ein Traum die Marquiſe gewarnt, oder war es Zufall, eines Tages, als Mira in das Gemach der Dame trat, ihr wie

gewöhnlich frische Blumen zu bringen, fand sie diese am Kamine, eben beschäftigt, viele Papiere zu verbrennen. Die Flammen loderten hoch empor, und das geöffnete Schubfach war leer.

Einige Tage nach diesem Vorgange lockte die schöne Septembersonne die Marquise mit Madame Birnot und Mira durch die Gartenthüre hinaus auf die Felder.

Madame Birnot erzählte mit der ihr eigenen Lebendigkeit Geschichten, und unvermerkt waren die Frauen immer weiter und weiter gegangen, bis sie sich am Saume eines Wäldchens befanden.

Das frische Grün des Forstes, und einige üppige Brombeersträuche mit schwarzen, duftigen Beeren lockten sie tiefer in den Wald hinein, aus dem ihnen jetzt Schüsse und Hörnerklang entgegenschallten.

„Es ist heute große Jagd," erzählte Mira, „ich hörte schon gestern davon."

„Der Herzog hat hohe Gäste," fuhr sie fort, „der König von ** nebst einem Prinzen von ** und drei Prinzen von *** mit ihren Gemahlinnen sind zum Besuche da. Auf dem Lustschlosse des Herzogs soll heute Abend ein

großes Maskenfest stattfinden. Ich möchte zuschauen, der Garten wird illuminirt, ein Feuerwerk abgebrannt und die Masken durchschwärmen die schönen Laubgänge. Wie glücklich sind doch die Fürsten!“

Die Marquise schwieg, aber es war ihr kein Wort von der Erzählung Miras entgangen, und mit ungeduldiger Hast sprang sie auf und verließ, auf den Arm der Madame Binot gestützt, den Wald.

Ohne zu sprechen, ging sie mit ihren Begleiterinnen mit raschen Schritten der Heimath zu.

Als sie in das Schloß traten, kam Montalegros ihnen entgegen, der über das Ausbleiben der Marquise besorgt war und sie vergebens aufgesucht hatte.

Er sagte ihr einige Worte darüber, aber die Marquise war sichtbar zerstreut und antwortete wenig. Nach dem Diner ging sie in ihr Zimmer und winkte Mira herbei.

„Liebe Mira,“ begann sie, als sie sich mit ihr allein befand, „ich hoffe, daß Du mir treu ergeben und verschwiegen bist.“

„Gnädigste Frau, auf meine Treue können

Sie bauen, und was Sie mir auch anvertrauen mögen, ich bin ſtumm wie das Grab!" — entgegnete Mira.

„So nimm dieſes Goldſtück und beſtelle einen Wagen, der heimlich Abends um acht Uhr an der hintern Gartenpforte hält, Du wirſt mich begleiten; aber Niemand darf davon wiſſen; morgen, ehe der Tag graut, ſind wir wieder zurück."

„Ich eile, die Befehle von Ihro Gnaden zu erfüllen!" ſagte Mira, verbeugte ſich tief und entfernte ſich.

Als die Marquiſe ſich allein ſah, öffnete ſie ihren Garderobekaſten, und mit feinem Geſchmacke ſetzte ſie einen reichen, phantaſtiſchen Anzug zuſammen. Dann flocht ſie ihr ſchönes blondes Haar in Zöpfe, ordnete es, kleidete ſich an, und bedeckte das Geſicht wieder mit der verhüllenden Maske.

Der Mantel und der Hut mit dem dichten Schleier verbargen ihren Anzug, und ohne bemerkt zu werden ſchlich ſie, als es dämmerte, ſich mit Mira aus dem Schloſſe.

Der Wagen harrte ihrer, und ſchnelle Roſſe

führten ſie in drei Stunden nach dem Luſtſchloſſe des Fürſten.

Hundert Schritte davon gebot die Marquiſe dem Kutſcher zu halten, und Mira, ſich unter die Zuſchauer zu miſchen.

Sie ſelbſt trat mit der Sicherheit einer Dame aus der großen Welt in das Schloß, gab Hut und Mantel einem Kammerdiener und miſchte ſich unter die bunten Maſken.

Niemand kam auf den Gedanken, daß die jüngſt eingetretene Maſke eine uneingeladene ſein könne; aber ihr graziöſer Wuchs und ihre königliche Haltung fielen beſonders den Männern und auch einigen Frauen auf, doch da vor zwei Uhr ſich Niemand demaſkiren ſollte, blieb die Marquiſe ungefragt.

Ihr Herz pochte, als ſie ſich wieder in dem Kreiſe befand, in welchen ihre Geburt ſie geſtellt hatte; ſie hörte durch die Maſken theure, unvergeſſne Stimmen, und es war ein Glück für ſie, daß ihre Maſke ihre Thränen verbarg.

Der Herzog, der ſchon lange mit ſeinen Blicken der unbekannten Maſke gefolgt war, bot ihr die Hand zum Tanze, ſie wagte es nicht,

ſie auszuſchlagen und folgte ihm in den fröhlichen Reigen.

Als ſie an ſeinem Arm im leichten Walzer dahinſchwebte, da vergaß ſie für den Moment Montalegros, ſie vergaß Jahre des Leidens und gedachte nur der glücklichen Mädchenzeit, in welcher ſie ſo oft an des Herzogs Hand am Hofe ihres Oheims zum Tanze geeilt war.

Unter den Gäſten des Herzogs befand ſich auch der Graf Roſenberg, Armidens früherer Gemahl.

Er hatte, erſt kürzlich von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, ſich wieder in ſeiner Heimath angeſiedelt, und war gekommen, dem Herzoge ſeine Aufwartung zu machen.

Sein Schloß war ungefähr vier Stunden von dem Luſtſchloſſe des Herzogs entfernt.

Die ſchöne Geſtalt der Marquiſe war auch ihm aufgefallen, und er bat ſie um einen Tanz, den ſie ihm, um nicht aufzufallen, ebenfalls gewährte.

Als ſie vom Tanze mit ihm ausruhte, hörte ſie die Prinzeſſin *** deutlich zur Herzogin Margarita ſagen: „Welch anmuthige Tänzerin!

Wiſſen Sie wirklich ihren Namen nicht, Herzogin?“

„Nein, meine Hoheit, aber ich werde ihn erfahren!“ entgegnete die Herzogin.

Die Marquiſe ſtand wie auf glühenden Kohlen; ſie mußte daran denken, ſich zu entfernen, und noch hatte ſie kaum die Stimmen ihrer Brüder gehört, noch kein Wort mit ihnen gewechſelt.

Sie faßte ſich hinreichend, um des Grafen Artigkeiten mit ruhiger Stimme und im ſcherzhaften Tone zu beantworten, und als der Tanz zu Ende war, ging ſie von ihm fort.

„Schöne Maske, wohin wanderſt Du?“ fragte der Prinz von ***. Denn wenn ich nicht irre, ſo zeigt es Dein Weſen und Dein Gewand, daß Du die Poeſie biſt!“

„Ich bin nur ein Traum!“ ſagte ſie leiſe. „Ein vergänglicher!“

„Aber die Träume ſind oft das Schönſte im Leben!“ ſprach der Prinz.

Die Marquiſe antwortete nicht, ihre Augen verweilten auf ſeinem Antlitze, ſie fand die Schriftzüge welche die Sorgen hinterlaſſen, Falten auf der hohen Stirn.

„Wirſt Du niemals nach *** kommen?“ fragte er, indem er ſie am Weitergehen hindern wollte.

„Vielleicht blüht der Garten noch, den Du als Kind bewohnteſt, grünen die kleinen Beete und Lauben noch, die ich mit Vergnügen ſah, als ich das letzte Mal in D. war?“ fragte ſie dagegen.

„Ja, die Kinder meines Bruders ſpielen darin. Aber zwei der Beete ſind im Welken, zwei meiner Schweſtern ſind nicht mehr!“ der Prinz ſagte dieſe Worte mehr zu ſich ſelbſt, als zu ihr, aber die Marquiſe vernahm ſie doch und ihr Herz beantwortete ſie.

Während dieſes kurzen Geſpräches winkte die Herzogin dem Grafen Roſenberg und flüſterte ihm zu: „Wer war die Dame, mit welcher Sie vorhin walzten?“

„Ich weiß es nicht, Durchlauchtigſte!“

„Und das ſoll ich Ihnen glauben?“

„Durchlaucht, wie könnte ich mich unterfangen, Ihnen Unwahrheit zu ſagen!“

„Ich mögte es wiſſen, Graf Roſenberg, und ich traue Ihnen Scharfſinn genug zu, es bald

zu ergründen; wenn ich sage, bald, so verstehe ich darunter —"

„Fünf Minuten, durchlauchtigste Frau! —"

Der Graf war verschwunden, aber die Herzogin war noch nicht zufrieden mit diesem Späher, sie folgte von Ferne der Maske, mit welcher der Herzog getanzt hatte, die er nicht aus den Augen ließ.

Sie mußte zugestehen, daß die Gestalt reizend, die Haltung von unvergleichlicher Anmuth und Majestät war, und daß keine der Damen ihre würdevollen, stolzen und doch völlig ungekünstelten Bewegungen hatte. „Und wie sie mit ihm dahinflog, mit dem Herzoge," setzte die Herzogin in ihrem Selbstgespräche fort, „als ob sie mit einander nicht zum ersten Male getanzt hätten!"

So folgte die Herzogin mit dem Scharfblicke der Eifersucht der schönen Maske, und entdeckte jetzt, als sie dicht hinter ihr stand, daß sie diese Gestalt, diese blonden Haarflechten, die schwarze Sammetmaske schon ein Mal im Leben gesehn hatte: es war die unbekannte Dame aus dem einsamen Schlosse.

Die Herzogin sann nach, wie sie dieselbe

festhalten solle, aber sie wußte, daß dies nur mit List geschehen konnte; denn der Herzog hatte ihr mehrmals auf das Entschiedenste gesagt, daß sie von jener Dame nicht sprechen und sie auf keine Weise stören solle. Sie anzureden, wagte sie nicht, in ihr Vertrauen wollte sie Niemand ziehen, höchstens den Grafen Rosenberg, den sie schon auf Kundschaft ausgesandt hatte, und der bei allem Leichtsinne doch ein verschwiegener und gewandter Mann war.

Sie bemerkte, daß Rosenberg sich vergebens bemühte, die Maske anzureden, weil der Prinz ** noch immer in lebhaftem Gespräche mit ihr war, deßhalb winkte sie dem Grafen mit den Augen und flüsterte: „Graf, ich gebe Ihnen einen kleinen Wink nur für Sie; mir scheint, die Maske ist die unbekannte Dame aus Schloß Rosenhof."

Der Graf entfernte sich leise und verließ den Saal. Hatte die Maske wegen ihrer schönen Gestalt und graziösen Haltung ihn früher angezogen, so fachte die hingeworfne Vermuthung das lebhafteste Interesse in ihm an. Er hatte von der Dame sprechen hören und sich wenig um sie bekümmert, weil er sie für alt und häßlich oder verunstaltet im Gesichte hielt. Diese reizende Fi-

gur, der ſchneeweiße Hals, das reiche blonde Haar verſprachen ihm ein angenehmes Geſicht, und in jedem Falle war es intereſſant, die Dame ohne Maske zu ſehen und näher kennen zu lernen.

Er dachte ſogleich daran, daß ſie, den Aeußerungen der Herzogin nach, nicht zu dem Balle geladen und wahrſcheinlich heimlich gekommen ſei, mit der Abſicht, ſich eben ſo heimlich vor der Demaskirung zu entfernen. Er fragte den Hofmarſchall, ob die Dame aus Schloß Roſenhof eingeladen ſei, und erhielt lächelnd die Antwort: „Wie können Sie mir ſo Etwas zutrauen, beſter Graf; man weiß ja nicht einmal, ob jene Dame hoffähig iſt!“

Graf Roſenberg machte eine Entſchuldigung, und verließ das Schloß.

Zu Fuße war die Dame unmöglich gekommen; es hielt vielleicht in der Nähe ein Wagen von ihr. Indem er auf ſeine Entdeckungsreiſe ausging, ſah er in einiger Entfernung von dem Schloſſe einen Wagen halten. Der Graf ging auf ihn zu und ſagte unbefangen zu dem Kutſcher: „Seine Herrſchaft will zurück. Er iſt

doch der Kutſcher der Dame aus Schloß Roſenhof?“

Der Kutſcher entgegnete, wie ihm gelehrt war: „Nein, ich kam nur vorübergefahren und hielt an, um das Feuerwerk zu ſehen.“ Doch lag in ſeinem Tone etwas Unſicheres.

Der Graf ließ ſich auch nicht irre machen und ſprach ganz ruhig: „Bravo, mein Lieber, Du biſt klug und zuverläſſig. Du ſollſt es auch Niemand ſagen, als mir. Die Dame ſendet mich, und zum Beweiſe, daß ich wirklich geſandt bin, Dir dieſen Dukaten. Du ſollſt ſie noch wohin fahren.“

Der Kutſcher nahm das Goldſtück, ſteckte es ein und ſagte gleichmüthig: „Freilich fahre ich ſie hin, wohin ſie will; eigentlich bin ich von Mademoiſelle Mira gedungen, und mein Herr, dem die Pferde gehören, hat mir befohlen, daß ich morgen in der Frühe wieder zurück ſein muß.“

„Verſteht ſich,“ ſagte der Graf, ſprach mit dem Kutſcher noch eine Weile, und ging dann in das Schloß und in den glänzenden Saal zurück.

Als der Graf ſich unter die Tanzenden

niſchte, ſah er die Maske wieder im Geſpräche mit dem jüngern Prinzen von **; er konnte nicht verſtehen, was ſie ſagte, denn ſie ſprach leiſe und mit verſtellter Stimme; aber er bemerkte, daß ſie auf jedes Wort des Prinzen eifrig Achtung gab, daß ſie an ſeiner Rede lebhaften und nicht nur ſcheinbaren Antheil nahm. Er folgte ihr überall verſtohlen mit den Augen, und verfolgte dabei in Gedanken ſeine Pläne.

Der Tanz hörte jetzt auf, drei Schüſſe gaben das Signal, daß das Feuerwerk beginnen ſolte; die Geſellſchaft begab ſich in den Garten, und Roſenberg bemerkte, daß die Maske die Gelegenheit wahrnahm, ſich von dem Prinzen ** zu trennen und in die Garderobe zu ſchlüpfen.

Er ſah, daß ſie ſich in Hut und Mantel hüllte und unbemerkt, weil Alles nach dem Feuerwerke ſah, durch die dunklen Partien des Gartens nach dem Ausgange ſchlüpfte.

Mit leiſen Schritten folgte ihr Roſenberg.

Am Wagen blieb ſie ſtehen, als ob ſie auf Jemand warte, und er hörte ſie den Kutſcher nach Mira fragen.

„Ich habe Mamſell Mira geſprochen; ſie

ſteht unter den Zuſchauern und will das Feuerwerk anſchauen; es ſind Viele aus Roſenhof hier, mit denen wird ſie wohl nachkommen, wenn Ew. Gnaden nicht auf ſie warten wollen," erwiderte der Kutſcher.

Die Marquiſe ſtieg in den Wagen und gab das Zeichen zur Abfahrt. Graf Roſenberg ſchwang ſich, begünſtigt von der Dunkelheit der Nacht, gewandt auf den Kutſchbock, und der Wagen fuhr im Galopp davon.

Die Marquiſe dachte noch eine Zeitlang mit den verſchiedenartigſten Empfindungen an die Erlebniſſe des Abends, dann ſchlief ſie, ermüdet von der Kühle der Nacht, ein.

Der Graf ſah zuweilen von ſeinem Sitze zurück in den Wagen; Sie ſchlummerte; er hatte Zeit, ſeine Pläne weiter auszuſpinnen.

Das Stillſtehen des Wagens weckte die Marquiſe aus ihrem Schlafe. Der Strahl der Morgenröthe erhellte die Gegend. Sie ſah ſich verwundert um und fragte: „Wo bin ich?!"

Graf Roſenberg öffnete die Wagenthüre, bot der Dame zum Ausſteigen die Hand, und ſagte mit einer tiefen Verbeugung: „In dem Schloſſe eines Edelmannes, welcher es ſich zum Ver-

gnügen macht, Sie, meine gnädigste Frau, aufzunehmen."

„Ich verstehe das nicht; ich habe durchaus Niemand die Erlaubniß gegeben, mich hierher zu führen!" entgegnete sie.

„Wollen Sie nicht die Gnade haben, in das Schloß zu treten? Der Morgen ist kühl und feucht."

Die Marquise stieg aus, legte ihren Arm in den des Grafen, und indem sie sich nach dem für sie bestimmten Zimmer führen ließ, sagte sie: „Mein Herr, obgleich mir noch Alles, was mir jetzt begegnet, dunkel ist, so sehen Sie doch aus wie ein vollkommener Edelmann, deßhalb bin ich ruhig."

Sie trat mit dem Grafen in ein geschmackvolles Zimmer; es lag zu ebner Erde, die Fenster gingen nach dem Garten. Man mußte den Grafen erwartet haben, denn im Kamin brannte ein helles Feuer, und der Kammerdiener brachte Thee. Der Graf bat die Marquise, es sich bequem zu machen, und wollte sich mit einer Verbeugung entfernen.

Sie stand auf, denn ermüdet und kalt hatte sie sich in einen Lehnstuhl beim Kamine gesetzt,

und ſagte mit Energie: „Sie werden mich nicht verlaſſen, mein Herr, bevor Sie mir ſagen, wo und warum ich mich hier befinde. Sie haben kein Recht, mich hier feſtzuhalten, eben ſo wenig, als Sie berechtigt waren, mich hierher zu locken, und ich verlange Gründe für Ihr Benehmen.

Der Ton, in welchem die Marquiſe ſprach, imponirte dem Grafen, und er ſagte, um ſich zu entſchuldigen und ſich doch auch nicht Preis zu geben: „Verzeihen Sie mir, meine Gnädige, ich handle in fremdem Auftrage!“ —

Die Marquiſe erſchrak; ſie glaubte ſich von einem Emiſſär ihres Gemahls angeredet und ihr Leben, ihr Geheimniß entdeckt; aber ſie faßte ſich und ſagte feſt und ſtolz: „Haben Sie vergeſſen, daß ich hier auf Deutſchem Boden ſtehe, daß jeder Deutſche Fürſt mich ſchützen wird, ſchützen muß vor einer ausländiſchen feindlichen Macht, wenn er nicht ſein eignes Wappenſchild mit einer Unritterlichkeit ohne Gleichen beflecken will!“

Der Graf wuſte ſich dieſe Rede nicht zu deuten; er begnügte ſich zu ſagen: „Eine feind-

liche Macht nennen Sie? Im Gegentheil, ich bin bewogen, gesandt von Freunden —"

„Wirklich?" fragte die Marquise. „Aber warum führten Sie mich auf so listige Weise, ohne mein Wissen und Willen, hierher? Wer, ich sage es Ihnen zum letzten Male, wer lockte mich hierher? Ich befehle Ihnen, die Wahrheit zu sagen!"

Einen Augenblick war der Graf von dem stolzen Tone der Marquise überrascht; aber bald wich die Ueberraschung einer Art von Zorn, und er dachte das, was Einige in der Gegend glaubten, nämlich, daß die Unbekannte nichts Anderes sei, als die Mätresse eines Sonderlings, und lachend rief er aus: „Wozu diesen drohenden Ton, schöne Maske? Er kommt nur einer Königin zu. Wenn Sie denn durchaus wissen wollen, wer die Veranlassung Ihres Hierseins ist — ich bin es."

„Sie?" rief die Marquise, „Sie? Wie konnten Sie Sich Dies erlauben?! Ich wünsche, daß Sie mich sogleich nach meiner Wohnung zurückfahren; die Meinen," setzte sie halblaut, wie mit sich selbst redend, hinzu, „werden um mich besorgt sein!"

„Sogleich!“ erwiderte der Graf. „Aber ich kann, ich darf Sie nicht eher aus dem Zimmer laſſen, bevor ich Ihr Geſicht geſehen habe.“

„Welche Kühnheit, welche Unritterlichkeit!“

„Verzeihung, ſchöne Maske; aber ich muß auf Erfüllung dieſer Bitte beſtehen. Ich könnte Gewalt brauchen, aber ich bitte nur.“

„Und denken Sie gar nicht daran, daß ich mich über Sie beklagen könnte?“

„Dann würde ich doch den Triumph haben, Ihr aller Welt verborgenes Angeſicht geſehen zu haben!“

Die Marquiſe ſtand regungslos da, ſie wollte nicht ſprechen, um nicht zu zeigen, daß ſie vor Zorn und Schmerz weinte. Sie wußte, daß ein Wort von ihr den Grafen augenblicklich in den demüthigſten Menſchen verwandeln würde, aber ſie wollte und konnte das Wort nicht ſprechen.

Widerſtand zu leiſten ſchien ihr ebenfalls unmöglich. Mit Angſt dachte ſie auch an Montalegro's Sorge um ſie, an die Gefahr, dem Herzoge zu begegnen, oder entdeckt und zum Gegenſtande des Geſpräches zu werden, und bitter bereute ſie die Unvorſichtigkeit, mit welcher ſie

sich aus ihrem versteckten, stillen Schlosse unter Menschen gewagt hatte.

„Wozu zögern, schöne Maske? Sie gewähren ja einem Glücklichen den Anblick ihres holden Antlitzes!“ rief der Graf, durch ihren Widerstand gereizt und immer fester in der Einbildung, daß irgend eine unerlaubte Liebe sie in dem Schlosse Rosenhof gefesselt hielte.

Die Marquise wandte sich beleidigt ab; einige Minuten zögerte sie, dann sprach sie mit stolzer Festigkeit: „Daß Sie mich hierher lockten, um Ihre Neugierde zu befriedigen, ist keine Heldenthat und eines Edelmannes nicht würdig; aber Widerstand zu leisten ist unmöglich. Maria Stuart war regierende Königin und ließ sich geduldig enthaupten, denn sie wollte nicht durch Widerstand, Zorn und Schmerz ihre Ohnmacht darstellen. Hören Sie mich jetzt, Sie sollen mich sehen, wenn Sie mich dann sogleich frei und ungehindert fortfahren lassen, wohin ich will, und wenn Sie mir schwören, Niemand zu entdecken, welch ein Gesicht Sie erblickten!“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihre Wünsche auf das Genaueste erfüllen will!“

ſagte der Graf, und konnte ſich bei dieſen Worten eines leiſen Schauers nicht erwehren.

„So geben Sie Befehl zu meiner Abfahrt!“ —

Der Graf ging und kam nach einigen Minuten zurück. Die Marquiſe fragte: „Iſt der Wagen bereit?“

„Augenblicklich, ſobald Sie Wort halten.“

„Begehren Sie wirklich noch mich zu ſehen? Ich rathe Ihnen, es aufzugeben!“ ſagte die Marquiſe in feierlichem Tone.

„Ich beſtehe darauf!“

„Ich warne Sie vor dem Anblick!“

„Sie ſind frei, ſobald ich Ihr Antlitz geſehen habe!“

„Sie wollen es? Es ſei!“

Die Marquiſe ſchritt bei dieſen Worten auf die Thüre zu, öffnete ſie und blieb auf der Schwelle ſtehen; ſie knüpfte das Band, welches die Maske hielt, auf und der Graf ſah ein Antlitz von Marmor.

Das Geſpenſtige dieſes Anblickes wirkte furchtbar auf den Grafen. Er ſchrie laut auf,

und ſtürzte durch die Zimmer, als verfolge ihn ein Geiſt.

Ruhig band die Marquiſe die Maske wieder vor, und ſtieg in den Wagen, welcher im Portale des Schloſſes hielt.

V.

Beſorgniſſe.

Mit nicht geringer Verwunderung und Angſt hatte Mira nach Beendigung des Feuerwerkes die Marquiſe im Garten und, von der Zuſchauer-Tribune herab, im Saale geſucht. Sie eilte den Kutſcher zu finden; vergebens: er war nicht mehr da, und endlich blieb ihr Nichts übrig, als ſich einigen Leuten aus Roſenhof anzuſchließen und mit dieſen den Heimweg anzutreten.

Doch die Angſt, mit welcher den andern Tag die Marquiſe von dem Grafen und Madame Virnot vermißt wurde, übertraf alle Beſorgniß Mira's, die mehr um ihrer ſelbſt willen, als um der Marquiſe willen, ſich eifrig nach derſelben umgeſehen hatte.

Die Marquiſe hatte nach dem Diner geſagt,

daß ſie ungeſtört in ihrem Zimmer bleiben wolle und Nichts bedürfe. Natürlich konnte ihr Verſchwinden nicht ſogleich bemerkt werden; als aber die Marquiſe den andern Morgen nicht zur gewohnten Zeit ſchellte, als Alles in ihrem Zimmer ſtill blieb, da öffnete es Madame Virnot und ſtieß einen lauten Schrei des Schreckens und der Verwunderung aus, als ſie das Bette der Marquiſe unberührt ſah.

Ihr Erſtes war, den Grafen von ihrer Abweſenheit zu unterrichten, und er gab ſich der quälendſten Angſt hin; denn er bildete ſich ein, einer jener gefürchteten Emiſſäre, die ſich wie Staub unmerklich überall hinzuſchleichen wiſſen, habe ſich mit Liſt und durch Beſtechung den Weg zu ihr zu bahnen gewußt und ſie mit ſich fortgeführt.

Schon ſtieg Verdacht gegen die Treue der Madame Virnot in ihm auf, als Mira, blaß und erſchöpft von ihrer Wanderung, eintrat und dem Grafen die Mittheilung machte, daß ſie mit der Marquiſe dem Maskenfeſte auf dem Luſtſchloſſe des Herzogs beigewohnt und ſie die Dame nicht wiedergeſehen habe.

Dieſe Nachricht beunruhigte Madame Vir-

not, welche glaubte, daß der Marquiſe dort ein Unglück zugeſtoßen ſei; ſie ſchöpfte aber bald Troſt aus den Worten des Grafen, welcher ſie wiederholt bat, ſich jetzt keinen Beſorgniſſen mehr hinzugeben.

Er ließ ſie allein und ging in ſein Zimmer zurück, ſcheinbar ruhig, obgleich es in ihm heftig ſtürmte und er faſt vor ſich ſelbſt erſchrak, als ihm der Spiegel ſein bleiches Geſicht zeigte.

„Sie iſt fort! Sie iſt zu den Ihrigen gegangen! Sie hat dem Zauber, der uns zu Jugendfreunden und zur Familie zieht, nicht widerſtehen können, als ſie dieſe ſo nahe wußte! —“ Dies ſagte ſich Montalegros ſelbſt.

„Sie will wieder in den gewohnten Kreiſen leben,“ ſetzte er mit ſchmerzlicher Bitterkeit hinzu; „ich kann ſie darum nicht tadeln. Sie hat mich leicht aufgegeben, ſie, für die ich Alles opferte, o! — Aber das iſt Frauendankbarkeit, das iſt königlich und herrlich! — Vielleicht wird mir von Einem ihrer Familie ein Dankbrief zu Theil. Sie floh feige, ſie ſagte mir kein Wort; ich würde ſie nicht zurückgehalten haben! Nicht abgehalten haben von ihrem Glücke! — Aber

ſie fürchtete den Abſchied, o vielleicht hat ſie vor ſich ſelbſt gebangt, ſie hat mich doch geliebt." —

Mildere Empfindungen zogen in ſeine Seele ein. „Dem Familienkreiſe, dem Vaterlande entſagen und glücklich ſein, einzig durch die Liebe, durch ein Weſen, das kann nur ein Mann. Das Weib bedarf nicht ein großes Gut zu ſeinem Glücke, ſondern mehrere, kleinere, darum kann ſie ohne meine große, tiefe Liebe leben, aber nicht ohne ihre Verwandten, nicht ohne die gewohnten Umgebungen!"

So bitter dieſe Empfindungen auch für ihn waren, er verlor ſich in ihnen, er fand eine gewiſſe Freude daran, ſie zu hegen; doch auch ſie mußten wieder andern weichen, die Furcht verdrängte ſie, die Sorge um das Geſchick der geliebten Frau.

Nur in der Verborgenheit konnte ſie ruhig und ſicher leben, nur wenn ſie Niemand kannte, ſtand ſie Niemand im Wege, und nur dann durfte ſie nicht für ihr Leben bangen. Vor Meuchelmord, vor ſpurloſem Gifte, konnte die Macht ihrer Familie ſie nicht ſchützen. O warum, warum war ſie dem Aſyl entflohen!"

Die Furcht vor dem Schickſale der geliebten

Frau ſchnürte ihm das Herz zu, an ſich dachte er in dieſen Augenblicken nicht; daß ſie ihn verlaſſen hatte ohne Dank und Lebewohl, wollte er verzeihen, wenn er nur hoffen durfte, daß ſie lebend und glücklich blieb.

Doch nicht lange blieb er unthätig in ſeiner Stellung; der Gedanke, ſie zu warnen, zu retten, ſie wieder zu ſehen, wirkte wie ein Blitzſtrahl auf ihn und verbreitete Licht in ſein dunkles Herz. „Wo ſie auch leben mögte, unter welchem Namen, in welchen Verhältniſſen immer, ich kann ſie ſehen, ihr nahe ſtehen, ſie ſchützen und ihre Sicherheit bewachen mit dem Scharfblicke der Liebe. Wenn ſie aber mich verbannt, mich, der ihr treuer ergeben iſt, als irgend ein Menſch, dann, dann —“

Montalegros beendete dieſes Selbſtgeſpräch nicht; denn er fühlte, dann war ſein Leben zu Ende.

Einige Stunden ſpäter, als der Graf in den Garten ging, um noch ein Mal bei Mira nachzuforſchen, ob ihr die Marquiſe keinen Auftrag für ihn gegeben, ſtand ſie vor ihm.

Ein Ausruf der Freude glitt über ſeine Lip-

pen und ſeine ſtrahlenden Augen ſagten ihr, wie glücklich ihre Nähe ihn mache.

„Sie ſind hier! Sie hatten nicht die Abſicht mich ohne Lebewohl zu verlaſſen, oder gehen Sie wieder und iſt Ihre Erſcheinung nur ein ſchöner Traum?!“ rief der Graf.

Sie lächelte: „Thor, konnten Sie alſo zweifeln? Meinten Sie, ich ſei undankbar, vergeßlich? Oder konnten Sie im Ernſte glauben, daß ich, nach Erfahrungen, wie ich ſie gemacht habe, den Glanz des Hofes gegen das ſtille, friedliche Leben hier vertauſchen mögte?!“

Die Rührung, mit welcher ſie dieſe letzten Worte ſprach, drangen in die Tiefe ſeines Herzens, und er küßte die dargebotene Hand mit unendlicher Zuverſicht in ihre Beſtändigkeit und Liebe.

„Laſſen Sie mich jetzt, ich muß mich umkleiden und ausruhen,“ ſagte ſie mit der himmliſchen Heiterkeit, die immer nur die Liebe der Liebe gegenüber hat, und der Graf folgte ihrer leichten anmuthigen Geſtalt, wie ſie in das Schloß ſchwebte.

Als der Graf des Abends kam, um den Thee bei ihr zu trinken, ſagte ſie in ſeiner Mut-

terſprache, die Madame Birnot nicht verſtand: „Ich muß Ihnen aber nun erzählen, warum ich Ihnen ſo viel Angſt gemacht habe. Als ich hörte, daß meine Verwandten bei'm Herzoge waren, da zog es mich unwiderſtehlich hin, die ganze goldne Jugendzeit ging vor mir auf, ich mußte, wahrhaftig, ich mußte ſie wiederſehn! — Und ich ſah ſie wieder —“ fuhr ſie nach einer Pauſe trübe fort, — „auf ihren Geſichtern glänzt nicht mehr das Jugendglück, der Jugendmuth, der ſich früher ſo ſchön bei ihnen ausſprach. Ich habe ihre Stimmen gehört, ich habe ſogar mich erwähnt, ach ſie ſprachen einen Augenblick mit Wehmuth von meinem frühen Tode, um im nächſten Augenblicke fröhlich weiter zu tanzen! Ich habe auch ihn geſehn, den ich einſt zu lieben wähnte, ach wie wenig iſt von jenem Gefühle noch übrig, das ich einſt für ſo mächtig hielt. Es iſt wahr, die ſogenannte erſte Liebe iſt ſelten mehr als eine liebliche Täuſchung! Als ich ihn wiederſah, den ſchönen, artigen Weltmann, da fühlte ich lebhaft, nicht Er hätte mein ſtolzes Herz beſiegt, nicht Er hätte meinem ſchwärmeriſchen Weſen genügt.“

„So iſt denn aus Unruhe und Beſorgniß Troſt und Freude für mich hervorgegangen, und

ich darf jetzt mit tiefer, inniger Zuverſicht glauben, daß Sie durch Ihren eigenen Willen hier ſind?“

„Das bin ich und werde bleiben!“ verſicherte ſie.

„Ach! —“

„Nun?“ fragte ſie.

„Verzeihen Sie, ich habe kein Recht Ihre Handlungsweiſe zu tadeln, aber —“

„Immerhin!“ ſagte ſie fröhlich.

„Es war doch eine große Unvorſichtigkeit von Ihnen, gnädigſte Frau, wenn Sie die Sammetmaske verloren, wenn Neugier und böſe Abſicht Liſt und Gewalt angewendet hätten —“

„Dafür war ich geſchützt. Erinnern Sie ſich jener enganliegenden Maske von Blaſe, die ſo täuſchend gemalt iſt, daß Niemand ſie, wenn ſie feſt aufgelegt iſt, für eine Maske halten kann? —“

„Ich erinnre mich dieſer vortrefflichen Erfindung Ihrer Kammerfrau; ich finde, dieſe Maske iſt ſelbſt für einen wenig nervöſen Menſchen unaushaltbar.“

„Ich trug ſie, und Graf Roſenberg hat mich durch ſein Benehmen gezwungen, ſie ihm zu zeigen.“

„Und Er? —“

„Er ſchrie auf und ich benutzte ſeinen Schreck, um ſeiner Gewalt zu entkommen! —“

Der Graf ſchwieg, obgleich eine bange Ahnung ſich in ihm regte; er mogte ihr nicht Worte geben.

Madame Birnot fragte in Franzöſiſcher Sprache nach einigen Befehlen der Marquiſe, und das Geſpräch ward wieder allgemein.

Einige Tage nach jenem Vorgange erhielt der Graf durch die Hand des Kaſtellans folgenden Brief, den der Herzog an ihn geſandt hatte.

An den Herrn Grafen Montalegros.

Es iſt für Mich angenehm, dem verfolgten Unglück in meinem Lande ein Aſyl zu gewähren, und ich finde eine ſchöne Aufgabe darin, die Empfehlungen einer hohen und hochverehrten Verſtorbenen zu ehren; aber ich ſehe mich genöthigt, mein Graf, einen kleinen Wink zu geben.

Ich weiß jetzt, daß ein entſtelltes Antlitz das Unglück der Dame macht, deren Freund und Schützer Sie ſind. Ich entſchuldige ihr Erſcheinen bei'm Maskenfeſte in meinem Schloſſe mit der Sehnſucht, ein einförmiges Leben

zu unterbrechen; aber wenn ich auch des Grafen Rosenberg Benehmen gegen die Frau Marquise Olbreuse nicht billige, so muß ich Sie doch auffordern, die Dame zu veranlassen, nicht wieder durch ihr Antlitz einen Menschen zu schrecken.

Der Graf Rosenberg ist schwer krank, sein Gemüth ist verstört, und nachdem ich von ihm den ganzen Vorgang erfahren habe, fürchte ich, daß er noch nachtheiliger auf den Grafen wirken und vielleicht bleibende Folgen haben wird.

Wenn die Frau Marquise dieses bedenken will, ist ihr der Schutz in meinem Lande unbenommen, und Niemand soll sie in ihrer Einsamkeit belästigen.

Ernst, Herzog von **.

Ergriffen von dem Unglücke des Grafen, der für einen leichtsinnigen Streich ihm doch zu hart bestraft schien, legte der Graf das Blatt in seinen Schreibtisch, und nahm sich vor, der Marquise diesen Brief zu verheimlichen.

Als er wie gewöhnlich, den schönen Nachmittag benutzend, mit ihr und Madame Virnot in dem Garten herumwandelte, schlich sich Mira in

des Grafen Zimmer und öffnete leise und schnell mit einem Nachschlüssel seinen Schreibtisch. Rasch war der Brief überflogen und wieder an seinen Platz gelegt. Dann schloß sie sorgfältig wieder zu, und schlich sich mit einer bösen Falte zwischen den Augenbrauen die Treppen hinab.

Als Mira in das Wohnzimmer trat, kam ihr die Kastellanin mit einem lächelnden Gesichte entgegen, auf dem deutlich geschrieben stand, daß sie ihr eine angenehme Neuigkeit zu verkünden habe.

„Der Vater ist ausgegangen und hat den Brief eingeschlossen, aber ich kann es Dir ja sagen, der Herr Pastor hat einen Brief an ihn geschrieben, in welchem er um Deine Hand angehalten hat."

„Bei dem Vater?" sagte Mira spöttisch.

„Nun so ist wohl die schicklichste Weise für einen Geistlichen," entgegnete begütigend die Pflegemutter.

„Vielleicht hat er es gethan weil ihm um eine erfreuliche Antwort von mir bange ist!"

„Wie? Ein so gelehrter, braver und dabei hübscher Mann! Er sollte von Dir abgewiesen werden? Bedenke, daß Du dann die erste Frau

im Dorfe würdeſt und nicht von uns fortkämeſt — Ach, Mira," fügte ſie mit Thränen hinzu, „wenn Du einem Manne folgteſt, der Dich weit weg von uns führte! —" und die gute alte Frau fing an herzlich zu ſchluchzen.

Mira war von dieſem Liebesbeweiſe gerührt, und ſagte ungewöhnlich ſanft: „Weinen Sie nicht, liebe Mutter. Ich denke nicht daran, mich zu verheirathen, Sie zu verlaſſen!"

„Wirklich, Mira? Und der Herr Paſtor?!" fragte die Mutter.

„Laſſen wir den!"

„Nun, vielleicht beſinnſt Du Dich noch anders; kommt Zeit, kommt Rath!" ſagte die Mutter. „Aber," fuhr ſie mit bekümmertem Herzen fort, „ich bin zuweilen recht betrübt über Dich, Mira. Sonſt warſt Du ein gutes, ein fröhliches, offnes Geſchöpf; wenn ich Dich anſah, ging mir das Herz auf, und dem Vater, dem alten Manne, that Dein Anblick wohl, wie Sonnenlicht. Jetzt, ſeit einiger Zeit, biſt Du ungleich in Deinem Betragen, heftig, mürriſch, verſchloſſen; Du entziehſt mir, die Dich achtzehn Jahre kennt und liebt, Dein Vertrauen und wendeſt Dein Herz der fremden Dame zu, von wel-

cher man doch immer noch nicht weiß, wer ſie iſt!"

„Ich die Marquiſe lieben!" rief Mira mit einem wunderlichen Tone. „O nein, nein, auf dieſe Dame brauchſt Du nicht eiferſüchtig zu ſein, Mutter. Wenn ich ungleich in meinem Benehmen war, ſo verzeihe mir, und beziehe es nicht auf Dich. Ich habe für Dich und den Vater immer dieſelbe Liebe im Herzen; aber ich habe in letzter Zeit Viel und Schmerzliches erfahren, und —" ein Thränenſtrom unterbrach Miras Rede, ſie ſchluchzte convulſiviſch und ließ ſich geduldig wie ein Kind an das Herz der Mutter nehmen.

„Mein armes, armes Kind!" ſagte die Mutter mit milder Stimme. „Was quält Dich denn? Habe ich wirklich recht geſehen? Und galt Deine Schwärmerei für die Marquiſe, gilt jetzt Deine öftere Anweſenheit bei ihr dem Grafen?!"

Mira entgegnete kein Wort, aber ihr erröthendes Geſicht verrieth ſie.

„Habe Vertrauen zu mir, dann kann vielleicht noch Alles gut werden, fuhr die Mutter fort, ich habe oft gedacht, wenn ich den Grafen

ſah, der ſein ſchönes, anziehendes Geſicht nicht verſteckt, wie die Marquiſe, er und Mira, das gäbe ein ſchönes Paar! Daß ihm in dieſem einſamen Schloſſe ein Mädchen von Deinen Gaben auffallen muß, iſt nicht zu bezweifeln, ja ich habe ihn einige Male belauſcht, wie ſeine Augen Dir mit Wohlgefallen folgten, aber er ſcheint mir auch ein ſehr ſtolzer Mann, der ſich ſchwer zu einer Heirath unter ſeinem Stande entſchließen würde, folglich —"

„Folglich iſt die Tochter eines Schloßkaſtellans viel zu gering für den Herrn Grafen!" rief Mira heftig und bitter.

„O nein, liebes Kind, höre mich doch erſt zu Ende. Was mich oft geſchmerzt hat, wird vielleicht jetzt zur Freude für mich, für Dich, für uns Alle. Sieh, obgleich wir Dich geliebt und erzogen haben wie unſre Tochter, Du biſt nicht unſer Kind!"

„Nicht Euer Kind!" ſchrie Mira auf, und ſank einer Ohnmacht nahe in der Mutter Arme.

Die Kaſtellanin war auf das Liebevollſte um Mira bemüht, und als ſie ſich erholt hatte, ſchloß ſie die Thüre zu, und theilte Mira Alles mit, was ſie von ihrer Geburt wußte.

„Daß Du aus hohem Stande und das Kind einer geheimen Ehe oder eines Fehltrittes biſt, iſt gewiß," ſchloß die Kaſtellanin ihre Rede. „Wir haben Deiner Mutter verſprechen müſſen, Dich nicht vor Deinem vollendeten achtzehnten Jahre zu verheirathen; an Deinem achtzehnten Geburtstage ſollten wir Nachricht von Deiner Mutter empfangen; aber er iſt nun einen Monat vorüber, und wir haben Nichts von ihr gehört. Ich nehme an, daß ſie geſtorben iſt."

„Und niemals hat mich meine Mutter wiedergeſehen, mich aus dem Kreiſe, wohin ich meiner Geburt nach gehöre, in Armuth und Dunkelheit geſtoßen!" rief Mira.

„Du haſt wenigſtens bei guten Menſchen gelebt und der Liebe nicht entbehren dürfen," ſprach die Mutter mit ſchmerzlichem Tone.

„O vergieb, liebe Mutter! Der Schmerz über die Unnatürlichkeit von ihr, die mich geboren hat, entriß mir dieſe Worte; nicht Dich wollte ich damit kränken!"

„Auch ſie beurtheilſt Du ungerecht, ſie mußte Dich verlaſſen; und niemals vergeſſe ich den herzinnigen Ton, mit welchem ſie Dich mir an das Herz legte, nie den Blick voll un-

endlicher Trauer, den ſie beim Scheiden auf Dich warf. Ich weiß nicht, welch ein düſteres Verhängniß über ihr waltete, aber gut und eben ſo unſchuldig, als unglücklich, war ſie gewiß. Ich hoffe, wenn wir jetzt nachforſchen, wir entdecken Deine Herkunft, und iſt ſie, wie ich vermuthe, edel und unbeſcholten, dann wird vielleicht Graf Montalegros das adelige Fräulein mit andern Augen betrachten, als die Kaſtellan's-Tochter."

Einen Augenblick erhellte ein Freudenſchimmer Mira's ſchönes, finſtres Antlitz, aber bald verſchwand er wieder, und ſie ſagte mit ſinkender Stimme: „Ich glaube es nicht, denn ich weiß es, daß er die Marquiſe liebt!"

„Lieben? Unmöglich! Sahſt Du ihr Geſicht? Iſt ſie jung und ſchön wie Du?" fragte eifrig die Kaſtellanin.

„O ſie iſt ein Ungeheuer, ſie hat gar kein Angeſicht wie ein andrer Menſch, und doch liebt er ſie mit ſchwärmeriſcher Leidenſchaft."

Die Kaſtellanin ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Mein Kind, Du kennſt die Welt noch nicht; und es geht oft wunderlich genug darin zu. Ehe ich den Vater heirathete, war ich Kammerjungfer bei einer Hofdame der hochſeligen Her-

zogin Ludmilla, der Großmutter des Herzogs. Da habe ich wunderbare Dinge gehört und gesehn, und auch gesehn, wie sich die Damen oft mit falschen Haaren, Schminke und Kleidertracht in wahre Göttinnen verwandelten, welche die Männer täuschten, aber das geht nur eine Zeitlang. Ich habe junge, schöne Männer gesehen, die einige Monate für alte nnd häßliche Frauen schwärmten, sie geistreich und interessant nannten, ja sie wohl gar auch heiratheten, aber sie erwachten mit Schrecken aus ihrem Rausche. Ich bin auch fest überzeugt, daß es Zaubermittel giebt, wodurch man eines Menschen Herz gewinnen kann; aber auf diese, durch böse, unheimliche Künste erlangte Liebe folgt ein grimmiger Haß, ein unbezwinglicher Widerwille!"

„Glauben Sie das?" fragte Mira, sich einer neuen Hoffnung hingebend.

„Zuverlässig," entgegnete die Kastellanin; „ich habe Beweise. Uebrigens, mein Kind, ist der Graf nicht der Gemahl der Marquise —"

„Nein, denn ich weiß, daß ihr Gemahl noch lebt, und sie und der Graf sind Katholiken; an eine eheliche Verbindung denken Beide nicht," sagte Mira.

„Nun? Habe ich es nicht immer gesagt, es steckt Etwas dahinter," triumphirte die Kastellanin. „Mein gutes Kind, solche geheime Verhältnisse, die nicht durch Priestersegen geheiligt sind, sie mögen nun ganz unschuldig oder anderer Art sein, bleiben nicht, und das Ende ist gewöhnlich, daß der Mann die Frau verläßt, und sich mit irgend einem hübschen, unbescholtenen Mädchen verbindet und ein ganz guter Ehemann wird."

Mira schüttelte den Kopf und sagte trübe: „Das mag sein; aber das Band zwischen Montalegros und der Marquise ist edler und seine Liebe eine tiefe, wahre; denn sonst würde er sie nicht mit so viel Ehrerbietung behandeln; man mögte glauben, sie sei eine Königin."

„Dann ist Zauberei im Spiele, oder sie ist — es giebt ja einige geschiedene Fürstinnen, ich will mir vom Herrn Pastor den Kalender leihen, in dem alle Fürsten stehen. Und Deiner Geburt wollen wir nachforschen; ich muß das Kirchenbuch zu sehen bekommen, in diesem steht der Name Deiner Mutter eingeschrieben. Laß mich nur machen. Siehst Du, mein Kind, wir waren gegen alle Nachforschungen, weil wir Dich

liebten, aber jetzt, nun ſie für Dein Glück nö
thig ſind, jetzt iſt es etwas Andres. Gieb Dich
nur nicht dem Kummer hin, ſtelle Deine Zu
kunft Gott anheim, der wird ſchon Alles woh
machen."

Das Mädchen hörte die Pflegemutter ſchwei
gend an, auch wurde ſie unter ihrer milden Re
de geduldiger, aber als der Vater heimkehrte, und
die Jungfrau, um ihre Thränen zu verbergen
in ihr ſtilles Zimmer ging, da kehrten die Qua
len der Eiferſucht mit erneuter Heftigkeit in ihr
Innres ein, und ſie litt zwiefach durch den Ge
danken: „Alle Welt nennt mich ſchön und Er
liebt ein Weſen, vor deſſen Antlitz Jeder zurück
ſchaudert."

Sie haßte die Marquiſe, ſie fühlte ſich von
des Grafen Benehmen gekränkt, das zuweilen
aufmerkſam und dann wieder voll jener herab
laſſender Güte geweſen war, die ein ſtolzes Herz
tiefer kränkt, als Härte und Kälte.

Sie empfand ein heftiges Gelüſt, die Mar
quiſe zu kränken und ihr Mißtrauen in den Cha
rakter des Grafen einzuflößen; ſie hatte Augen
blicke, in denen ſie ſogar Montalegros haßte,
weil es ihr wie Spott und Hohn vorkam, daß

er, nachdem er von ihrer Liebe zu ihm wußte, sie noch immer wie ein Wesen betrachtete, das nur geschaffen war, die Marquise zu bedienen.

„Aber ich will ihm zeigen, daß ich nicht so unbedeutend bin, als er glaubt!“ rief sie ausplötzlich entschlossen. „Und wenn er mich nicht lieben kann, wenn jene Spukgestalt ihm Alles ist, so soll er mich doch nicht mit Gleichgültigkeit betrachten, sondern hassen und fürchten!“

Sie erinnerte sich der Nacht, in welcher Montalegros, wie sie glaubte, einen Schatz vergraben hatte, und wollte sich dieses Geheimnisses versichern.

Als im Schlosse Alles still war, stand sie leise auf und hüllte sich in ihren Mantel, dann nahm sie eine kleine Laterne, zündete sie an, und schlich sich in leichten Schuhen auf den Fußspitzen zum Schlosse hinaus in den Garten.

Schüchtern und ängstlich, wie das böse Gewissen, schlüpfte sie durch die Blumenpartien und Alleen des weitläuftigen Gartens nach dem Platze, auf welchem sie in jener mitternächtlichen Stunde Montalegros hatte graben sehen.

Sie hatte sich den Platz genau gemerkt; er war durch die Nähe einer weißen Birke noch

kenntlicher, der Stamm des Baumes ſchimmerte wie eine weiße Spukgeſtalt durch das Dunkel der Nacht, die nur ſchwach durch des Halbmondes matte Strahlen erhellt ward.

Ein leiſer Schauer durchfuhr ihren Körper, und faſt hätte die Furcht ſie zurückgetrieben aber Eiferſucht iſt eine mächtige Leidenſchaft, ſie beſiegt jede andere Regung und führt den Menſchen oft zu Thaten, die weder ſein Gewiſſen noch ſein Verſtand gut heißen.

Sie überwand ihre Furcht und ging weiter, das Grabſcheit in den zitternden Händen So kam ſie zu der Stelle, wo ſie Montalegro geſehen hatte. Mühſam und ungeſchickt fing ſie an zu graben, es war eine ungewohnte Arbeit für ſie, aber ſie fuhr fort zu graben und ein triumphirendes Lächeln überflog ihre Züge, als ſie jetzt auf etwas Andres, als auf Erde ſtieß Sie grub und grub, ſie leuchtete mit der Laterne; ein Leichnam, der Leichnam des Pater Vincenzo kam zum Vorſchein.

Starr vor Entſetzen, frierend und von Furcht gemartert, ſtand Mira vor dem entſtellten Leichname, und ein entſetzliches Licht dämmerte in ihr auf; Montalegros, der Mann, den

liebte und haßte zugleich, war ein Mörder. Unschlüssig, ob sie den Leichnam wieder vergraben oder liegen lassen solle, stand sie da. Sie hörte nicht, daß Schritte näher kamen, daß jetzt sie einen Zeugen hatte, wie damals Montalegros an ihr eine Zeugin gehabt hatte. Eine kalte Hand faßte die ihre; sie schrie laut auf. Montalegros sagte mit leiser, aber fester Stimme:

„Was thun Sie hier?!"

Mira antwortete nicht.

Das kleine Licht der Laterne beleuchtete den Todten. Montalegros schauderte vor dem grausigen Anblicke, den dieser halb verwes'te Leichnam darbot, zurück; aber er faßte sich bald und sagte zu Mira:

„Der Leichnam muß wieder verborgen werden, leuchten Sie!"

Mira erhob mechanisch die Leuchte, und er scharrte den Leichnam ein. Als dieses geschehen war, nahm er Mira bei der Hand, führte sie weit weg von dem düstern Platze zu einem freundlichen Blumenparterre, und sagte: „Bleiben Sie, ich sehe ein, daß ich gegen Sie vollkommen aufrichtig sein muß. Sie sollen ein Geheimniß erfahren, aber vorher, Mira, sein Sie aufrichtig;

gegen mich. Ihre vollkommenſte Aufrichtigkeit allein kann vielleicht jetzt Ihr Glück und unſer Aller Ruhe ſichern. Wollen Sie aufrichtig ſein?!"

„Ich will es," ſagte Mira, von dem Zauber ſeiner Nähe überwältigt.

Ein Fenſter im Schloſſe ward geöffnet, die weiße Geſtalt der Marquiſe wurde ſichtbar, und durch die Nacht ertönte mit wundervoller Stimme Webers unvergleichliche Cavatine „und ob die Wolke ſie verhülle!" Dieſe Klänge drangen zu Montalegro's Herzen, er vermogte es jetzt nicht, mit Mira zu ſprechen.

„Morgen," ſagte er, „morgen, hier auf dieſer Stelle, laſſen Sie uns jetzt nach dem Schloſſe gehen!"

Mira ſeufzte und ging neben ihm her.

Zweites Buch.

I.

Die Genesung.

In seinem Zimmer, blaß, matt und fieberhaft, lag Graf Rosenberg und blätterte in einem englischen Taschenbuche, während sein Kammerdiener die Vögel fütterte, die in goldenen Käfigen das Zimmer schmückten. Als Louis es verlassen wollte, rief der Graf: „Bleibe da, mir ist heute wieder ganz unheimlich zu Muthe; ich fürchte mich am hellen Tage; überall sehe ich die gespenstige Dame mit dem Marmorgesichte.“

„Es wäre vielleicht besser, wenn Ew. hochgräfliche Gnaden wieder auf Reisen gingen; im Geräusch der Welt würden Sie gewiß wieder Ihren frohen, leichten Sinn bekommen, der Ew. hochgräfliche Gnaden sonst so glücklich machte.“

„Ach, Louis, ich fürchte, der kommt nicht

wieder. Ich habe auch ſchon mehrmals Reiſegedanken gehabt; aber, ſiehſt Du, es iſt unmöglich, ich bin zu unwohl; dann iſt der Herzog der Einzige, in deſſen Nähe ich Troſt und Freude finde, er beehrt mich mit ſeiner Freundſchaft und —" Roſenberg ſah ſich furchtſam um, und als er Nichts gewahrte, fuhr er fort: „Siehſt Du, Louis, Du haſt mir immer treu gedient, ſeit meinem funfzehnten Jahre, Du ſelbſt warſt damals noch ein junger Burſche; ich bin immer des Glaubens geweſen, daß eine kleine Untreue, eine Vernachläſſigung von Seiten des Mannes gegen die Frau kein Unrecht iſt. Jetzt bin ich auf andre Gedanken gekommen. Louis, ich glaube, daß ich gegen die Gräfin Armida einigermaßen hart und ungerecht gehandelt habe. —"

„Und da wollen ſich der Herr Graf wieder mit ihr verſöhnen?" rief freudig der treue Diener.

„Das iſt zu ſpät, Louis," ſagte der Graf mit einem Seufzer.

„Zu ſpät! — Denken vielleicht der Herr Graf, wenn ſich ein treuer Diener dieſe Frage unterſtehen darf, ja, ich meinte, denken ſich Ew. hochgräfliche Gnaden wieder anderweitig zu vermählen?! —"

„Louis, ich habe einige Mal daran gedacht, eine liebenswürdige Frau, Kinder in dem Schloſſe, ſieh, das wäre doch recht ſchön. Ich bin des Reiſens und Umherſchwärmens müde, aber erſt muß ich Nachricht von der Gräfin Armida haben; ich bin nämlich auf die Idee gekommen, daß jene Geſtalt, die mir erſchienen iſt, doch vielleicht nicht die geheimnißvolle Dame aus dem Schloſſe war, daß ſie ſich nur dafür ausgab, mit wenig Worten, ich glaube, daß es Armidens Geiſt war, daß ſie in jener Nacht, wo mich dieſe Maske äffte, geſtorben iſt. Deßhalb habe ich ihr geſchrieben, die ſeit einiger Zeit vermählt ſein ſoll. Lebt ſie, ſo bin ich beruhigt, lebt ſie nicht mehr, ſo war es ihr Geiſt!“

Louis ſchüttelte den Kopf und ſagte in ehrerbietigem Tone, aber mit Beſtimmtheit: „Hochgräfliche Gnaden, an Geiſter und Geſpenſter glaube ich nicht. Ich denke, Se. Durchlaucht, der Herzog, irren nicht, wenn ſie des Glaubens ſind, daß der Herr Graf vom Balle aufgeregt und überwacht, ein blaſſes, hageres Geſicht für ein Marmorgeſicht angeſehn haben.“

„Und ich ſage Dir, es war ein Marmorgeſicht, ganz weiß, nur die Augen lebten und ſa-

hen mich zürnend an. Aber heute könnte ein Brief von der Gräfin Armida, oder Madame Stern, wie sie sich jetzt nennt, da sein, vorausgesetzt, daß sie rasch geantwortet hat."

„Der Bote pflegt um elf Uhr zu kommen, ich will nachfragen!" sagte Louis und verließ das Gemach. Er kehrte auch sogleich zurück, mit einem Briefe in der Hand, es war des Grafen eigner Brief, ein Postbeamter hatte auf das Couvert geschrieben: „ist abgereiset, ohne eine Adresse zu hinterlassen."

„Sie lebt also noch, wie es scheint," sagte der Graf, „Gott Lob, das klingt tröstlich!"

Dennoch besserte sich der Zustand des Grafen wenig. Am Tage befand er sich ziemlich wohl, besonders an milden, hellen Tagen; aber wenn die Dämmerung hereinbrach, kam mit seinem Abendfieber auch die Furcht, und er konnte dann nicht genug Kerzen und Lampen anzünden lassen.

In der Umgegend erregte sein Zustand die wärmste Theilnahme, besonders unter den Frauen, und sie bemühten sich, den liebenswürdigen und reichen Grafen aufzuheitern, und er bekam oft mehr Besuche, als ihm lieb war.

Die Marquise ward wie ein Gegenstand des Schreckens genannt, und keinem Menschen gelüstete mehr darnach, die Maske, die ihr Gesicht verbarg, zu lüften. Der Winter deckte die Gegend mit Eis und Schnee, der Graf blieb noch immer auf seinem Schlosse. Eines Tages saß er in seinem Salon, den Herzog erwartend, welcher heute aus der Residenz kommen und bei dem Grafen dintren wollte, als ihm ein Herr gemeldet wurde, der ihn zu sprechen wünschte. Der Kammerdiener hatte den Namen falsch verstanden und nannte einen ganz unbekannten; Rosenberg, welcher nur eine kurze Unterredung erwartete, ließ ihn eintreten.

Ein junger, interessanter Mann in tiefer Trauerkleidung trat ein; der Graf sah ihn fragend an und sagte: „Mich dünkt, ich hatte schon ein Mal das Vergnügen Sie zu sehen!“

„In Paris, Herr Graf, mein Name ist Stern!“

Der Graf wechselte die Farbe und sagte höflich:

„Ja, ich erinnre mich. Sie sind jetzt der Gemahl der Gräfin Armida — “

„Sie ruht seit drei Wochen im Grabe. Ihr

letzter Wunsch war, nach Deutschland zurückzukehren, ich trat die Reise mit ihr an, in Venedig ereilte sie der Tod, sie starb friedlich!" Wolfgangs Stimme zitterte bei diesen Worten, Thränen füllten sein Auge, er wandte sich ab.

Graf Rosenberg fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und stieß einen kurzen Seufzer aus; dann sagte er: „Vor drei Wochen erst?! Ich hätte dies nicht erwartet. Sie hat viel gelitten durch meinen Unverstand, es ist mir wohlthuend, zu denken, daß Armidens letzte Lebenstage durch Sie verschönt worden sind. Reichen Sie mir die Hand und glauben Sie mir, ich bin nicht der herzlose Egoist, den Armida vielleicht zuletzt in mir sah; ich kümmerte mich nur zu wenig darum, ihr Herz verstehen zu lernen!"

Wolfgang reichte dem Grafen die Hand; er dachte an Theresen, an das Leid, das er über sie gebracht, und sagte mild: „Nicht ich bin es, Herr Graf, der Steine auf Sie werfen will. Ich sah es aus Armidens Mittheilungen, daß sie zusammen nur den alten, ewigen Kampf kämpften, der aus der gegenseitigen Unkenntniß der Männer- und Frauenherzen entsteht. Armida's letzte Wünsche in Bezug auf Sie waren

freundlich, und abgesandt von ihr, komme ich, Ihnen ihren letzten Willen mitzutheilen."

„Sprechen Sie!" sagte der Graf mit bewegter Stimme, indem er näher zu Wolfgang rückte, und dieser sprach, nicht ohne Verlegenheit und mit tiefer Wehmuth: „Armida hat an Alle gedacht, die ihr nahe standen. Sie, Herr Graf, bittet Sie durch mich, den Schmuck, den Sie ihr geschenkt, und Alles anzunehmen, was dies Papier enthält. Mir ist ihr Gut zugefallen, dahin soll ich ihre entseelte Hülle bringen lassen, und sie wünscht, daß ich oft dort leben mögte."

Graf Rosenberg machte ein Zeichen, daß er Armidens letzten Willen ehre, und Wolfgang stand auf, um zu gehen. In demselben Augenblicke wurde die Thüre geöffnet, der Herzog trat ein. Graf Rosenberg stellte Wolfgang dem Herzoge vor, und dieser sagte mit der ihm eigenthümlichen Artigkeit: „Ich freue mich, in Ihnen den Dichter kennen zu lernen, dessen schöne Poesien mich entzückt haben. Ich hoffe, Graf Rosenberg erlaubt mir, den Wirth zu machen und Sie zu bitten, mit uns zu speisen!"

Wolfgang verbeugte sich, und der Herzog,

das Traurige nur kurz berührend, sprach wie ein Mann von Bildung und Geschmack über Kunst und Poesie. Wolfgang fühlte, daß der Herzog ihn zu schätzen wußte; auch Graf Rosenberg kannte die neuere Literatur mehr als oberflächlich, und das Gespräch während des Diners war höchst interessant und wurde mit vieler Lebendigkeit geführt.

Als sich bei dem Dessert die Diener entfernt hatte, sagte der Herzog halb ernst, halb scherzhaft: „Da Sie ein Dichter sind, Herr Stern, so müßten Sie eigentlich auch Geister citiren und bannen können. Trauen Sie Sich darin Etwas zu?“

„Vielleicht, wenn sich Ew. Durchlaucht näher erklären wollten!“

„So wissen Sie, Graf Rosenberg hat sich eine Zeit lang eingebildet gehabt, daß ihm ein Geist erschienen sei,“ und nun erzählte der Herzog des Grafen Abenteuer mit der Maske, und forderte ihn auf, ihm auszuhelfen und das schauerliche Antlitz zu beschreiben.

Wolfgang horchte mit großer Aufmerksamkeit auf die Erzählung des Herzogs und auf die Beschreibung des Grafen, und sagte dann:

„Wunderlich! Auch ich habe einst ein solches Antlitz gesehn, und es hat sich mir tief eingeprägt. Nach Allem, was Sie mir erzählt haben, muß ich glauben, daß jene Erscheinung die Dame von Schloß Rosenhof dieselbe ist, die vor einigen Jahren bei einem meiner Freunde übernachtete, unweit Aachen. Sie hat mich ungemein interessirt, und ohne es zu wissen und zu wollen, viel und merkwürdigen Einfluß auf mein innres und somit auch auf mein äußres Leben gehabt!“

„Und dürfen wir hören, inwiefern?“ fragte der Herzog neugierig.

Wolfgang hatte nicht Lust, die Empfindungen seines Herzens, seine Liebe zu Theresen, seine Entwickelung zum Dichter, Alles, was in und um ihn vorgegangen war, Preis zu geben; er begnügte sich daher nur, flüchtige Mittheilungen zu machen und sagte: „Diese unbekannte Dame, die auf so auffallende, geheimnißvolle Weise zu meinem Freunde kam, bei welchem ich mich eben befand, interessirte mich im höchsten Grade. Ich hatte mir gelobt, ihr Gesicht sehen zu wollen um jeden Preis; jung, abenteuersüchtig, durch meinen Beruf nicht nach meinem Wun-

sche beschäftigt, wäre ich bis an das Ende der Welt gelaufen, Sie zu sehen. Ich folgte ihr also und erreichte sie im ersten Nachtquartier. Es gelang mir, in ihr Zimmer zu schauen, und ich sah sie —"

„Ihre Maske?" fragte der Herzog.

„Ohne Maske," entgegnete Wolfgang. „Ihr Gesicht war nach dem Fenster gewendet; dann ging sie fort, kam jedoch noch ein Mal zu dem Fenster, und zum zweiten Male sah ich ein gipsähnliches Antlitz, welches mich dergestalt erschreckte, daß ich von dem Baume, auf dem ich saß, herunterstürzte und heftig erkrankte."

„Und mir wollten Ew. Durchlaucht keinen Glauben schenken!" sagte der Graf mit einer triumphirenden Miene.

„Und welchen Einfluß übte diese Dame, die Krankheit ausgenommen, ferner auf Sie?" fragte der Herzog Wolfgang.

„Es litt mich nicht mehr im stillen Hause; rastlos folgte ich ihrer Spur, die ich jedoch bald verlor, und theils aus Neigung zum Wandern, theils weil ich mir die Rückkehr zur Heimath abgeschnitten hatte, ging ich immer weiter in die Ferne."

„Da war, wie es scheint, die Dame doch Ihr guter Genius; sie trieb Sie in die Welt, wo sich der Dichter entwickeln und seine Kräfte prüfen kann. Nur kann ich nicht begreifen, daß ein so abschreckendes Antlitz sie zum Nachziehen verlocken konnte," sprach der Herzog.

„Für den Dichter hat vielleicht das gespenstige Antlitz mehr Anziehendes, als die schönste Frau; denn es giebt Forschungen nach Geheimnissen, die vielleicht den schönsten Roman geben könnten; aber ich muß gestehen, daß mich zu jener Zeit nicht das Gespenstige, sondern das Holdselige dieses Antlitzes mich anzog, ja verblendete. Ich weiß bis jetzt noch nicht, wodurch sich dieses Gesicht im Augenblicke verwandeln konnte; aber wie ich es zuerst sah, ich werde es nimmer vergessen. Es mag schönere, hübschere, pikantere Gesichter geben, aber ein holdseligeres sah ich nie. Diese Hoheit neben so vieler Anmuth, diese wundervolle Farbe, bei den schönsten Augen, und diese Lieblichkeit des Leides, das sich nicht enthüllte und auch nicht kokett verhüllte, sondern einfach und wahr auf der Stirn lag; ich glaube nicht, daß der vollkommenste Maler im Stande ist, dieses Gesicht zu malen,

ja nur einigermaßen ähnlich im Ausdrucke zu ſchaffen.“

„Das Antlitz, o dieſes Antlitz — ja, es gab nur eins noch von ſolcher Holdſeligkeit, und dies ruht im Grabe!“ ſagte der Herzog und verſank in trübes Nachſinnen.

Graf Roſenberg und Wolfgang ſchwiegen. Endlich fragte der Herzog wieder nach dieſem Antlitz, er bat um eine genaue Beſchreibung der Züge, des Haares; aber Wolfgang, fein fühlend, wie jeder wahre Dichter, fühlte in dieſem Augenblicke, daß es eine Art von Verrath an der Marquiſe ſei, wenn er dem Herzoge ihr Geſicht genau beſchriebe, und ſagte über ihre Züge und von den Farben des Haares und der Augen gerade das Gegentheil.

Er bemerkte, daß dieſe Beſchreibung, ſo reizend ſie auch lautete, das Intereſſe des Herzogs an der Dame bedeutend ſchwächte, und das Geſpräch lenkte ſich wieder auf andre Gegenſtände Das Wohlgefallen, das der Herzog ſogleich an Wolfgang gefunden hatte, ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde; er lud ihn ein, ihn zu beſuchen, und Wolfgang konnte der Artigkeit und

Liebenswürdigkeit dieſes Fürſten nicht widerſtehen. —

Auch auf Roſenberg hatte Wolfgang's Nähe heilſam gewirkt; er war überzeugt, daß jene Dame, die Wolfgang geſehen, die Dame aus Schloß Roſenhof war, und ein Antlitz, das auch einem Andern, als ihm, auf abſchreckende Weiſe erſchienen war, hatte für ihn das Grauſige verloren.

Wolfgang begleitete den Herzog an ſeinen Hof, und die Welt ſah eine Zeitlang des Herzogs Günſtling in ihm; aber dieſer Irrthum dauerte nicht lange, er bewahrte ſich ſeine Unabhängigkeit, miſchte ſich in Nichts, und lebte ganz als Dichter.

Der Herzog zeigte ihm ein Vertrauen, wie er bisher Niemand bewieſen hatte, und Wolfgang wußte es ſich zu bewahren und zeigte dem Fürſten, daß er ihn verſtand.

Mehr, als jemals die Herzogin Margaritha durch das entwendete Tagebuch erfahren hatte, vernahm Wolfgang aus den eigenen Mittheilungen des Herzogs.

Seine Ehe mit der Herzogin Margaritha war eine zufriedene; ſie liebte ihren Gemahl lei-

denſchaftlich und war glücklich, und er hatte herzliche Freundſchaft und eine milde, aber leidenſchaftsloſe Zuneigung für ſie, die ſich gleich blieb. Geliebt hatte er, obgleich die Welt ihn einen flatterhaften Mann nennt, nur ein Mal, nur Eine, die, hochgeboren, noch höher ſtieg, um früh von der Bühne der Welt abzutreten.

Einige Wochen verweilte Wolfgang am Hofe des Fürſten, dann trat er ſeine Reiſe nach Armidens Gute, jetzt ſeinem Eigenthume, an.

Von hier aus ſchrieb er an Thereſen.

Marienhain, im Januar.

„Eine lange Zeit habe ich vergehen laſſen, ehe ich Ihren Brief, liebe Thereſe, beantwortete. Es war eine Zeit voll Ereigniſſe, voll Gedanken und Empfindungen, die für ein Menſchenleben hinreichend wären. Aber der Dichter ſcheint beſtimmt mehr zu erleben, als ein Anderer, und da die Welt mich einen Dichter nennt, ſo darf ich es wohl nun auch thun.“

„Es macht mich glücklich, daß Sie mich errathen haben, wie noch kein Menſch wußte, wer der Dichter jener Lieder ſei, von dem mit einem Male ſo viel geſchrieben und ge-

ſprochen wurde, und deſſen Lieder von den beſten Tondichtern mit Melodieen beſchenkt wurden. Ich mögte die von Ihnen haben; Baſe Gertraud hat es verrathen, daß ſie ſchön ſind.“ —

„Von Gertraud werden Sie gehört haben, daß ich vermählt war mit einem edlen, zarten Weſen, deſſen ich ſtets mit tiefer, inniger Dankbarkeit gedenken werde.“

„Was ſie gethan, um mein äußeres Leben ſorgenfrei zu machen, was ſie verfügt, um meine Umgebungen lieblich zu machen, das iſt Viel, aber Wenig im Vergleich zu dem, was ſie zur Entwickelung meiner Dichtergabe, zur Veredlung und Vergeiſtigung meines Weſens gethan hat.“

„Sie gehörte zu den holden, ſchönen Naturen, die ſchon durch ihre Erſcheinung wohlthun und fördern; ihrem feinen Geſchmacke, ihrer umfaſſenden und tiefen Bildung danke ich Viel. Als ich mich ihr vermählte, da trieb mich nur Pflichtgefühl, Hochachtung, Dankbarkeit zu meiner Handlung; ſie aber liebte mich; wie ein der Erde ſchon entrückter, ſeliger Geiſt ſtand ſie neben mir, und ſo ſchied

sie auch von mir, lächelnd, lieblich, dem Tode alles Grausige benehmend, Trost verheißend wie die Prophetin eines bessern Lebens."

„Ich habe oft geglaubt, besonders in der letztern Zeit, daß Armida, als sie mir ihre Hand gab, gewußt hat, daß ihr Scheiden von der Erde nicht mehr fern sei, darum wollte sie mir noch Alles geben, was sie verschenken könnte, ehe sie Abschied nahm." —

„Sie war meine beste Freundin; Base Gertraud muß mir Dieses erlauben, sie ist meine liebste Verwandte; es können viele und die verschiedensten Gefühle in dem Herzen eines Mannes neben einander bestehen, ohne daß eine Empfindung der Stärke der andern Abbruch thut. Man kann eine Freundin als der zärtlichste Freund lieben, und doch die leidenschaftliche, herzinnige Liebe einer Andern im Herzen bewahren. Aber Frauen verstehen das nicht, oder wollen es nicht verstehen, und das macht viele Ehen so unglücklich, und führt scheinbare Trennungen herbei; denn im Herzen liebte der Mann die Frau, und sie liebt ihn; aber ihr Trotz will kein anderes Gefühl in ihm dulden, als die Empfindung für sie."

„Merken Sie Sich Dies, liebe Thereſe, da wird es niemals für Sie ein Mißverſtehen des Geliebten geben.“

„Armida hatte zuletzt gewünſcht, ich mögte Viel auf ihrem früheren Lieblingsaufenthalte, Marienhain, zubringen. Ich befolgte dieſen Wunſch, ſobald ich konnte.“

„Ich zog ein in das Schloß, das ſie früher bewohnt hat als ſchönes, glückliches Mädchen, und eine kurze Zeit als glückliche Frau. Ich hatte Niemand bei mir, als den Mann, der ihr Jahrelang treu und ergeben gedient hat, ſchon wie ſie noch in den leichten Kinderſchuhen durch das Leben ging.“

„Welch einen trüben Einzug ich hielt! Ihr Leichnam war ſchon früher aus Italien ſtill nach der Heimath geführt und beigeſetzt worden; alle Empfangsfeierlichkeiten für mich, als den neuen Gutsherrn, hatte ich mir ſtreng verboten.“

„Es dämmerte ſchon, als ich in das freundliche eingeſchneite Dorf einfuhr. In allen Bauerhütten brannten Lichter, und nur das Schloß und der weitläuftige Park ſahen finſter aus. Ich ſtieg am Eingange des Parkes aus

und ging traurig durch die eingeschneiten Alleen und durch den kleinen, aber, wie es schien, sehr geschmackvoll angelegten Garten, der um das Schloß herum im Lenze seine Blumen streut und den Park damit verbindet."

„Ich trat ein in das Schloß; der Kammerdiener, der eine halbe Stunde früher angekommen, weil er gefahren war, hatte dafür gesorgt, daß Armidens Zimmer geheizt und erleuchtet war; aber als ich mich in dem Raume befand, in dem sich überall ihr feiner, liebenswürdiger Geist aussprach wurde mir wehmüthig um das Herz, und — ich gestehe es ein, ich fing an eine gewisse unbestimmte Furcht zu empfinden; ich hätte gern ein lebendes Wesen um mich gesehen und vor Allen am liebsten Sie, liebe Therese."

„Ich rief mir selbst zu, daß ich mich doch meiner kindischen Furcht schämen solle, und daß es Sünde und Unrecht gegen ein so reines, frommes Wesen, wie Armida, sei, mich vor ihrem Erscheinen zu fürchten; aber Vernunft beruhigt aufgeregte und reizbare Nerven nicht, und ich rief den Kammerdiener herbei

und ließ ihn bei mir bleiben, bis ich eingeſchlafen war.“

„In dieſer Nacht hatte ich einen wunderbaren Traum; Ihnen theile ich ihn mit. Er hat mir Ruhe gebracht auf lange Zeit, ich will nicht ſagen für das ganze Leben; denn das iſt an Stürmen ſo reich, daß der arme, ſchwache Menſch immer neue Beruhigungsmittel braucht.“

„Ich hoffe, bald von Ihnen einen Brief zu haben; ich will auch nächſtens an Ihren Bruder ſchreiben; ich denke, jetzt wird er mich ganz verſtehen.“

„Es iſt wahr, daß oft Menſchen, die in der Entfernung einander liebten, aufhören, ſich in dieſem Grade zu lieben, ja nicht ſelten ſich ganz trennen, wenn ſie einander ſehen; aber es iſt eben ſo wahr, daß Viele ſich erſt, wenn ſie ſich nicht mehr täglich ſehen, herzinnig nach einander ſehnen, und aus dieſer Sehnſucht entſteht dann vollkommene Anerkennung, und oft bildet ſich ein ſchönes, geiſtiges Zuſammenleben daraus, das ein feſtes, inniges Band vorbereitet.“ —

„Ich denke hier zu bleiben, ſo lange ich um

Armiden Trauer trage; eine größere Dichtung, die ich ſchon lange im Kopfe und Herzen herumtrage, hoffe ich jetzt niederzuſchreiben. Ich habe die erſte Idee dazu vor Jahren von Ihnen erhalten und ſie dann mit Armida durchgeſprochen. Jetzt iſt ſie aufs Neue in mir angeregt worden durch die maskirte Dame, die einſt bei ihrem Bruder übernachtete und jetzt, einige Meilen von hier, auf dem Schloſſe Roſenhof lebt. Ihr Schickſal zu kennen, würde ſicher für einen Romanziſten intereſſant ſein, aber ich forſche nicht darnach. Möge es auch für mich mit einem Schleier bedeckt ſein, wie ſie ſelbſt es für die Welt iſt."

„Leben Sie wohl, liebe Thereſe, und denken Sie mit weiblicher Milde daran, daß Briefe aus lieber Hand für den Einſamen doppelten Werth haben."

Wolfgang."

Der Traum.

Ich war eingeſchlafen, nachdem mir der Kammerdiener, um mich aufzuheitern, einige gemüthliche Geſchichten aus dem Dorfe erzählt hatte.

Ich träumte ganz deutlich, in dem Park zu gehen mit einem Buche in der Hand. Ein Gedicht fiel mir ein, und ich legte mich unter eine Eichengruppe und schrieb in das Buch das Gedicht.

Als ich es niedergeschrieben hatte, rief ich lebhaft und dringend. „O lebte doch Armida noch, und könnte ich ihr dies Gedicht mittheilen!"

Da war es, als ob die Zweige der Eichen lieblich säuselten, und ein milder, wohlthuender Hauch legte sich auf mein Gesicht. Ich sah auf, Armida stand vor mir, wie ich sie oft im Leben gesehen habe, freundlich, mit dem eigenthümlichen Lächeln der Augen.

„Armida," rief ich, indem ich mich eines leisen Schauers nicht erwehren konnte, „Du hier? Wie ist das möglich? Schläfst Du nicht im Grabe?!"

Sie sah mich hold und sinnig an und sagte: „Wolfgang, ich bin gekommen, Dir Einiges von dem Jenseits zu sagen; es muß dem Dichter ein Blick hinein erlaubt sein!"

Ich sah sie fragend an, und sie fuhr fort: „Liebe ist mächtig, und ich habe Dich sehr ge-

liebt. Gott freut ſich der Herzen, die da rein und uneigennützig lieben, und vergönnt denen, die früh ihr Liebſtes auf Erden verlaſſen, eine Zeitlang zur Erde zurückzukehren und in der Stille der Nacht ſie zu begrüßen."

„Und ſteht es in Deiner Macht, meine Wünſche zu erfüllen? Hörſt Du mich, wenn ich Dich rufe?" fragte ich, durch das Milde ihrer Erſcheinung ermuthigt.

„Die Wünſche kann nur Gott erfüllen, und die Wünſche, die unſre Lieben mit Innbrunſt ausſprechen, hören wir nicht, denn Nichts ſtört unſere Ruhe. Wir ſind ſelig, weil wir wiſſen, daß für unſre Geliebten das Erdenleben nur ein ſchwerer, unruhiger Traum iſt, von dem ſie, wenn die körperliche Hülle zu Staub wird, erwachen! Aber wenn eine ſchöne, große Idee uns durchbebt und beglückt, theilen wir ſie unſern Lieben mit. Unſre zurückgelaſſenen Kinder lächeln dann im Traume, die Erwachſenen fühlen ſich in ſolchen Momenten höher und reiner geſtimmt, ohne u wiſſen, warum, und dichteriſchen Menſchen bringt unſre Nähe neue Gedichte."

„Und wo weileſt Du?" fragte ich weiter.

„In einem lieblichen Orte, denn die Welt

iſt ſchön überall, und der Hauch Gottes weht an jedem Orte!“

„Sieh, das iſt herrlich, daß wir ſie uns ſelbſt verdanken können; ſie liegt ganz in unſerer eignen Bruſt! Die Menſchen, die für die Erde ſind, kehren immer wieder zurück, ſie durchlaufen in hundert menſchlichen Perſönlichkeiten alle Stadien der menſchlichen Seele, denn Gott ſchafft nicht immer neue Weſen, die Menſchen kehren zurück, bis ſie, Dichter und Künſtler geworden, von der Erde los ſind und reif für den überirdiſchen Zuſtand. Nur die als Kinder ſcheiden, ſind ſchon vollendet für die andre Welt und werfen, reinere Geiſter, zeitig die Hülle ab.“

„Glaube nicht, daß Shakeſpeare nur ein Mal auf Erden war, er war von Anbeginn und lebte Jahrtauſende in allen Zuſtänden und in den verſchiedenſten Verhältniſſen bis er als Dichter erſchien und ſeine großen Erlebniſſe und Erinnerungen gab, die wir anſtaunen, weil wir das Warum nicht wiſſen! Und nicht im Jenſeits bleibt er, noch ein Mal kommt er zurück und offenbart die erhabenſte Muſik! Eine Menſchenſeele muß viel wirken und thun! —“

„Und worin beſteht die Seligkeit?“ fragte ich weiter.

„Darin, daß wir nicht, wie auf Erden, durch Verhältniſſe gebunden ſind, die unſre geiſtige Wirkſamkeit beſchränken, und nicht durch nahe Beziehungen zu Menſchen gequält ſind, die uns nicht verſtehen! Im Jenſeits ſind wir nur mit denen verbunden, die uns lieben und verſtehen, und die Seligkeit iſt Fortſetzung der Liebe, im Austauſch reiner Empfindungen und ſublimer Gedanken, ohne Furcht, daß noch eine Trennung erfolgt. —“

Sie verſchwand.

Ich ſah ihr lange nach, und fuhr dann fort in meinem Buche zu ſchreiben.

Als ich erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel, das Zimmer ſah hell und freundlich aus, die beſchneiten Bäume des Parkes ſchauten freundlich durch die Fenſter; ich war wunderbar getröſtet.“

Als Wolfgang dieſen Brief abgeſandt hatte, rechnete er nach, wie lange Zeit vergehen mußte, ehe Antwort für ihn kommen konnte, denn wenn Thereſe noch einige Theilnahme für ihn hatte, ſo mußte Antwort kommen und bald.

Sie kam auch, und war es Zufall, oder freundliche Absicht von Thereſen, ſie kam an ſeinem Geburtstage.

Sie ſchrieb nur:

„Gott gebe Ihnen Kraft und Troſt im Leide und erhalte Ihnen den Glauben an den ſchönen Traum. Wir ſind geſund, und mein Bruder verſichert Sie durch mich ſeiner herzlichen Theilnahme. Dichten Sie, am Ende iſt Dichten und Leben Eins.

Thereſe."

Es waren wenige Zeilen, aber ihre Melodien zu ſeinen Liedern lagen bei. Er betrachtete das zierliche Manuſcript mit Rührung, die Ueberſchrift war: „Klänge des Herzens. —"

Auf ſeine Einladung kam der muſikaliſche Pfarrer und ſpielte und ſang Wolfgangen dieſe Lieder vor.

Sie hatte ſeine Gedanken und Empfindungen ganz verſtanden und fortgeſponnen in der lieblichen Weiſe, wie eben nur Muſik den angeregten Gegenſtand fortſpinnen kann. Sie läßt, die Empfindung und Idee, die im Vergleich zum Geſange geſprochen, immer kahl und nackt erſcheint, mag ſie noch ſo glänzend ſein, oder ſo

tief, forklingen auf lieblich unirdiſche Weiſe. Muſik iſt darum ſo herrlich und lieblich, weil ſie in ihrem Ausdrucke immer geiſterhaft und unbeſtimmt iſt; Jeder kann ſich bei'm Anhören der Muſik denken, was eben ſein Geiſt und Herz wünſcht und empfindet.

Wolfgang dichtete an ſeinem großen Gedichte; in Abendſtunden that es ſeinem Herzen wohl, ſeine Lieder in Thereſens Weiſen lieblich klingen zu hören.

Für Baſe Gertraud ſandte er Bücher und andre angenehme Gaben, auch ſchrieb er ihr vom Wiederſehn.

II.

Eine Entdeckung.

An dem Morgen, an welchem sich Montalegros und Mira im Garten treffen wollten, ziemlich früh ging die Kastellanin zu dem Pfarrer des Ortes, und nachdem sie ihn in wohlgesetzten Worten für die Ehre gedankt hatte, die er ihrer Mira durch seine Werbung erzeigt hatte, erzählte sie ihm, wie es mit Mira's Geburt zusammenhing, und bat ihn, in dem Kirchenbuche nach dem Namen von Mira's Mutter nachzusehen.

Der Pastor entgegnete ganz erstaunt, daß er nicht im Entferntesten daran gedacht habe, daß Mira nicht ihre Tochter sei; er habe die Führung der Kirchenbücher nicht, und der Cantor, welcher sie führe, sei ein wunderlicher Mensch

und behalte gewiß gern das Geheimniß über Miras Eltern für sich, aber er müsse in einem solchen Falle das Kirchenbuch begehren. Nachdem er diese Worte sehr ernsthaft und feierlich ausgesprochen, weil er, obgleich jung, doch sehr gemessen und pedantisch war, ging er das Kirchenbuch unter einem schicklichen Vorwande selbst zu holen, und ließ die Kastellanin in banger, neugieriger Erwartung zurück.

Als er aber wiederkam, da war sein helles Gesicht sehr verdüstert, und er sagte, so eifrig und schnell er seiner Natur nach zu sprechen pflegte: „Frau Kastellanin, meine Werbung muß ich vor der Hand als nicht geschehen betrachten, im Kirchenbuche steht: Mira Eugenia, Tochter des Grafen Eugenio Alonzo d'Astorga und der Gräfin Emilie Adelaide Clothilde Falkenhain."

„Entweder ist Mira ein Kind der Liebe, und dann würde es sich nicht für einen Prediger schikken, sich mit ihr zu verbinden, oder sie ist eine Gräfin, und dann paßt sie nicht zu einer Pfarrerin. Das Beste und Klügste ist, über den Aufschluß, den das Kirchenbuch giebt, zu schweigen."

Die Kastellanin gab dem Prediger Recht und verließ ihn.

Ihr Erſtes war, Mira von dem, was ſie wußte, in Kenntniß zu ſetzen, und der Eindruck, den dieſe Mittheilung auf das Mädchen hervorbrachte, war lebhaft und tief.

Im erſten Augenblicke war Miras Stolz zugleich verletzt und befriedigt, denn ſie war glücklich bei dem Gedanken, von vornehmen Eltern abzuſtammen, und gedemüthigt durch den Zuſatz, daß ihre Eltern nicht kirchlich verbunden geweſen waren. Sie fragte noch ein Mal genau nach ihrer Mutter, nach allen Umſtänden, und verlor ſich in Grübeleien und Zweifel.

Eine Frau, wie ihre Mutter, konnte nicht einen Fehltritt begangen haben, der ihrem jungfräulichen Gemüthe entſetzlich ſchien, und doch wieder konnte ſie nicht begreifen, warum ihre Mutter ſich ſo tief verborgen hatte und ihr auf immer entſchwunden war, wenn Mira wirklich ein rechtmäßiges Kind war.

Endlich kam ſie mit der Pflegemutter überein, nach dem Geheimniſſe zu forſchen, und Aufrufe in öffentlichen Blättern ſchienen das einzige Mittel, Miras Eltern an das, wie es ſchien ganz vergeſſene Kind zu erinnern. —

Nachdem Mira und die Kaſtellanin dieſe

Maaßregeln ernſtlich und verſtändiger, als von einer einfachen Frau und einem unerfahrenen Mädchen zu erwarten war, beſprochen hatten, ging Mira nach dem Garten, wo ſie Montalegros ſchon fand.

Er kam ihr einen Schritt entgegen, führte ſie zu einer Ruhebank, ſetzte ſich zu ihr und ſprach: „Mira, ich glaube Sie genug zu kennen, um vorausſetzen zu dürfen, daß nicht gemeine Eiferſucht ihre Handlungsweiſe lenkte. Sie forſchten nach aus Theilnahme an meinem Geſchick! Sprechen Sie offen, iſt es nicht ſo? —“

Seine milde Rede übte wieder eine Art von Zauber auf Mira aus, aber ſie wollte ihm widerſtehen und ſagte heftig und ſcharf: Ich, Theilnahme an —“ Das Wort Mörder wollte nicht über ihre Lippen, aber Montalegros nahm es auf und ſagte: „Vollenden Sie, Mira, Sie wollten ſagen Mörder, aber ſchaudern Sie nicht vor mir zurück, ich verdiene dieſe Bezeichnung nicht. Ich habe jenen Todten nicht ermordet, nur mich ſelbſt vertheidigt. —“

Mira ſchwieg.

„Glauben Sie mir dies, Mira?“ fragte er und ſah ihr offen in die Augen.

„Ja!“ entgegnete ſie.

„Und was wollen Sie thun?“

„Was ſoll ich thun?!“ ſagte Mira.

„Eine Anzeige machen, an das Licht ziehen was beſſer im Dunkel iſt, mich und eine Verfolgte an das Licht der Welt ziehen —“

„Nein, wozu — Sie lieben ja die Marquiſe!“ ſprach Mira mit dem unnachahmlichen Tone, der immer die Eiferſucht verräth.

Montalegros erſchrak darüber, noch mehr, als an jenem Tage, an welchem er zuerſt einen Blick in Miras Herz that, und Liebe für ſich darin entdeckte. Er fürchtete die That der Eiferſucht, deßhalb zwang er ſich zur Verſtellung und ſagte ſcheinbar ruhig: „Ich liebe die Marquiſe nicht, wie Sie glauben, nur mein Schutz gehört ihr, mein Leben iſt ihr geweiht!“

Mira ſah ihn ungläubig an, tiefe Bewegung malte ſich in ihren Zügen, und der Graf ſagte, indem er ihre Hand ergriff: „Mira, ich mögte Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, wenn es einzig das meine wäre. Hören Sie aber dieſes: „Mein Schickſal zwingt mich, die Marquiſe zu ſchützen, und kein zartes weibliches We-

ſen an meine Schritte zu feſſeln. Ich darf mich nicht vermählen, ſonſt wäre mein Leben Ihnen geweiht. —“

Der Graf war bei dieſen Worten erröthet, qualvolle Verlegenheit malte ſich bei dieſer Lüge in ſeinen Zügen, Mira ſah in ihrer Unerfahrenheit Liebe und Schüchternheit darin; ſie war ſchwach genug, zu glauben, was ſie wünſchte; ſie war in dieſem Augenblicke zufrieden damit, daß er die Marquiſe nicht leidenſchaftlich liebe, daß ſein Herz ihr gehöre, ſie ſcheute ſich, ihm zu entdecken, daß ſie einſt ſeine Unterredung mit der Marquiſe belauſcht hatte, und hoffte, daß die Zukunft die Erfüllung ihrer Wünſche zur Reife bringen würde. Mira war leidenſchaftlich und heftig, aber ſie war auch ſchlau und wußte ſich zu verſtellen.

Sie fühlte leidenſchaftlich für Montalegro, aber ſie hatte ihre Pläne, ihn zu gewinnen, mit ruhiger Ueberlegung entworfen.

Einige Minuten ſchwieg ſie, ſcheinbar und auch wirklich von ſeinen Worten erſchüttert, dann ſagte ſie: „Ich bin glücklich, ich bedarf keiner andern Zukunft, wenn ich an Ihre Liebe glauben darf, ſind meine Träume ſchön, iſt mein

Leben reich! — Ich will warten, bis Sie mich Ihres vollen Vertrauens werth halten; jetzt bin ich zu arm und gering, um Ihnen ſagen zu können, daß ich nicht davor zurückbeben würde, Ihr Geſchick zu theilen, wie dunkel und unſicher, wie traurig und gefahrvoll es immer ſein mögte; aber ich bin von höherer Geburt, als ich ſcheine, und wenn ich einen Namen glänzend und geehrt neben den Ihrigen ſtellen kann — dann werde ich anders zu Ihnen ſprechen. — Ich glaube Ihnen und bewahre Ihr Geheimniß, Sie werden nicht das ſchöne, harmloſe Vertrauen eines Herzens täuſchen können, das Ihnen ergeben iſt!“

Montalegros antwortete nicht; er drückte ihre Hand an ſeine Lippen und ſagte, indem er raſch aufſtand: „Wir kennen uns jetzt, Mira, und theilen Geheimniſſe, ein trauriges, ein ſüßes. Hoffen Sie mit mir auf eine glückliche Zukunft.“

Nach dieſen Worten ſchied er und ließ Mira mit ihren Empfindungen allein.

Als Montalegros ſeine Handlungsweiſe überdachte, fühlte er ſich von Unruhe und Selſtvorwürfen gepeinigt, denn ſein Charakter war ein

ritterlicher, offner, klarer, und wenn er auch bisher, um die angebetete Frau schützen zu können, seine Feinde und ihre Verfolger getäuscht hatte, so hatte er doch bisher, um einen edlen Zweck zu erreichen, nur unschuldige und erlaubte Mittel gewählt. Jetzt aber schämte er sich vor sich selbst; er hatte einem Mädchen, das ihm, wenn es ihn nicht liebte, doch leidenschaftlich ergeben war, Liebe geheuchelt, ihr Herz mit Hoffnungen erfüllt, seine schöne und reine Neigung für die Marquise verläugnet, um sicher zu sein, daß Mira das Geheimniß nicht verrathe, welches um der theuern Frau willen bewahrt werden mußte. Er war mit sich selbst nicht einig, nicht zufrieden, er sah keinen Ausweg aus diesem Labyrinthe, als die Gegend zu verlassen, die Marquise dazu zu bewegen zu suchen, und das that ihm weh um ihretwillen.

Indeß die Rolle gegen Mira mußte fortgespielt werden, und Montalegros bemühte sich, in Miras Gegenwart jede wärmere Empfindung zu verbergen, und Mira Aufmerksamkeit zu beweisen, ohne der theuern Frau weh zu thun oder ihr Mißtrauen zu erwecken.

Mira ließ sich täuschen, vielleicht nur, weil

sie getäuscht sein wollte; glücklich, wie sie sich's geträumt hatte, machte Montalegros Liebe sie nicht, denn ihr entging es nicht, daß er gegen sie nicht ganz offen war.

„Wenn er mich täuschte," sagte sie sich eines Tages, als sie einen glühenden Blick auffing, den Montalegros unwillkührlich auf die Marquise warf, „wenn er mich täuschte — dann würde mich Nichts mehr im Leben beglücken, als die ausgesuchteste, glühendste Rache."

Zu dieser Zeit las man in den gelesensten Deutschen, Französischen und Englischen Zeitungen:

„Die Dame, welche im Jahre 18 — am 20. August von einer Tochter heimlich auf einem Schlosse in Mitteldeutschland entbunden ward, und beim Scheiden den Pflegeältern des Mädchens versprochen hat, sobald dasselbe achtzehn Jahre alt ist, von sich hören zu lassen, wird hiermit an ihr Versprechen erinnert. —"

Aber Woche nach Woche verstrich, und Niemand fragte nach Mira, von deren Pflegemutter diese Anzeige herrührte.

Im Schlosse Rosenhof blieb es still. Die Marquise lebte ruhig vor sich hin, ihre Liebe zu Montalegros heilig im tiefsten Herzen bergend.

Montalegros, unfähig sein Spiel mit Mira länger fortzusetzen, machte heimlich Vorbereitungen zu einer Auswanderung nach Amerika, zu welcher er die Marquise zu bewegen hoffte, wenn eine Hoffnung, die er nicht für Sünde hielt, sich erfüllte; aber er mußte alle seine Plane vor Mira verbergen, und wagte bisher nicht einmal zu der Marquise davon zu sprechen.

Im Winter konnte der Graf mit der zarten Frau diese weite Reise nicht antreten, aber auf den Lenz hoffte er. Die Zeitungen hatten ihm verkündet, daß der Gemahl der Marquise bedeutend kränker geworden sei, und der Graf baute im Geiste auf dessen Grabe für sich den Tempel des Glückes auf. Dem Gemahl — und er fürchtete nicht, daß sein bescheidenes Werben, seine beharrliche Liebe unbelohnt bleiben würde — dem Gemahl würde die Marquise folgen, das wußte er.

Der Gedanke, in kurzer Zeit jeder Verstellung überhoben zu sein, machte ihm sein Benehmen gegen Mira erträglich. Für sie hatte er keine andre Zukunft, als ihr zu entfliehen, sie zu täuschen.

Montalegros dachte nie daran, daß der Schmerz, welchen er über Mira verhängte, auf sein eigenes Herz zurückfallen könne; er vergaß,

daß kein Glück in der Welt dauert, das sich nicht auf Wahrheit basirt. — Tausende und aber Tausende sehen Shakespeares Romeo und Julia, aber sie sehen nicht daraus, daß das Spiel mit dem Tode den Tod herbeiführt, und daß Jeder, der einen Andern täuscht dessen Rache herausfordert.

III.

Neue Entdeckungen.

In ***, von wo aus Pater Vincenzo abgesandt worden war, machte dessen fortwährendes Schweigen endlich Aufsehen und erregte die Besorgnisse des Ordensgenerals. War Vincenzo gestorben? Hatte er das Geheimniß seiner Sendung an die Marquise verrathen? War er noch unglücklich in seinen Forschungen, oder ihr bereits auf der Spur, oder waren seine Briefe verloren gegangen? Diese Fragen beschäftigten die, welche um das Geheimniß wußten und das Leben der Marquise zu fürchten hatten.

Freilich verhielt sie sich ruhig, und es schien ihr augenscheinlich selbst daran zu liegen, vor der Welt, ja sogar vor ihrer Familie verborgen zu bleiben; aber dennoch war das Leben der Mar-

quise für ihren Gemahl, für seine zweite Gemahlin und deren Tochter von unheilbringender Wichtigkeit.

Wenn der Gegner der zweiten Gemahlin des Mannes, der dem Grabe nahe stand, entdeckte, daß die Marquise noch lebe, dann war nichts Anderes zu erwarten, als daß er sich bemühen würde, durch sie die zweite von dem glänzenden Platze zu stoßen, den sie jetzt einnahm, und ihre Tochter, so wie das Kind, das sie unter dem Herzen trug, als uneheliche Kinder des väterlichen Erbes verlustig zu erklären, und es, als nächster Agnat, selbst in Besitz zu nehmen.

Der Ordensgeneral wußte, wie thätig die jetzige Gemahlin des Mannes, der die Marquise todt glaubte und jetzt todt haben mußte, für seinen heiligen Orden, wie wenig von seinem Verwandten für die Kirche zu hoffen war, und welche Schmach für die erwachsen würde, welche die Marquise hatten tödten wollen, wenn man diese schwarze That an das Licht der Welt gezogen hätte.

Deßhalb wurde ein neuer Emissär abgesendet, seine Forschungen fortzusetzen, und man wählte den Pater Ignatius, einen schlauen, er-

fahrenen, ältlichen Mann, den Beſten, den man wählen konnte.

Der Pater verließ, unter dem Titel und Namen eines Franzöſiſchen Barons, Jules von Brevannes, reich mit Geld und Empfehlungsbriefen verſehen, die ihn überall die Häuſer öffneten, ſein Vaterland, und reiſete nach Deutſchland, in der feſten Ueberzeugung, daß hier die Marquiſe verborgen ſei.

Es gelang ihm anfangs, ungeachtet ſeines ſchlauen und eifrigen Forſchens, nicht, irgend eine Spur aufzufinden, aber er gab ſeine Hoffnungen und Pläne nicht auf.

Nebenher forſchte er nach Doktor Albano, und fand die letzte Spur von ihm in dem erſten Gaſthofe der Reſidenz des Herzogs Ernſt. Niemand konnte ihm aber ſagen, wohin er gereiſet ſei, nur daß er, ſeiner eigenen Angabe nach, auf kurze Zeit einen kleinen Ausflug in die Gegend habe machen wollen.

Pater Ignatius, den wir hier Baron von Brevannes nennen wollen, ließ den Wirth merken, daß jener Doktor Albano ein naher Freund von ihm geweſen und ihm an deſſen Auffindung viel gelegen ſei.

„Ja, mein Herr," sagte darauf der Wirth, „ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen schon vorhin kurz gesagt habe, Doktor Albano verließ mein Haus, um eine kleine Wanderung in der schönen Gegend zu unternehmen, und gab mir die Effecten, welche er bei sich hatte, zur Bewahrung; sie stehen noch da unangerührt, denn ich bin ein ehrlicher und zuverlässiger Mann und hebe anvertrautes Gut Hundert Jahre auf. Ich habe seit jenem Tage den Herrn nicht wiedergesehen. Es hat mich oft gewundert, daß weder er, noch sonst Jemand in seinem Auftrage nach diesen Sachen gefragt hat, und ich habe darüber zu Zeiten meine eigenen Gedanken gehabt."

„Und die sind?" fragte der Baron, und lächelte den Wirth leutselig an, indem er hinzufügte: „Es wäre mir interessant, Ihre Gedanken darüber zu wissen; denn zuverlässig sind Sie ein Menschenkenner und haben Viel erlebt."

„Allerdings, mein Herr Baron, einem Gastwirthe kommen vielerlei Gesichter vor, und Erfahrung bringt Einen endlich dahin, daß man sich selten täuscht. Ich hatte also die Idee, daß

der Doktor weniger um der schönen Gegend willen, als aus Neugier auswanderte, um die maskirte Dame zu sehen, die im Schlosse Rosenhof lebt und damals Viel zu reden machte. Als nun ein Tag nach dem andern verging, ohne daß der Herr wieder erschien, da kam ich auf die traurige Vermuthung, daß er vielleicht viel Geld bei sich gehabt, beraubt und ermordet worden sei. Aber Alles blieb still; man hörte von keiner Mordthat, es fand sich kein Leichnam auf, und so mag wohl der Doktor weit weg von hier gereiset sein, und als ein Mann, der auf Geld und Gut nicht viel Werth zu legen schien, es nicht der Mühe werth geachtet haben, diese Sachen sich nachkommen zu lassen."

Der Baron hatte von Allen diesem kein Wort verloren; er fragte eifrig: „Ist oder war denn diese Gegend unsicher?"

„Nicht, daß ich wüßte, Herr Baron, indeß mußte mich das Ausbleiben des Doktors auf solche Gedanken bringen."

„Und wer ist denn die maskirte Dame, von welcher Sie redeten?"

„Ah, Herr Baron, nicht der Rede werth. Sie lebt seit einigen Jahren mit einer alten

Gesellschafterin und einem Manne, der entweder ihr Bruder, ihr Geliebter, oder heimlich mit ihr vermählt ist, im Schlosse Rosenhof. Anfangs erregte sie die Neugier in der ganzen Umgegend, weil sie stets verschleiert oder mit einer Halbmaske zu sehen war, wenn sie sich ja ein Mal fremden Blicken zeigte; aber schon lange weiß man, daß sie weder wegen einer Schuld, noch weil sie sehr hohen Ranges ist, dort so versteckt lebt, sondern einzig wegen ihrer enormen Häßlichkeit, denn sie soll ein Antlitz haben — puh, man kann vor Schrecken krank davon werden."

Der Baron ließ sich die nachgelassenen Sachen des Paters Vincenzo zeigen; er fand aber nicht, was er gehofft hatte, weder Papiere, noch irgend einen Aufschluß, nur ein Gebetbuch mit einigen Zeilen von seiner Hand, daß der Doktor Albano, unter dessen Namen der Baron Vincenzo aufsuchte, mit jenem Doktor Albano, von welchem der Wirth sprach, identisch waren.

Obgleich die Schilderung, welche der Wirth von der Dame machte, durchaus nicht der Marquise glich, so hielt er es doch für klug, sich zu bemühen, sie zu sehen; auch erinnerte er sich, den Namen Rosenhof schon mehrmals vor lan-

ger Zeit gehört zu haben. Er ſann nach, und da fiel es ihm endlich ein, daß eine Freundin ihm vor Jahren, unter dem Siegel der Beichte, auf dem Todtenbette ein Geheimniß entdeckt hatte, und ihm ein Packet Schriften anvertraut, die er zu einer gewiſſen Zeit nach Schloß Roſenhof zu ſenden gelobt hatte.

Er hatte dieſe Papiere, als er ſein Vaterland verließ, beim Einpacken ſeiner Sachen gefunden und mit ſich genommen, dann wieder vergeſſen, und war jetzt froh, einen glücklichen Vorwand zu einem Beſuche in dem Schloſſe zu haben.

Eine leichte Unpäßlichkeit hielt ihn einige Tage in dem Gaſthofe, und in dieſer Zeit bekam er die Nachricht von dem Tode des Gemahls der Marquiſe und zugleich die Weiſung, im Intereſſe der nachgelaſſenen Kinder deſſelben Alles zu thun, die Marquiſe unſchädlich für ſie zu machen.

Der Baron dachte an die nächſten Schritte, welche er ſeinem Ermeſſen nach in dieſer Angelegenheit zu machen hatte, nahm das Packet zu ſich und fuhr in der Equipage des Wirthes nach dem Schloſſe.

Es war ein stiller, trüber Sonntag. Der Kastellan und seine Frau wohnten einem Kindtaufschmause im Dorfe bei. Mira saß allein in ihrem Zimmer, als sie Schritte vernahm, die sie, weil sie überraschend kamen, fast erschreckten.

Die alte Magd kündete einen Fremden an, welcher sie zu sprechen wünsche, und als Mira die Erlaubniß gegeben hatte, trat der Baron von Brevannes herein, verbeugte sich artig und fragte im geläufigen Französisch: „Ob er in Mira die Tochter oder Pflegetochter des Kastellans vor sich sähe?“

„Ich bin die Pflegetochter!“ entgegnete sie, indem sie den Baron zum Sitzen einlud. „Ich glaube Ihres Kommens Zweck zu errathen!“ Und ungestüm klopfte ihr Herz; denn konnte nicht dieser artige, vornehm aussehende Mann, welcher sie mit forschenden Blicken betrachtete, ihr Vater sein?!

„Ist Ihr Taufname Mira?“ fragte er weiter. Und als Mira mit Ja geantwortet hatte, fügte er hinzu: „Dann kommt ein Packetchen, was mir von einer Dame gegeben worden ist, bei Ihnen in die richtigen Hände.“

„Von meiner Mutter? Lebt ſie? Wo iſt ſie?!“ rief Mira mit überſtrömendem Gefühle.

„Sie iſt bei den Todten! Friede ſei mit ihr!“ ſagte der Baron.

„Und Sie, mein Herr, kannten Sie meine Mutter?“ fragte Mira.

„Wenig!“ entgegnete der Baron, der es nicht für gut fand, zu ſagen, daß ſie ſein Beichtkind geweſen war.

„Und wo haben Sie das Packet?“ fragte ſie weiter.

„Ich führe es nicht bei mir,“ entgegnete er; „aber ich will es in den nächſten Tagen Ihnen zuſtellen. Mir wurde geſagt, das Schloß werde von einer geheimnißvollen Dame bewohnt, welche jedem Menſchen den Eintritt verweigere, deßhalb führe ich das Packet nicht bei mir; ich hatte nicht gehofft, zu Ihnen zu gelangen.“

„Sie haben zu Viel von der Macht jener Dame gehört, die Nichts iſt, als eine Schützlingin, und vielleicht nur eine Abenteurerin,“ ſagte Mira mit der Bitterkeit der Eiferſucht.

Der Baron, ein feiner Menſchenkenner, gewahrte ſogleich, welches Gefühl dieſer Bewegung

zum Grunde lag, und ſagte mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit:

„Gern gebe ich zu, falſch berichtet zu ſein; indeß glaubte ich einigermaßen an ihre Macht, die ſich entweder auf ihren fürchterlichen Anblick, oder auf wundervolle Schönheit begründet, und vielleicht darf ich fragen, ob ſie Eins von Beiden hat.“

„Sie iſt häßlich, — ſagt die Welt, zum Erſchrecken! Ich habe aber ihr Antlitz nie geſehen, und Graf Montalegros muß es nicht entſetzlich finden!“ entgegnete Mira.

„Der Name klingt Spaniſch oder Portugieſiſch,“ bemerkte der Baron.

„Ich glaube, der Graf iſt ein Portugieſe; ich habe ihn zuweilen mit der Marquiſe in einer Sprache reden hören, die ich für die Spaniſche oder Portugieſiſche gehalten habe.“

Der Baron ſchwieg einige Augenblicke, dann ſagte er: „Ich bringe Ihnen morgen das Packet, wenn Sie erlauben. Zur Belohnung vergönnen Sie mir vielleicht, den ſchönen Garten und das Schloß zu beſehen; ich habe eine Leidenſchaft für alte Schlöſſer.“

„So weit es in meiner Macht ſteht, werde

ich Sie mit Vergnügen herumführen. Die Zimmer der Marquise und des Grafen müssen freilich unbesehen bleiben, doch hat das Schloß eine interessante Waffensammlung und einige alte Gemälde von Werth, die sich in dem Archiv befinden, das für die Marquise unzugänglich geblieben ist. Für den Gartenspaziergang müssen wir ihre Speisestunde wählen, denn der Herzog hat ihr erlaubt, in dem Schlosse zu schalten, als sei es ihr Eigenthum."

„Wunderbar finde ich es aber doch, sich in eine solche Einsamkeit zu begraben, und von dem Grafen noch merkwürdiger, als von der Dame, da er hier keinen Wirkungskreis hat, es müßten ihn denn ein Paar schöne Augen festhalten."

Mira war um eine Antwort verlegen; dem Baron entging keine ihrer Mienen, und eben wollte er eine neue Frage thun, als Mira's Pflegemutter eintrat.

Nachdem der Baron ihr in ziemlich gutem Deutsch den Zweck seines Kommens mitgetheilt hatte, wurde er von der Kastellanin auf das Freudigste und Wortreichste willkommen geheißen; denn ein Mensch, welcher einer Frau die Be-

friedigung ihrer Neugier verſpricht, iſt immer willkommen, und ſie hatte für Mira natürlich die wärmſte Theilnahme.

Sie überſchüttete den Baron mit Fragen, lud ihn ein, zu bleiben, und zur Nacht bei ihr zu ſpeiſen, wollte nach ihrem Manne ſchicken, was der Baron nicht zuließ, anſcheinend aus Höflichkeit, und er fand in Frau Sophie ganz die Frau, die er ſich zur Ausführung ſeiner Pläne wünſchen mußte.

Die Kaſtellanin war nicht ohne Phantaſie, und im Stande, aus einigen Zeilen eine ganze recht bunte und doch wahrſcheinlich klingende Geſchichte zuſammenzuſetzen. Deßhalb gelang es ihr auch jetzt, und nachdem ſie den Baron mehrmals genau betrachtet hatte, meinte ſie zwiſchen ihm und Mira eine gewiſſe Familienähnlichkeit zu entdecken, und erklärte ſie dahin, daß der Baron entweder der Oheim, ja vielleicht der Vater ihrer Pflegetochter ſei, und ſich abſichtlich nicht eher zu erkennen geben wolle, bevor er des Mädchens Herz geprüft habe.

Hierauf ſpann ſie ihre Geſchichte weiter aus, und kam auf die Idee, daß doch vielleicht ſeine Fragen nach der Marquiſe einen tiefern Grund

haben könnten, als es scheine, und daß die Dame mit der Maske am Ende doch Miras Mutter sei.

Diese Gedanken versetzten sie in die lebhafteste Unruhe; denn es war von jetzt an eine große Veränderung für Mira zu erwarten, und ihr Herz schlug bange bei der Voraussetzung, daß sie Mira nun an Eltern werde ausliefern und einer Andern das süße Mutterrecht übergeben müssen.

Besser schien es ihr, ihre Pflegetochter zu verlieren, wie die meisten Mütter ihre Kinder gern verlieren, und deßhalb entfernte sie auf geschickte Weise die Jungfrau auf kurze Zeit, um den Baron von dem Grafen Montalegros, von Mira's Neigung zu ihm zu erzählen, und endlich ihn zu bitten, das liebe Kind nicht unglücklich zu machen, und Alles zu thun, das Paar zu vereinen.

Der schlaue Jesuit verstand in Frau Sophiens Seele zu lesen, und wendete seine Worte so klug, daß die Kastellanin nicht wissen konnte, ob ihre Voraussetzungen richtig oder getroffen waren. Dabei vergaß sein geübter Blick nicht, während Frau Sophie sprach, das Zimmer heimlich und

genau zu muſtern, und indem er ſich mit dem Geiſte deſſelben vertraut machte, erblickte er Mira's wohlgetroffenes Portrait, das Werk von Vater Vincenzo's kunſtreicher Hand.

Er ſprang raſch auf, es näher in Augenſchein zu nehmen, und erkannte ſowohl an der Manier, wie an den kleinen, anſcheinend unbedeutenden Zeichen, daß dieſes Bild ein Werk von Vincenzo's Hand ſei.

„Ein ſchönes Bild!" bemerkte der Baron. „Ich mögte den Maler kennen! Lebt er hier in der Gegend?"

Mira, die, als er das Bild betrachtete, wieder in das Zimmer getreten war, wurde bei dieſer Frage todtenblaß; die Kaſtellanin hingegen ſagte ganz ruhig: „Der Maler reiſete durch und hielt ſich nur kurze Zeit in unſerm Dorfe auf. Er hatte auch mein Portrait angefangen, aber er hat es nicht zu Ende gebracht. Er iſt verſchwunden, man weiß nicht wohin, und es iſt eben nicht artig von ihm, daß er nie wieder das Geringſte von ſich hören ließ."

Der Baron ſtellte ſich, als bemerke er die Verwandlung nicht, die in allen Zügen Mira's während dieſes Geſpräches vorgegangen war. Er

ließ sich den talentvollen Maler beschreiben, und obgleich ihn Frau Sophie nicht getreu, sondern nur nach der Maske beschreiben konnte, in welcher er sich ihr gezeigt hatte, so war doch diese Beschreibung für den scharfsichtigen Baron ausreichend, fast mit Gewißheit anzunehmen, wer dieser Maler gewesen sei. —

„Es ist allerdings wunderlich, wie dieser Maler verschwunden ist," sprach nachdenklich der Baron, „und ich werde dadurch an eine Begebenheit aus meinem Leben erinnert, die mich immer mit Wehmuth erfüllt."

„O, erzählen Sie das, erzählen Sie, Herr Baron," bat die Kastellanin, während Mira stumm da saß, und unfähig, sich zu regen.

Der Baron begann: „Als ich studirte, es war zu Wien, machte ich die Bekanntschaft eines jungen, höchst talentvollen Malers, dem ich oftmals eine glänzende Zukunft prophezeite; denn seine Gemälde waren meisterhaft und seine Porträts voll Wärme und Frische des Lebens. Bei all seinem Talente war er aber fast immer ohne Geld; er hatte den Ruf noch nicht, der große Summen einbringt, und brauchte mehr Geld,

als er hatte, dabei, ein ächter Künstler, verstand er sich schlecht auf das Sparen."

„Eines Tages erzählte er mir, daß er die Aussicht habe, noch sehr reich zu werden, indem er die Hoffnung habe, einen alten, reichen Oheim zu beerben, welcher an der Auszehrung leide."

„„Dieser Oheim ist ein Millionär, und hat außer mir keinen Erben, als einen Vetter von mir, welcher ihm eben so nahe steht, wie ich,"" sagte er mir einst, „„nun, ich werde jedenfalls das Geld auf nützliche, angenehme Weise verwenden, während mein Vetter es verscharren wird, denn einen größern Geizhals sah ich nie.""

„Ich weiß nicht, warum sich mir diese Worte so fest eingeprägt haben; aber sie sprachen zu mir wie eine bange Ahnung."

„Nach einiger Zeit kam der Maler, der mein Freund geworden war, und bat mich um ein Darlehn."

„„Ich muß fort,"" sagte er in seiner lustigen Weise, „„sonst bin ich armer Teufel um die Erbschaft geprellt. Mein Oheim ist vor acht Wochen ohne Testament gestorben, Niemand hat mir eine Anzeige gemacht, und mein edler Vetter hat sich, wie ich sehe, mit den großen Gütern

beehren lassen, als wäre er der einzige rechtmäßig vorhandene Erbe. Da will ich doch hin und sehn, was sich machen läßt; er wird doch Etwas für mich übrig gelassen haben!““

„„Und zu solch einem Menschen willst Du allein gehen?“ rief ich aus. „„Ich dächte, Du nähmest einen Advokaten an, und ließest diesen für Dich handeln.““

„„Ei, wer denkt denn gleich an's Prozessiren!““ entgegnete mein Freund lachend. „„Hingehen will ich, meinem Vetter meinen freundschaftlichen Besuch machen und mir die Hälfte der Erbschaft ausbitten. Mag er immerhin einige Tausende für sich auf die Seite gebracht haben, mir bleibt genug.““

„Was ich auch thun und sagen mogte, um ihn von diesem Besuche abzuhalten, es blieb fruchtlos, der Maler reisete ab und — kein Auge hat ihn wiedergesehn!“

Der Baron schwieg.

Die Kastellanin sah ihn fragend an und rief: „Himmel! Der geizige Vetter hat den armen Maler doch nicht ermordet?“

„Nach drei Jahren,“ entgegnete der Baron, „fanden Gartenarbeiter beim Umgraben eines Bee-

tes im Schloßgarten einen verscharrten Leichnam. Es war der Leichnam meines Freundes. Der Mörder, von Gewissensbissen gequält, gab sich selbst an; es war der Gutsherr, welcher, um die Erbschaft ungetheilt behalten zu können, seinen Vetter mit einem Dolchstich ermordet hatte. —"

Die Kastellanin hielt eine lange Rede über Mordthaten, und wie sie doch immer entdeckt würden. Mira hatte alle Seelenstärke nöthig, um sich aufrecht zu erhalten und ihr Zittern zu verbergen.

Der Baron fand, daß es schon spät sei, und empfahl sich mit dem Versprechen, morgen wiederzukommen, nachdem er beiden Frauen das Versprechen abgenommen hatte, von seiner Anwesenheit und deren Zwecke zu schweigen.

Die Kastellanin wollte jetzt alle ihre Vermuthungen über die Marquise, Mira's vermeintliche Mutter, und über den Baron aussprechen; aber die Jungfrau entschuldigte sich mit Kopfschmerzen und suchte die Einsamkeit ihres Zimmers.

Die Erzählung des Barons von Brevannes rief in Mira einen furchtbaren Sturm hervor; ihr Kopf brannte, ihre Hände waren eiskalt,

und sie wünschte, daß Alles, was sie jetzt gehört, nur ein Traum sein mögte.

Konnte der Baron mit Absicht diese Erzählung gemacht haben? Wußte oder ahnete er, wo und auf welche Weise der Maler verschwunden war, den Montalegros verscharrt hatte?

Der Graf hatte ihr unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitgetheilt, daß jener Todte sein und der Marquise Leben bedroht habe; er hatte ihr später gestanden, daß er ein Jesuit sei.

Wie, wenn der Baron, der das Geheimniß ihrer Geburt kannte, vielleicht auch einer dieses Ordens war, dessen Mitglieder jetzt und vom Anbeginn an in allen Ländern, in allen Gestalten, sich in Alles mischen, und oft Dinge wissen, welche der Andre kaum geträumt hat? Wenn sie, durch Mitwissenschaft dieser That, mit in das Verderben verflochten ward, das für Montalegros vielleicht daraus erwuchs? — Aber sie liebte den Grafen, sie liebte ihn so sehr, daß sie mit ihm in den Tod gegangen wäre; aber sie liebte ihn nicht genug, um ihn mit glückwünschendem Herzen an der Seite einer Andern sehen zu können.

Sie dachte über des Grafen Benehmen gegen sie nach; nicht mehr trog sie, wie Anfangs, die Liebe. Sein Benehmen hatte etwas Verstecktes; es war ungleich, gezwungen, und ihr Instinkt sagte ihr, daß, wenn er eine von den Frauen, sie oder die Marquise täusche, nicht Jene die Getäuschte sei.

Sie fragte sich, ob sie Montalegros von dem Besuche und der Erzählung des Barons sagen solle oder nicht, und beantwortete sich diese Frage nicht mit Gewißheit.

Sie war in Ungewißheit über ihre Zukunft, ob ihr noch ein Vater lebte oder nicht; aber noch mehr über ihre Zukunft in Beziehung auf den Grafen, denn wenn er sie auch wirklich liebte, vielleicht war es doch ein Verbrechen, welches ihn von ihr trennte, oder er war von dem Netze der Jesuiten umsponnen, ihr Opfer, oder ihr Werkzeug, und fürchtete deßhalb, ein Wesen, das er liebte, an sich zu fesseln.

Endlich war die lange Nacht zu Ende. Mira stand auf und kleidete sich, dann ging sie ihrer Gewohnheit nach in den Garten, und überließ sich ihren Gedanken.

Lerchen, die ersten Verkünder des Lenzes,

ſtiegen ſingend über ihrem Haupte in die Luft; ſie hörte ſie nicht, ſie kehrte in das Schloß zurück und trat, mit dem Vorrechte, unangemeldet kommen zu dürfen, in das Schlafzimmer der Marquiſe. Die Marquiſe war nicht in dem Zimmer, aber aus dem Nebengemache ſchallte ihre Stimme ihr entgegen, die lieblich, faſt fröhlich klang.

Schon ein Mal Lauſcherin geweſen, wäre Mira nicht von ihrem Platze gewichen, und wenn das Horchen mit dem Tode beſtraft worden wäre. Sie hörte deutlich die Marquiſe ſagen: „Gott wird es mir verzeihen, wenn ich mich über ſeinen Tod nicht betrüben kann. Verzeihen kann man ſeinem Peiniger, ihm wohlthun, aber daß man ſeinen Tod beweinen ſoll, verlangt ſelbſt die heilige Schrift nicht.“

„Er iſt dahin,“ ſagte Montalegros, „ſeine Umgebungen, haben jenſeits gewiß ſchwerere Verantwortung, als er!“

„Laſſen wir es bei dieſem Glauben!“

„Eine trübe Vergangenheit liegt hinter uns, eine glückliche Zukunft ſtrahlt uns entgegen! O, meine Angebetete, immer bleibeſt Du die Königin meiner Seele; darf ich jetzt die Hoffnung in

mich einziehen laſſen? Wird endlich meiner Treue der ſchönſte, überſchwenglichſte Lohn, und darf ich Sie die Meine nennen?“

„Mein theurer Eugenio!“ ſagte die Marquiſe, und ihre Stimme zitterte vor Rührung und Wonne. „Mein theurer Eugenio, wenn es wirklich in meiner Macht ſteht, Sie für die unwandelbare Treue und für Ihre ſchöne Liebe zu belohnen, ſo nehmen Sie jetzt die Verſicherung hin, daß ich Sie ſchon lange geliebt habe, länger, als ich mir es ſelbſt geſtand. Meine erſte flüchtige Neigung, die ich ſo wahr und tief wähnte, war ein Jugendtraum, eine Phantaſie; meine Liebe für ein glänzendes Loos war eine traurige Verirrung. Jetzt bin ich nach ſchweren Prüfungen dahin gelangt, zu wiſſen und zu fühlen, daß die Krone des Lebens die Liebe iſt, und nur dieſe Krone will ich forthin tragen. Todt für die Welt, will ich leben für Dich, und bald will ich jede Spur früheren Glanzes von mir werfen, indem ich meinen Namen mit dem Deinen vertauſche. Kalt und ſtolz wird forthin die Welt mich nennen, wenn meines Namens Erwähnung geſchieht; immerhin, ich mache auf keinen andern Ruhm Anſpruch, als auf den, von

Dir geliebt zu ſein, und die Liebe Deines Herzens zu verdienen."

„Angebetete, über Alles Geliebte!" hörte Mira Montalegros ſagen, und ihr Herz zog ſich krampfhaft zuſammen.

„Wenn ich Dir dies bin, bedarf ich keinen andern Titel mehr! Laſſe denn uns bald in der Stille den Prieſter aufſuchen, der uns nach dem Ritus unſerer Kirche vereinigen kann!"

„Meine Theure," fuhr Montalegros mit gepreßter Stimme fort, nachdem er einige Worte geſagt hatte, welche Mira's feinem Ohr entgangen waren, „Du ſchenkſt mir in Dir ſelbſt ſo Viel, daß ich die kleinere Bitte jetzt ohne Furcht ausſpreche, nämlich die, mir zu folgen, dieſe Gegend zu verlaſſen, und jenſeits des Meeres, das Europa von Amerika ſcheidet, ein neues, glückliches Leben zu beginnen."

„Wie? Ich ſoll mein Vaterland zum zweiten Male verlaſſen? Das ſtille Schloß, wo Niemand mehr nach mir forſcht, wo die Dame mit der Larve zu den gewöhnlichen Dorfbewohnern gehört, weil ſich die Menſchen müde darüber geſprochen haben? Ich fürchte, außerhalb Deutſchlands blüht kein Glück für mich!"

„Fürchte Nichts in meinen Armen; es ist nicht möglich hier zu bleiben; wir sind nicht so unbeobachtet, nicht so sicher, als Du glaubst! Glaube mir!“ bat Montalegros mit bewegter Stimme.

„Wird uns die Virnot begleiten? Ich würde sie ungern vermissen.“ sagte die Marquise, schon auf Montalegros Vorschlag eingehend.

„Ihre Anhänglichkeit an Dich ist groß. Aber ich muß Dich bitten, meine Theure, daß Du gegen Niemand von unsrer Verbindung sprichst, bis wir Deutschland hinter uns haben. Mira liebt mich und ist eifersüchtig!“

„Mira?! –“ sprach die Marquise langsam und bewegt. „Du fürchtest sie? Fast mögte ich glauben, daß Du durch irgend Etwas sie zur Eifersucht berechtigt hast.“

Der Graf entgegnete: „Nicht mehr als Umstände geboten; sie, fürchte ich, spionirte mir nach und sie kennt ein Geheimniß. Nie, Theure, war ich treulos gegen Dich, nur diplomatisch gegen Mira. Ich schäme mich, wenn ich denke, daß sich das liebeglühende, eifersüchtige Mädchen täuschte. Absolvire Du mich, meine Heilige, und lasse uns Mira vergessen; die kleine Wunde, die

ich wider Willen ihr ſchlug, wird dieſes junge Mädchen leicht verſchmerzen."

Mit einem fürchterlichen Blick auf die Thüre des Nebenzimmers, mit ungeſtüm klopfendem Herzen entfernte ſich Mira.

Sie war nicht nur ungeliebt, ſie war gekränkt in allen ihren Gefühlen, getäuſcht, hintergangen auf das Unwürdigſte. Um ſich ihres Schweigens zu verſichern, hatte der Graf ihr Liebe gelogen; Preis gegeben war das zarte, tiefe Geheimniß ihres Herzens. Zerſtört war ihr Lebensglück mit dem Glauben an Wahrheit und Treue, an Zartgefühl in des Mannes Bruſt. Der kalte, geringſchätzige Ton, in welchem Montalegros, der Graf, über ſie, die bürgerliche Jungfrau, zu der Dame von hoher Geburt geſprochen hatte, empörte ihr Gefühl, beleidigte ihren Stolz auf das Empfindlichſte. Ihre Gedanken verwirrten ſich unter dem Sturme von Gefühlen, die in ihrem Innern auf- und abwogten, und der einzige Troſt, welcher ihr aus dieſem Dunkel entgegen leuchtete, war: Rache.

Wie eine Wahnſinnige ſtürzte ſie nach ihrem Zimmer, und fand dort den Baron von Brevannes, der ihrer harrte.

Ihr todtenbleiches, verzerrtes Antlitz, ihr Zittern fiel ihm auf, und er beschloß, aus ihrer Stimmung Vortheil zu ziehn.

„Mein Kind, mein liebes, theures Kind," rief er aus, indem er zärtlich, wie ein Vater, ihre Hand ergriff, „was ist geschehen?! Warum so bewegt?" Und als Mira sich schweigend auf einen Stuhl hinwarf und in Thränen ausbrach, fuhr er fort: „Meine liebe Mira, Niemand auf Erden nimmt an Ihrem Geschicke innigeren Antheil, als ich. Sprechen Sie, wer hat Ihnen Wehe gethan, wer hat Ihr Herz gekränkt? Ich bin ein Mann, der die Welt kennt und in den Seelen lesen kann; vertrauen Sie mir, ich werde Sie verstehen, ich kann Ihnen vielleicht rathen, helfen!"

Mira war außer sich; sie sehnte sich darnach, ihr Herz zu öffnen, ihre Gefühle, und was ihr widerfahren, einem Menschen mitzutheilen, und so erzählte sie dem Baron Alles, was in ihrem Innern vorging, was sie von Montalegros erlitten, was sie von ihm wußte und auch seine That."

Der Baron hörte ihr zu, er achtete auf jedes Wort; er erkannte aus dieser Beschreibung

die Marquise. Als Mira zu Ende war, sprach er mit angenommener Rührung: „Ich fühle, was in Ihnen vorgehen muß; ich würde den Grafen für den elendesten Menschen halten wegen des herzlosen Spieles, das er mit ihren edelsten Gefühlen trieb; aber ich glaube, die Marquise zu kennen; und ist es jene Frau, die einst zu Rom und Paris mit Männerherzen ihr Spiel trieb und einen Zauber ausübte, welchem Keiner widerstehen konnte, dann ist Graf Montalegros unzurechnungsfähig wegen Allem, was er, unter der Gewalt dieses Zaubers stehend, Ihnen zufügte."

„Glauben Sie wirklich an Zauberei?" sagte Mira mit einem ungläubigen Lächeln.

„Mein gutes Kind, Sie sind jung, und kennen die geheimen Kräfte der Natur und die wunderbare Wirkung des Magnetismus nicht! Auch ich — doch erst muß ich diese maskirte Frau sehen, und ist sie es, dann, Mira, dann soll sie vor meiner Rache zittern. Aber -- stumm bis dahin, stumm wie das Grab!"

„Stummer, denn das Grab wirft zuweilen Todte aus!" entgegnete Mira mit einem Lächeln, welches ihrem schönen Gesichte jeden Reiz

raubte, und der Baron verließ sie, damit sie sich fassen möge. Die versprochenen Papiere erwähnte er nicht; er hielt es für klüger, mit diesen Eröffnungen noch zu zögern, und Mira war zu ausschließlich mit der Geschichte ihrer Liebe und den Erregungen ihres Herzens beschäftigt, um an ihr äußeres Geschick in diesen Augenblikken zu denken.

Der Baron bedurfte ebenfalls Zeit, sich zu fassen und einen Plan zu machen, wie er sich der Marquise und des Grafen versichere, ohne sich selbst Preis zu geben.

Er bezweifelte nun die Identität des Leichnams, den Mira gesehen hatte, mit dem verschwundenen Pater Vincenzo keinen Augenblick; er wußte, daß dieser schlau, muthig und überlegt gewesen sein mußte; denn als so einen Mann hatte er ihn mehrere Jahre hindurch kennen gelernt. Und doch hatte er seine Forschungen mit seinem Leben bezahlt; doch hatte er von Montalegros Hand fallen müssen! Der Pater Ignatius, genannt Baron von Brevannes, wußte, daß er mit einem schlauen und gleichfalls muthigen Gegner zu thun habe. Er wollte sich nicht bloßstellen, er wollte auch das Aufse-

hen vermeiden, welches aus einem öffentlichen Morde an der Marquise und dem Grafen für seinen heiligen Orden entstehen mußte, der, wie er zu seinem Schrecken in Deutschland hörte, sehr verhaßt und unterdrückt war.

Das Klügste war Gift, nach jesuitischen Grundsätzen das stillste, kürzeste Mittel, von überlästigen Menschen sich zur Ehre Gottes und der heiligen Kirche zu befreien.

So kam denn der Baron bald dahin, vollkommen einig mit sich zu sein und es für offenbare Fügung des Himmels zu nehmen, daß ihm in Mira ein erwünschtes Mittel zum guten Zwecke in die Hände lief.

Mit einigen höflichen Worten gewann er die Herzen der ehrlichen Pflegeältern Mira's, und nahm ihre Einladung, mit zu speisen, die sie bescheiden vorbrachten, mit anmuthiger Leutseligkeit an.

Es wurde ihm leicht, diese einfachen Leute glauben zu machen, was er wollte, und die Gelegenheit zu finden, ohne gesehn zu werden, die Marquise zu sehen, wie sie, auf den Arm des Grafen gestützt, die breite Treppe herabkam, um auszufahren.

Der Baron ſah ihre anmuthige Geſtalt, verſchönt durch die würdevollſten Bewegungen, er hörte die ihm wohlbekannte Stimme liebevolle Worte in Montalegros Mutterſprache zu ihm ſagen; ſeinem Blicke entging das ſchöne blonde Haar nicht, deſſen reiche Flechten ſich durch den Hut, über den Nacken drängten, er war glücklich, denn die Belohnung für dieſe Entdeckung lag ihm nahe.

Er erinnerte ſich auch des Grafen, den er mehrmals unter ſeinem wahren Namen am Hofe zu *** geſehn hatte.

Als der Wagen mit dem ſchönen Paare dahin rollte, ſtand Mira am Fenſter und ſah ihm nach, und heiße, ſchwere Tropfen fielen über ihre bleichen Wangen.

Der Baron näherte ſich ihr und ſagte mit ſeiner einſchmeichelnden ſüßlichen Stimme: „Ruhig, liebe Mira, vertrauen Sie mir.

Der Kaſtellan ging in Geſchäften aus, und der Baron welcher bei den Frauen zurückblieb, brachte das Geſpräch auf allerlei Liebeszauber. Mira wollte nicht daran glauben, obgleich Brevannes für die Wahrheit ſeiner Behauptungen Beiſpiele brachte.

„Der Herr Baron haben meinen Glauben!“ rief jetzt die Kastellanin lebhaft aus. Ich erinnre mich einer Geschichte, welche ich in meiner Jugend erlebt habe, sie ist der schlagendste Beweis, daß es Zaubermittel giebt.“

Mira und der Baron baten Frau Sophien, zu erzählen, und sie sagte: „Ja, ja, es verhält sich so und nicht anders. Ich mogte ungefähr sechzehn Jahre alt sein, wie sich's zutrug. Am Hofe des hochseligen Herzogs befand sich unter den Kammerdienerinnen ein Mädchen, das wegen seiner Reize die hübsche Julie, und wegen seines leichtfertigen Wandels Allerwelts-Julie genannt wurde. Obgleich Julie immer Anbeter und Tänzer hatte, so war sie doch im fünfundzwanzigsten Jahre noch ohne Freier, und das machte sie zu Zeiten nachdenklich. Nun befand sich am Hofe des Herzogs ein junger, sehr hübscher, ernster Mann, der Privatsekretär der hochseligen Frau Herzogin Mutter, dieser konnte die schöne Julie nicht ausstehen, und wenn Jemand ihn recht bitterböse sehen wollte, durfte er ihn nur mit der Allerwelts-Julie necken. Ich hörte ihn einst sagen: Ich glaube, daß ich des Teu-

fels Großmutter eben so gern heirathen würde, wie dieſes ränkevolle, durchtriebene Frauenzimmer.“

„Die allerliebſte Julie wußte dies und haßte den braven Sekretär deßhalb; ſie ſpielte ihm allerhand Poſſen, und wenn ſie ihn wo antraf, ging ſie gewöhnlich fort.“

„Zu dieſer Zeit wurde ein großes Maskenfeſt veranſtaltet, dem der Sekretär und Julie in höchſt geſchmackvollen Masken beiwohnten. Wie es kam, daß der Sekretär eine Tour mit Julien tanzen ſollte, weiß ich nicht mehr; genug, er ließ ſie mitten im Saale ſtehen, worüber tüchtig räſonnirt wurde. Als aber Mitternacht vorüber war, da ſah man zur allgemeinen Verwunderung Mademoiſelle Julie mit dem Sekretär walzen. Beide ſchienen ein Herz und ein Sinn, und nach acht Tagen gingen ſie als Braut und Bräutigam einher. Niemand konnte begreifen, wie das gekommen war. Sie wurden getraut, und ſieben Jahre hindurch blieb der Sekretär in ſeine holde Julie wie närriſch verliebt; als aber ſieben Jahre um waren, da bekam er mit einem Male den heftigſten Widerwillen gegen ſie; er vermied ihre Nähe, und eines Morgens war er fort, ließ ſie ſitzen, und ſoll heute noch wiederkommen.“

„Gewiß war hier Zauberei im Spiele," sagte der Baron. „Ich kenne mehr solche Fälle, und immer währt solch eine Bezauberung nur sieben Jahr. Eins aber ist gewiß, es giebt einen Gegenzauber, und wird er angewandt, dann muß sich jener Zauber in sich selbst vernichten."

Die Wirkung, welche der Baron durch diese Rede auf Mira hervorzubringen wünschte, blieb nicht aus. „Ist es möglich?" sagte sie staunend und leise. Der Baron zog seine Netze um sie, sein Wink lockte sie in den Garten, wo sie, ganz Ohr, seinen Mittheilungen lauschte.

Indessen fuhren der Graf und die Marquise, glücklich in sich, und durch sich, zu dem katholischen Pfarrer der Gegend, um ihn zu bitten, sie ohne Aufschub und Formalitäten in aller Stille den nächsten Tag zu trauen.

Sie sprachen von ihrem Glücke, von der Zukunft; sie freuten sich der ersten Lenzboten, sie sahen die gewitterschwere Wolke nicht, die über ihren Häuptern schwebte.

Der Pfarrer, ein milder, freundlicher Mann, empfing seinen Besuch mit Freuden, und als Montalegros ihm zugeschworen hatte, daß er kein rechtliches Hinderniß kenne, das zwischen

seiner Ehe mit der Marquise stehe, als er ihm versichert, daß Niemand nach diesem Paare fragen würde und eine schwere Börse, für die Armen im Dorfe, in seine Hände gleiten ließ, da willigte der Pfarrer ein, den nächsten Tag das Paar zu trauen.

Sie fuhren zurück nach Rosenhof; der Abend war hell und mild, die Sonne ging wie ein feuriger Ball hinter dem Berge unter und jenseits des Waldes stieg in voller Pracht der Mond empor. Die Abendglocken hallten melodisch durch die Luft.

Die Marquise hob den Schleier in die Höhe; ohne Halbmaske schaute ihr heitres Antlitz den Grafen an.

„Wie glückselig Dein Anblick mich macht!“ sagte er, und wagte es zum ersten Male, diese zarte Gestalt leise zu umfassen. Dort in Amerika, im Lande der Freiheit, wo Niemand Dich kennt, wirst Du auf immer die Maske ablegen, die mir so oft Dein sonniges Antlitz entzog,“ sagte er.

„Ich glaube, Eugenio, in wenig Jahren würden auch meine Verwandten mich ohne Maske

nicht mehr erkennen," gab sie scherzend zur Antwort, „sieh nur die erste Falte auf der Stirn."

Er küßte sie und sagte eben so heiter: „O mein Engel, diese Falte kündet nicht das Alter an, sie ist nur eine zurückgebliebene Spur von dem Schmucke, den Du sonst trugst, der Rosenkranz der Liebe wird sie verwischen! —

Sie schlug erst den Schleier herab, als sie das Dorf erreicht hatten. Den ganzen Abend waren sie heiter und scherzten, selbst Madame Virnot ward dadurch zu allerlei witzigen Einfällen angeregt.

„Gute Nacht, gute Nacht, mein Leben, meines Lebens Glück!" sagte die Marquise in ihrer Muttersprache zu Montalegros, und er entgegnete mit unterdrücktem Jubel:

„Morgen!"

V.

Morgen.

Der Morgen blickte, noch halb verhüllt vom Schleier der Nacht, in Mira's Gemach. Die Kerzen, die auf dem Tiſche vor ihrem Bette ſtanden, waren tief herabgebrannt, und eben erſt hatte Mira die Papiere zu Ende geleſen, welche ihr der Baron von Brevannes eingehändigt hatte.

Es waren Briefe ihres Vaters an ihre unglückliche Mutter, Briefe von ihr an ihn, die er ihr zurückgeſandt hatte, und die Geſchichte ihres Lebens. Aus den Papieren fiel ein männliches Porträt heraus, das Bild ihres Vaters, aber Mira wollte es nicht ſehen und legte es unbeſchaut zu den Papieren. Sie war empört über die entſetzliche That ihres Vaters; ſie mogte ſelbſt im Bilde ſeine Züge nicht ſehen.

Der Brief, den ihre Mutter an sie geschrieben hatte, lautete:

Mein theures Kind!

„Es ist nicht der kleinste Schmerz meines Lebens, daß ich Dich mit meinem Schicksal, mit meiner Schwäche und dem Charakter Deines Vaters bekannt machen muß, aber ich halte es für meine Pflicht, Deiner Eltern Namen Dir zu nennen und Dich vor ähnlichem Unglücke zu bewahren, indem ich Dir die Wahrheit über mich schreibe."

„Früh verwaiset, von guter Geburt, aber ohne Vermögen, wuchs ich in dem Hause meiner Schwester auf, die funfzehn Jahre älter war, und kurz vor dem Tode meiner Eltern an den Gesandten von H** verheirathet war."

„Dienstgeschäfte führten meinen Schwager auf einige Jahre nach Rom, und dort lernte ich Deinen Vater kennen, der sich mir unter dem Namen d'Astorga nahte und mein Herz gewann. Er war reich, von guter Geburt, und anscheinend vortrefflichem Charakter, und meine Verwandten waren völlig zufrieden, mich als seine künftige Gemahlin zu betrachten."

„Er erzählte oft von seinen Verwandten, von

einer alten, reichen Großmutter, welche ihn nur mit Widerwillen als Gatte einer Ausländerin sehen würde, und gab diese Abneigung der achtzigjährigen Frau als Grund an, weßhalb er zögere, sich mit mir zu verloben."

„Mein Schwager mußte nach Deutschland zurück. In der Abschiedsstunde war ich schwach gegen den Geliebten — er gelobte mir heilig mich in Deutschland abzuholen."

„Traurig kehrte ich nach der Heimath zurück; eine Woche nach der andern zog langsam für mich dahin, von d'Astorga kam kein Brief, und auch er hielt mit seiner Ankunft nicht Wort."

„Ich entdeckte, daß ich Mutter war und vertraute mich meiner Schwester an. Anfangs zürnte sie, dann aber regte sich das Mitleid in ihr. Sie fürchtete meines Schwagers Zorn und den Tadel der Welt. Am Hofe des Herzogs von * hatte sie eine treue, rechtliche Kammerjungfer gekannt, die jetzt in Schloß Rosenhof verheirathet war. Es gelang ihr, durch Vermittlung eines einzigen zuverlässigen Freundes mich dahin zu bringen und dort wurde ich entbunden."

„Mit Tausend Thränen begrüßte ich Dich, Dich, mein geliebtes Schmerzenskind.“

„Ich mußte Dich zurücklassen; ich hatte es meiner Schwester geloben müssen! Ach, ich hatte es gelobt, ehe ich Dich sah, später wäre es mir nicht möglich gewesen, und ich nahm mir vor, mein Wort nicht zu halten, bald zu Dir zurückzukehren.“

Als ich in das Haus meines ahnungslosen Schwagers zurückkehrte, lag er krank am Nervenfieber, das der Krieg in die Stadt gebracht hatte. Er starb; meine Schwester folgte ihm bald, und in mir stieg die schreckliche Ahnung auf, daß auch d'Astorga gestorben sei. Ich mußte Gewißheit haben. Von einem neuen Diener begleitet, trat ich die Reise nach Rom an. D'Astorga war nicht mehr da; es gelang uns endlich, ihn zu erfragen, und wie eine schwere bange Ahnung legte sich die Nachricht auf mein Herz, daß d'Astorga nicht der wahre Name Deines Vaters gewesen, sondern daß er ihn aus politischen Zwecken im Auftrage seines Hofes angenommen hatte, aber bald verscheuchte die Liebe sie.“

„Doch erfuhren wir, daß er Eugenio Phi-

lipp Graf von *** heiße, und in diesem Augenblicke wahrscheinlich in Madrid sei."

„Mit hoffnungsreichem Herzen trat ich den Weg nach Madrid an. Ich brachte ja meine treue Liebe mit, und die Nachricht von meinem Kinde; alle böse Träume schwanden, als ich das Land betrat, in welchem ich ihn wiederzusehen hoffte."

„Und ich fand ihn, ich sah ihn wieder!"

„Kaum in Madrid angekommen, fragte ich bei dem Gesandten meines Hofes nach ihm. Eugenio befand sich wirklich da, und ich fuhr mit einem Herzen, das vor Freude bebte, nach seiner Wohnung."

„Er lebte ja, ich sollte ihn wiedersehn! Gewiß waren in den Unruhen des Krieges seine Briefe verloren gegangen."

„Ich fragte auf Italiänisch einen seiner Diener nach ihm. Der Diener antwortete mir in Französischer Sprache, sein Herr sei ausgegangen, aber die Frau Gräfin, welche ihren Gemahl begleite, sei zu sprechen."

„„Wie lange ist der Graf vermählt?!"" stotterte ich.

„„O schon lange; sein Sohn, der junge Herr

Graf, ist bereits zehn Jahr alt,"" entgegnete der Diener."

„Wie niedergeschmettert schlich ich mich in meinen Wagen zurück."

„Was mir Eugenios Diener gesagt hatte, bestätigte sich; ich konnte, allein und schutzlos in dem fremden Lande, Nichts thun. Und was sollte ich auch thun! Warum hatte ich ihm vertraut, warum war ich schwach gewesen!"

„Jetzt bin ich krank zum Tode, und habe nur noch die Kraft, Dir, mein Kind, mein trauriges Schicksal mitzutheilen. Wenn Du noch lebst, wenn Du erwachsen bist, dann denke in Liebe Deiner armen Mutter und sei vorsichtiger und glücklicher!"

„Ich werde mein Vaterland nicht wiedersehn! Der fromme Mann, der mein Schicksal anhörte, als sei ich sein Beichtkind, wird Dir dieses Blatt und die Papiere zustellen, die wichtig für Dich sein können."

„Vielleicht, wenn Du erwachsen bist und Dein Vater lebt noch, hat er ein Herz für Dich. Vielleicht auch meine Verwandten, wenn Du sie aufsuchst."

„Der Tod pocht an die Pforte. Lebewohl,

sei fromm und tugendhaft, dann wirst Du nie ganz unglücklich sein. Gott segne Dich! —"

Mira faltete die Papiere zusammen und verwahrte sie, dann stand sie auf und kleidete sich.

Als dies geschehen war, zog sie ein kleines Fläschchen mit einer weißlichen Flüssigkeit aus dem Busen und hielt es gegen das Licht.

„Diese wenigen Tropfen Ihr, und der Zauber ist gelöset! Wenn es aber etwas Schädliches wäre, vielleicht —" Mira wagte das Wort Gift nicht auszusprechen.

Mira würde geschaudert haben, hätte ihr Jemand ihre Gedanken nackt gezeigt; sie verhüllte sie in Sophismen.

„Ich nehme," sagte sie zu sich selbst, „ein Fläschchen, das mir der Baron von Brevannes gegeben hat. „Was darin enthalten ist, muß er wissen."

„Er sagt, es ist ein Gegenzauber. Warum soll ich diese Behauptung nicht auf die Probe stellen? Ich weiß nicht, daß ich etwas Andres will, und ich will ja nur, daß Er, den ich liebe, nicht mehr unter dem Einflusse ihres Zaubers stehen soll. —"

Den Inhalt dieses Fläschchens in das Ge-

tränk der Marquise zu gießen, konnte für Mira nicht schwer werden, denn sie brachte ihr ja jeden Morgen einen Becher voll Wein. Warum also heute nicht?

Sechs Tropfen für sie, und zwölf für ihn aus dem andern Fläschchen, hatte der Baron ihr gesagt. In der Tinktur für Montalegros war ihr Blut enthalten; hatte er diesen Trank genossen, mußte er sie lieben, und wenn auch nur sieben Jahre.

„War aber Alles Täuschung und kein Zauber im Spiele, was verdiente die Mörderin ihres Glückes? Was der Mann, der sie schonungslos verrathen?!"

So sprach Mira zu sich selbst; sie fühlte, daß südliches Blut in ihren Adern wallte, sie war ihres Vaters Kind.

Auch die Marquise war früh erwacht an diesem für sie so bedeutenden Tage. Sie ging, in ihren Morgenmantel gehüllt, in den Schleier gewickelt, den Treibhäusern zu, und brach sich Blumen zum Strauß.

Sie flog zurück in ihr Kabinet und ließ sich heute mit besonderer Sorgfalt kleiden. Als sie dastand im weißen Gewande, das Haar festlich

geordnet, mit Blumen geschmückt, halb verschleiert, sah sie aus wie ein schönes Räthsel. Als Mira mit dem Frühtrunk kam, zitterte der kleine silberne Becher in ihrer Hand, aber sie faßte sich, als sie aus der Marquise Anzug und Wesen ihr Vorhaben errieth.

Sie setzte den Becher hin, aber als dies geschehen, verließ sie das Zimmer mit Hast.

Der Graf trat ein, er begrüßte die Marquise mit tiefer Rührung; er sah schön, aber bleich aus; die Gewißheit seines Glückes, eines Glückes, das er sich vor Jahren nicht zu träumen gewagt hatte, machte ihn nervös?

Er nahm den Becher und sagte, indem er ihn an die Lippen setzte: „Auf Dein Wohl!"

Während die Verlobten im süßen Gespräche einander sich mittheilten, hatte die Theilnahme an Mira die Kastellanin nach dem Zimmer der Pflegetochter getrieben.

Sie hatte die Papiere rasch gelesen, und erklärte sich jetzt Miras zerstörtes Wesen. Sie fand auch das Porträt von dem Vater ihres Pflegekindes und starrte es an — es glich dem Grafen Montalegro.

Außer sich über diese Entdeckung stürzte die Pflegemutter mit dem Porträt und den Papieren nach Montalegros Zimmer, und so bescheiden und höflich sie sonst jeder Zeit zu sein pflegte, dies Mal ließ sie sich nicht abweisen. Als Graf Montalegros das Porträt sah, rief er staunend: „Mein Vater! Wie ist dies Bild in ihre Hände gekommen?“ dann nahm er die Briefe und las. Freude und Schmerz kämpften in ihm und drückten sich in seinen Zügen aus; endlich aber siegte die Freude, und er rief nach Mira; denn jetzt, seit er in ihr seine Schwester erkannte, fiel eine schwere Last von seinem Herzen.

Die Kastellanin holte Mira; auch folgte ihr diese sogleich, aber verstört und bleich und verlangte mit dem Bruder allein zu sein.

Mit wenig Worten theilte sie ihm, der sie als Bruder umarmen wollte, Alles mit, was sie gehört, empfunden, dem Baron von Brevannes vertraut und gethan hatte.

„Gelobt sei Gott, daß ich den Becher leerte!“ rief Montalegros aus.“ „Ich ahne, wer jener Baron ist; der Inhalt des Fläschchens

war Gift, und ich werde, indem ich für Sie sterbe, sie retten!

Verzweiflungsvoll wollte Mira um Hülfe rufen, doch Montalegros hielt sie gewaltsam zurück.

VI.

Wiederſehn.

Länger als ein Jahr ſchlummerte Armida unter dem kühlen Raſen in dem Parke zu Marienhain. Wolfgang hatte das Grab mit Blumen umpflanzen laſſen, daß es ganz freundlich ausſah. Er ſelbſt lebte ſehr einſam, von ſeinen Gutsnachbarn ſah er ſelten Einen, zuweilen den Grafen Roſenberg, der jedoch in neueſter Zeit nach Paris gereiſet war, um ſich zu zerſtreuen. Wolfgang hatte in dieſem Jahre Viel und ausgezeichnet geſchrieben; ſein Ruf war jetzt ein guter und ein ausgebreiteter zugleich. Er trug die Trauer um Armida nicht mehr und hatte angefangen, die Blicke auf die Zukunft zu richten, und als der Spätherbſt kam, verließ er ſein einſames Schloß und trat eine Reiſe an.

Thereſe hatte ihn in dieſem Jahre auf drei Briefe drei Mal geantwortet, ſanft und wohlthuend, und doch that ihr das Herz noch immer weh, aber ſie wußte ihr Leid zu verbergen.

Auf der Pfarre zu *** war es wie ehemals.

Dünefeld lebte ganz und ſchön ſeinem Berufe, und die Geſchwiſter gaben dem Dorfe das ſchönſte Beiſpiel geſchwiſterlicher Eintracht und Liebe.

Baſe Gertraud war rüſtig und ſprachſelig, wie immer; der alte Conrad hatte eine ſchwere Krankheit glücklich überſtanden, und Bergner mit ſeiner Frau machten ein glückliches Paar.

Sie ſprachen meiſt proſaiſch, von Geſchäften, häuslichen Einrichtungen und ihren zwei hübſchen muntern Kindern; aber die gegenſeitige Liebe und die herzliche Weiſe, mit welcher ſie einander begegneten, goß einen Schimmer ländlicher Poeſie über ihr einfaches Leben aus.

Thereſe wurde von dem Paare als die Stifterin ſeines Glückes erkannt; und da in den Augen der Förſterin ihr Mann das vollkommenſte Weſen war, ſo glaubte ſie immer, Thereſe habe

ihm aus großmüthiger Freundschaft für sie entsagt, und versetzte diese unter die Heiligen.

Eines Abends, kurz vor Weihnachten, kam die Försterin, Theresen und den Pfarrer zur Christbescherung einzuladen.

„Mein Mann hat den Tannenbaum selbst aus dem Walde geholt, und ich habe ihn mit goldenen und silbernen Aepfeln und Nüssen herausgeputzt, wie in Norddeutschland," sagte sie. „Wir wollen den Abend recht fröhlich sein."

Düneseld wäre um Theresens Willen, die seit der Trennung von Wolfgang an solchen Abenden stets traurig war, gern zu Hause geblieben; aber Therese wollte der Freundin durch eine abschlägliche Antwort die Lust nicht verderben. So sagte sie für sich und ihren Bruder zu.

Der Christtag erschien; er war zugleich der Wochentag, an dem Briefe zu kommen pflegten, und Therese hatte heimlich diesen Tag auf einen Brief von Wolfgang gehofft. So oft die Klingel gezogen ward, sah sie heraus, immer vergebens. Endlich kam der Bote, er hatte einen Brief in der Hand, die Nähterei entfiel ihr, aber es war kein Brief von Wolfgang, nur ein gleichgültiger Geschäftsbrief an den Bruder.

Als es dämmerte, trat sie mit ihrem Bruder den Weg zu Bergners an, und die herzliche Freude, mit welcher sie dort empfangen ward, that ihr wohl.

Sie half ihrer Freundin die Bescherung für die Kinder, den Förster, die Dienstboten aufstellen, und fügte selbst zwei schöne Puppen zu; aber so neidlos sie sich auch dieses Glückes freute, das Herz that ihr doch weh. Sie hatte Wolfgang unendlich, unsäglich geliebt; sie liebte ihn noch; sie fühlte sich einsam, selbst neben dem Bruder.

Vor einigen Jahren hatte sie gehofft, in diesen Räumen mit Wolfgang zu walten. Und jetzt? — „Er ist ein großer Dichter, möge er auch ein glücklicher Mensch sein!“ sagte sie leise vor sich hin.

Die Bescherung war aufgestellt, die Glücklichen umschwärmten den von Lichtern strahlenden, von Gaben bedeckten Tisch.

Therese fühlte, daß leise Thrän' um Thräne sich über ihre Wange schlich, und ungesehen schlüpfte sie fort. Selbst ihr Bruder, in ein neues Buch, was Bergner ihm geschenkt, vertieft, bemerkte ihr Weggehen nicht.

Der Abend war hell, der Vollmond ſchien, der Weg war trocken. Sie ging ſchnell und leicht ihrem Hauſe zu; die alte Magd öffnete. Thereſe trat in das Zimmer, über das der Mond ſeinen milden Silberglanz ausgoß, und ſetzte ſich in des Bruders Lehnſtuhl.

Es that ihr wohl, allein zu ſein und ungeſehen weinen zu können.

O wie viele Verlaſſene weinen am Chriſtabend, und am ſchmerzlichſten wohl das Mädchen, dem ſonſt der Liebſte an dieſem Abende Gaben brachte, und der jetzt fern und treulos iſt.

In ihren Schmerz verſunken, hatte ſie den leiſen Ton der Hausklingel überhört, aber ein wohlbekannter Tritt weckte ſie aus ihren Träumereien; ſie erkannte im Mondlichte Wolfgang, der ſich zu ihren Füßen ſetzte, ihre Hand erfaßte und genau, wie ſonſt, nach kleinen Streiten und kurzem Ausbleiben wiederkehrend, fragte: „Nun?!“

Thereſe ſagte Nichts, als: „Wolfgang!“ Aber in dem Tone, mit welchem ſie dieſen Namen ſprach, mußte wohl Alles liegen, denn er drückte

ſie an ſein Herz und ſagte: „Nun trennt uns Nichts mehr, Thereſe. Ich war ein Thor, daß ich Dir jemals eine Thräne auspreßte; wenn es Dich aber glücklich macht, daß ich Dich mehr liebe, mehr als früher, als Alles auf Erden, dann ſegne unſre Trennung; denn fern von Dir habe ich mich entwickelt, Dich und das Frauenherz ſchätzen gelernt, und jetzt werden wir glücklich ſein."

„Auch ich Wolfgang, bin eine Andere geworden; ich liebe Dich nicht mehr; aber ich ſelbſt bin reicher in mir geworden, und, wie ich glaube, fähiger, Dich glücklich zu machen. Ich habe Viel um Dich gelitten; aber im Leide iſt meine Seele gereift, mein Herz tief und mild geworden."

„Ich denke jetzt, wir laſſen uns ſtill trauen und bald, nehmen Baſe Gertraud, Deinen Bruder und den alten Caspar mit uns, und leben auf meinem Gute unſrer Liebe und der Kunſt!"

Thereſe ſtimmte in Allem mit ihm überein. Beide wären gern für ſich geblieben, aber ſie

waren Beide zu glücklich, um die Ihrigen in Sorgen um Thereſen zu laſſen.

Darum gingen ſie Arm in Arm durch das ſtille Dorf, deſſen erleuchtete Fenſter ihnen zunickten, dem Förſterhauſe zu und traten in den fröhlichen Kreis.

Konnte der Pfarrer noch Wolfgang zürnen? Er hatte nicht ein Wort des Vorwurfes für ihn, er begrüßte ihn nur mit Verehrung, wie ſie einem großen Dichter gebührt. Baſe Gertraud war überaus glücklich; ſie konnte ſich an Wolfgang nicht ſatt ſehen, und machte ſchon die Einrichtung zur Reiſe mit vielen Worten. —

Selbſt Bergners, ſo betrübt ſie über das Scheiden ihrer Freunde waren, freuten ſich dennoch herzlich, Thereſen glücklich zu ſehn.

Einige Wochen ſpäter, an einem ſchönen, hellen Sonntage, wurden Thereſe und Wolfgang durch Bruders Hand vereint. Bei der Trauung dachte Wolfgang der ſchlafenden Armida, und es war ihm, als ob ihn ein milder, ſüßer Hauch umwehe.

Als der Frühling die Ufer des Rheines

mit frischen Blumen schmückte, zog ein Dampfboot den Rhein herauf, das die Glücklichen nach ihrer neuen Heimath brachte. Therese fand ihr Glück einzig in Wolfgang, und ihm war sie in Wahrheit das theuerste Wesen in der Welt.

VII.

Der Tod.

An jenem verhängnißvollen Morgen, an welchem Mira den Bruder fand, dem ſie durch ihre Eiferſucht den Tod bereitet hatte, erinnerte ſich Montalegros, daß es für jenes Gift, das in ſeinem Vaterlande oft angewandt wurde, ein Gegengift gäbe, das er von ſeiner Mutter erhalten hatte und immer bei ſich trug, wie ein Amulet Er machte jetzt Gebrauch davon und beruhigte Mira; er wartete mit ihr die Wirkung des Gegengiftes ab, und ließ ſich bei der Marquiſe mit Unwohlſein entſchuldigen. In dieſen bangen Stunden theilte er ſeiner Schweſter die volle Wahrheit mit und beſchwor ſie, gegen den Baron von Brevannes auf der Hut zu ſein und ihn zu täuſchen.

Mira gelobte ihm dies, und brach dann in die verzweiflungsvollſten Selbſtanklagen aus.

„Beruhige Dich, meine Schweſter,“ ſagte Montalegros ſanft, „in Deinen Adern fließt des Südens Gluth, und ich muß mein Unrecht gegen Dich abbüßen. Ich trat ſchonungslos auf Dein Herz, ich vergiftete Deinen Glauben an Männerwerth; das Schickſal gab mir nur in dem Giftbecher zurück, was ich Dir gab!“

Dennoch ward Mira nicht getröſtet.

„Und wenn das Gegengift Dich rettet,“ rief ſie aus, „bedenke, was Brevannes Dir und der hohen Frau zufügen kann; denn ich habe Dich an ihn verrathen!“

Aber Montalegros antwortete nicht, der Schlummer überwältigte ihn, und Mira mußte ihn verlaſſen, um mit Brevannes zu ſprechen.

Die letzten Vorgänge hatten Mira's ganzes Weſen entweder verwandelt, oder nach Außen gekehrt, was ſie bisher im Innerſten in ſich verborgen gehabt hatte; denn es iſt vielleicht weniger wahr, daß unſer Charakter ſich ändert, als daß das, was in uns ſchlummert, durch Umſtände hervorgerufen wird und thätig wirkt. Sie hatte ihren Bruder und die Marquiſe in Vie-

vannes Hand gegeben, ſie mußte Beide retten. —

Mit vollkommner Ruhe empfing ſie den Baron und theilte ihm mit, daß der Graf und die Marquiſe ſich zum Schlummer niedergelegt hätten. —

Er hörte ihr ruhig zu, denn die Poſtpferde waren ſchon beſtellt, die ihn im Fluge über die Grenze führen ſollten, ſobald er des Todes dieſer Beiden gewiß ſein konnte.

Daß die Marquiſe keine Papiere hinterlaſſen würde, die Entdeckungen machten, welche die Politik ſeines Hofes nicht wünſchen konnte, hoffte er von der Klugheit Beider. Auch hatte er für den Fall ihres Todes ſchon Vorkehrungen getroffen.

Er kürzte ſeinen Beſuch nicht, aber bei aller Liſt nicht mißtrauiſch gegen Mira, verſchmähte er den Labetrunk nicht, den ſie ihm bot.

Der Inhalt des zweiten Fläſchchens ward ſein Theil.

Mira ſah ihn in den Wagen ſteigen und bleich werden; er fuhr ſich mit der Hand über die Augen, der Wagen rollte fort.

In den nächſten Tagen ſtand in dem Local-

blatte, daß der Baron von Brevannes im Reisewagen, vom Schlage getroffen, gestorben sei.

Sein Nachlaß ward von der Polizeibehörde für die etwaigen Erben aufbewahrt. Er war unbedeutend, seine Papiere, meist Briefe in Chiffern und in Spanischer und Portugiesischer Sprache, verstand Niemand von den Beamten. Als sich nach Jahresfrist keine Erben des Barons von Brevannes gemeldet hatten, verwerthete die Behörde diese Effecten zu Gunsten der Armen, und die Papiere wurden als werthlos verbrannt.

Es ist auffallend, daß seine Oberen, die doch wahrscheinlich wußten, unter welchem Namen Pater Ignatius gereiset war, und die ihre Emissäre überall haben, nicht daran dachten seinen Nachlaß abholen zu lassen; so viel aber ist gewiß, daß dieses aus unbekannten Gründen unterblieb.

Und Montalegros? — Blieb das Gift in Folge des Gegengiftes wirkungslos?

Er verfiel in eine lange, schwere Krankheit, für welche der Arzt weder Namen noch Mittel hatte, und als er nach acht Monaten zum ersten Male wieder ausging, würde Niemand in dem bleichen, niedergebeugten Mann, dessen

dichtes Lockenhaar ein Raub der Krankheit geworden war, den blühenden, schönen Grafen Montalegros erkannt haben.

Auch sein Geist war nicht mehr derselbe; er war ohne Muth, ohne Thatkraft, und sogar sein Gedächtniß war schwach geworden, und von allen seinen frühern Seelenkräften war ihm keine geblieben, als die tiefe, heiße, unvergängliche Liebe.

Noch immer machte die Frau, welcher er sein ganzes Sein und Leben geopfert hatte, seines Lebens Glück; wenn sie erschien, war es für ihn, als ob ein Sonnenstrahl leuchtete und mit verklärendem Scheine auf seinem Antlitze ruhte, und ihrer Stimme sanfter Ton rief sein einziges Lächeln hervor.

An eine Abreise dachte er nicht mehr, und auch die Marquise brachte sie nicht in Anregung.

Er hatte auch den heißesten Wunsch seines Herzens, mit der Geliebten verbunden zu sein, nicht mehr, und so lebten sie in einer schönen poetischen Freundschaft, die durch die Sorgfalt, welche die Marquise dem Kranken widmete, jedes fühlende Herz rühren mußte.

Wie er früher für Sie besorgt gewesen war,

ſo war ſie es jetzt für ihn, und immer bemüht, ihn zu erheitern, geiſtig anzuregen.

Im Innerſten ihres Herzen fühlte die Marquiſe, daß ſie eine Andre geworden war; wenn ſie zurückdachte an ihre Jugendzeit, an die Tage ihrer Hoheit, ſo kannte ſie ſich ſelbſt nicht mehr. Als Zahlen hatte ſie früher nur die Großen der Erde betrachtet, als Nullen die Menſchen, die das Volk bilden. Jetzt erkannte ſie, daß erſt die Null den Werth der Zahl erhöht, und daß Volk und Fürſt zuſammenhalten müſſen, wollen ſie als großes, tüchtiges Ganzes daſtehen.

In ſtrengſter Etikette erzogen, hatte ſie früher kaum eine Ahnung von dem Sein gehabt, Form war ihr Alles, der Name die Seele. Jetzt kannte ſie den unausſprechlichen Reichthum der Menſchenſeele, ſie kannte die Liebe, ſie wußte, wo das wahre Glück zu finden iſt.

Die ganze Aufopferung Montalegros kannte ſie aber nicht, und niemals erfuhr die Marquiſe, daß er um ihretwillen ſeine Hand in Blut getaucht hatte.

Zu Mira ſagte Eugenio in einer vertrauten Stunde: „Mein Leben iſt in ſeinen feſteſten und feinſten Fäden durchſchnitten. Ich habe weder ein

reines Glück, noch eine ungestörte Ruhe zu hoffen. Nicht Dich klage ich an, wie Du Dich oft selbst anklagst wegen meiner Krankheit, Du warst nur blindes Werkzeug in der Hand des Schicksals, denn hättest Du nicht das Bündniß mit jenem Jesuiten geschlossen, Sie nicht aus Eifersucht verderben wollen, so würde es seiner Schlauheit doch gelungen sein, zu ihr zu dringen, und die Marquise hätte vielleicht in einem Blumenstrauß den Tod eingesogen; denn diese heiligen Männer vergiften in Hostien. Ich habe gefehlt, nicht daß ich den Pater Vincenzo, mich und Sie zu retten, tödtete, nicht das ist das Verbrechen, wofür ich büßen muß; ich werde bestraft, weil ich wider die Wahrheit handelte. Ich ließ den Gemahl der Marquise sich vermählen, obgleich ich wußte, daß seine erste Gemahlin noch lebe; ich dulde unrechtmäßige Kinder in ihren Rechten, und an ihnen wird des Vaters Schwäche bestraft werden. Ich täuschte Dein junges, liebeglühendes Herz — ich dachte nur an das Edle meiner Zwecke, nicht an die Wahl der Mittel, ich selbst war in dieser Beziehung Jesuit, und leide, weil mein Gewissen nicht getödtet ist, denn ich bin Keiner vom Orden! O

Mira, auch Dich habe ich in mein trauriges Leben verflochten, und obgleich Dir Leidenschaft zwei Mal die Hand zu starken, finstern Thaten führte, nun die Thaten vollbracht sind, zittert Deine schwache Weiberhand noch in Folge übernatürlicher Anstrengung. Arme Mira! Du bist verändert! —"

Mira schwieg, aber sie war edel genug, ihrem Schmerze keine Worte zu geben, sie machte den Spruch wahr, den die Mystiker so gern und oft im Munde führen: daß durch Gottes Gnade für manche Seele erst aus der Sünde die Wiedergeburt hervorgeht.

Aber heimlich litt sie furchtbar; denn das Gewicht ihrer Schuld, der entsetzliche Gedanke, einen Mord begangen zu haben, drückte sie nieder. Um sich aus solchem Leide emporzuheben, muß man einen kräftigen Charakter, ein festes Gemüth, einen starken Geist haben, und Mira hatte von alle dem Nichts.

Sie verzehrte sich körperlich, obgleich die Pflege ihrer Zieheltern Alles für sie that, und in der Marquise und Madame Virnot fand sie ebenfalls sorgliche, aufheiternde Freunde. Aber auch ihre Seele ward täglich niedergedrückter und

theilnamloſer gegen Alles, was um ſie her vorging. Romane zu leſen, um aus der Wirklichkeit in eine ideale Welt zu flüchten, war noch das Einzige, was ihr zuweilen einiges Vergnügen verurſachte.

Eine Revolution in ihrem Innern brachte „Eugen Aram" in ihr hervor, das vielbeſprochene, viel gerühmte und hart angegriffene Buch. Sie nahm den innigſten Theil an Aram, und ärgerte ſich, als ſie die Behauptung las: „Bulwer habe ſehr Unrecht gehabt, einen Mörder ſo intereſſant hinzuſtellen, daß man Mitleid mit ihm fühle, die Todesſtrafe nicht auf ihn angewendet haben wolle, und ihn, ungeachtet ſeiner That, für einen edlen Menſchen halte, ſtatt ihn zu verdammen."

„O," rief Montalegros mit ſchmerzlichem Lächeln, „man könnte glauben, daß ein Jeſuit dieſes Buch geſchrieben habe, denn wenn Arams Zweck auch das Mittel nicht heiligt, ſo entſchuldigt er es doch."

Da nahm lebhaft die Marquiſe das Wort für Bulwer, indem ſie ſagte: „Warum ſoll eine einzige That, die weder aus Bosheit, noch Elendigkeit des ganzen Charakters entſteht, den Men-

schen für das ganze Leben ruiniren? Arams Zweck stellt hier wirklich die That, (hier das Mittel,) in reinerem Lichte dar, und wenn ich der Richter gewesen wäre, so würde ich Aram freigesprochen haben. Ich hätte nimmer einen so begabten und gelehrten Mann der Welt entzogen, weil er ohne Berechtigung der Welt einen Elenden nahm!"

„Sie würden auch Selbstvertheidigung also nicht Mord nennen?" fragte Montalegros. „Denn Viele, die nichts Andres thaten, haben die qualvollen Augenblicke des Mörders zuweilen, wenn sie das Unglück hatten, den Gegner zu tödten."

„Gewiß nicht!" entgegnete die Marquise. „Ich entschuldige gern Thaten der Leidenschaft, und finde es natürlich, daß Jeder sich und sein Liebstes vertheidigt!"

Diese Worte wurden so mild gesprochen, daß sich Beide, Bruder und Schwester, mit einem Blicke voll tiefer Wehmuth ansahen, aber auch glücklich, als habe ein höheres Wesen gesagt: „Deine Sünden sind Dir vergeben. —"

Seit dieser Unterredung ward Mira ruhiger, immer ruhiger, sie fühlte die Abnahme ihrer Kräfte mit einer gewissen Freudigkeit, die aus

dem tiefen Glauben an Gottes Barmherzigkeit hervorging, und nur, wenn sie die Trauer ihrer Pflegemutter sah, überflog ein Schatten ihr Gesicht; sie hatte Mitleid mit ihrem Schmerze.

Eines Morgens wurde Mira durch einen unaushaltbaren Schmerz aus dem Schlafe geweckt. Sie schrie um Hülfe, und ihr Angstruf versammelte die Ihren an ihr Lager.

Als die weinende Pflegemutter von ärztlicher Hülfe sprach, sagte Mira mit matter Stimme:

„Das ist der Tod! Lasset ihn kommen, verlängert nicht meine Qual, indem Ihr ihn aufzuhalten sucht. Habet Dank, Ihr treuen Pfleger meiner Kindheit, für Eure uneigennützige Liebe, die mir eine heitre Heimath gab. Lebe wohl, Eugenio, und vergieb mir, vergieb mir. — Mein Leben ist zu Ende, weinet nicht, es war ein verfehltes, und fast möchte ich glauben, daß Vorzeichen und Handlungen der Eltern vor unserer Geburt ihre Einwirkung auf uns durch das ganze Leben ausüben. Einer Täuschung danke ich mein Dasein, denn ich glaube, jedes Dasein ist dankenswerth; eine Täuschung war Eugenios Liebe zu mir, eine Täuschung mein Gefühl für ihn. Eine Täuschung von außen und

von innen hat mich zu Thaten verleitet, die ich jetzt bereuen muß! — Laßt mich schlafen!"

Als die Marquise in das Zimmer der Sterbenden trat, vermogte sie nicht mehr zu sprechen; sie streckte nur noch die Hand gegen sie aus.

Die Bläſſe des Todes überzog ihre schönen Züge, sie war nicht mehr! —

Einige Zeit lang herrschte ein düstrer Geist in Schloß Rosenhof; aber nach und nach gewöhnten sich Alle daran, Mira nicht mehr zu sehen, und der Graf hatte öfters Zeiten, wo er sie um ihren sanften tiefen Schlaf beneidete.

Nur die Pflegemutter konnte ihr liebes Kind nicht vergessen, und weinte oft, wenn es Niemand sah.

Montalegros blieb kränklich und ernst, aber er war der Wohlthäter der Umgegend, und das ganze Dorf segnete ihn.

Auch hier stand ihm die Marquise treu zur Seite, Niemand sah sie, aber durch Madame Birnot hörte sie Jeden, und sandte Rath, Trost, Hülfe, so weit es in ihrer Macht stand.

Einige Jahre schwanden still dahin, nur selten noch sprach man von der Dame in der

Macke, die gute Gräfin, oder unſre Wohlthäterin, pflegten die Dorfbewohner ſie zu nennen, und nur dann und wann noch erfuhr ein Durchreiſender von der geſprächigen Wirthin, daß in dem Schloſſe ein kranker Graf mit einer verlarvten Dame wohne, der ſeit mehreren Jahren der Wohlthäter des Dorfes ſei.

Die Unruhen in Montalegros Vaterlande berührten ihn ſchmerzlich, und es kam zu Zeiten mit der Melancholie über das innere Unglück dieſes ſchönen Landes der Durſt nach Thaten über ihn, aber er war krank, und näher lag ihm die Pflicht, bei der Marquiſe zu bleiben, die, das ſagte ihm ſein Herz, den niedergedrückten, kränklichen Freund ungern vermißt haben würde.

Der Arzt, der jetzt den Grafen täglich beſuchte, erklärte ſeine Krankheit für ein unheilbares Herzübel, und bereitete die Marquiſe auf ſein nahes Ende vor.

Sie hörte es mit Faſſung an, ſie hatte es längſt erwartet; für Montalegros war ſie jetzt noch liebenswürdiger und ſorgſamer, und da mit der Zunahme ſeiner körperlichen Schwäche ſein Geiſt heller und heiterer ward, und er nur ſel-

ten und dann erträgliche Schmerzen hatte, so fühlte er sich zuweilen sogar glücklich.

Als es zum Scheiden kam, wollte der Arzt die Marquise entfernen; aber er und die treue Virnot baten vergebens, sie verließ ihn nicht.

Als sein Bewußtsein wiederkehrte, winkte sie ihnen sich zurückzuziehen und näherte sich ihm, der unfern des Fensters in einem Lehnstuhle saß und nach der sinkenden Sonne sah.

Dann blickte er zu ihr, zur Sonne seines Herzens, und indem ein sanftes Lächeln seinen Mund umspielte, sagte er: „Dank, Dank!"

„Eugenio," sprach sie tief gerührt, „wenn Einem von uns Dank gebührt, so bist Du es, der Ansprüche darauf hat. Du hast mich geliebt vom ersten Erblicken an, hast Namen und Vaterland, Leben und Ruhe mir geopfert, und Dein Dasein mir geweiht. Es lebt kein Mann auf Erden, der für eine Frau so Viel und in solcher schönen Weise thun würde, wie Du für mich thatest. — Eugenio, den Rest meines Lebens werde ich Dich beweinen, aber nicht wider

Gott murren, daß Du eher von hier abgerufen wirst, als ich. Wir werden uns wiedersehn, und vorsorglich, wie Du es immer für mich warst, gehest Du mir jetzt voraus mich im Jenseits zu erwarten! —

„O," hauchte er, „ich habe Nichts gethan, Nichts! — Ich habe Dich nur — immer — geliebt!"

Mit diesen Worten starb er.

Madame Virnot und der Kastellan besorgten seine Beerdigung; neben seiner unglücklichen Schwester wurde Graf Eugenio *** zur festen Ruhe eingesenkt, und zwei Trauerweiden beschatteten die schmucklosen Hügel.

Die Marquise schloß sich mehrere Tage ein und nahm fast keine Nahrung zu sich. Endlich, als sie wieder zum Vorschein kam, war sie todtenbleich und ruhig.

Sie erklärte der treuen Virnot, daß sie sich jetzt unwiderruflich trennen müßten, und legte eine Summe in ihre Hände, die Madame Virnots Zukunft sicherte.

Auf die Fragen der ihr ganz ergebenen Frau, wohin sie gehe und ob sie wirklich Niemanden

mehr bedürfe, antwortete ſie nur durch ein von ſchmerzlichem Lächeln begleitetes Kopfſchütteln.

Der Abſchied zwiſchen beiden Frauen war kurz und ſchmerzlich. Die Marquiſe fuhr fort mit Extrapoſt, von Niemandem begleitet.

VIII.

Eine Unterredung.

An einem der Tage, an welchem der Kaiſer von Oeſterreich, oder ſein Bruder, der Erzherzog Franz Karl, Jedermann Audienz giebt, ließ eine Dame in tiefer Trauer ſich melden, unter dem Namen: Marquiſe d'Olbreuſe.

Der Erzherzog, welcher ſich eben bei dem Kaiſer befand, ſann einen Augenblick nach, ob er den Namen ſchon gehört habe. Der Kaiſer ließ ſie eintreten.

Die Dame verbeugte ſich tief, und ging dann mit ſichern Schritten auf den Kaiſer zu; in ſeiner Nähe wiederholte ſie dieſe tiefe Verbeugung.

Der Kaiſer fragte in ſeiner gutmüthigen Weiſe: „Was wünſchen Sie von mir?“

Während dieser Frage ließ der Erzherzog Franz Karl verstohlen seine Blicke auf ihr ruhen, und schien über ihr Aeußeres erstaunt.

Die Marquise trug ein schwarzseidnes Kleid, einen kleinen Hut von schwarzem Crepp, einen feinen schwarzen Shawl, schwarze Handschuhe, Alles an ihr war schwarz, nur ihr Antlitz weiß, von blonden Locken umfluthet, durch wundervolle blaue Augen belebt, strahlte wie ein Stern aus dunklem Gewölke. Sie war nicht mehr jung, aber sie hatte in ihren Mienen die Unschuld der Jugend, und die durchgekämpften Kämpfe verbreiteten eine himmlische Klarheit über ihr Gesicht.

Sie mußte mächtig schön gewesen sein.

Die Marquise sah den Kaiser mit einem Blicke innigen Vertrauens an und sagte: „Ihre aiserliche Majestät, ich komme, mir eine Gnade uszubitten; ich komme allein, ohne Fürsprecher, hne mich auf Verdienste berufen zu können, die eine Bitte einigermaßen entschuldigen könnten. ch stehe schutzlos und allein; ich habe die Meinen durch den Tod verloren, und wünschte einem Kloster von Ew. kaiserlichen Majestät taaten mein Leben zu beschließen."

„Ich wünſche Ihnen Glück zu dieſem frommen Entſchluſſe, Frau Marquiſe, zu dem Sie meine Erlaubniß nicht bedürfen.“

„Doch, kaiſerliche Majeſtät, es giebt Vieles, von welchem ſich der Menſch durch die Prüfungen des Lebens entwöhnt; aber von Allem kann er es nicht. Ich würde zur gehorchenden Schweſter ungeſchickt ſein; ich bitte um eine Stelle als Priorin, dann bin ich an meinem Platze.“

Der Kaiſer lächelte; aber der Blick, welchen er mit ſeinem Bruder wechſelte, ſagte deutlich, daß er die Marquiſe verſtanden, und freundlich erwiderte er: „Es giebt nicht immer ſolche Stellen, aber Sie ſollen als Gaſt in einem Kloſter, das Sie wählen mögen, eine Zuflucht finden, bis ſich ein Platz für Sie findet.“

„Und darf ich, indem ich Ew. kaiſerlichen Majeſtät für dieſe Gnade danke, noch eine Bitte hinzufügen?“

„Bitten Sie!“ ſagte der Kaiſer.

„So bitte ich, daß Ew. kaiſerliche Majeſtät mich durch einen Befehl allen neugierigen Fragen entziehen!“

Der Kaiſer ſchwieg einen Augenblick.

Die Marquiſe fuhr fort: „Dieſe Bitte mag ungewöhnlich ſein, aber Ew. Majeſtät haben ja das ſchöne Vorrecht, die Gnadenbezeugungen ſpenden zu dürfen, wie die Sonne über Allen ſcheint!“

„Nun denn, Ihre Bitte ſei gewährt!“

Der Kaiſer ſchrieb einige Zeilen, gab ſie der Marquiſe und ſagte, indem er das Entlaſſungszeichen machte: „Nehmen Sie dies. Leben Sie wohl.“

Der Erzherzog Franz Karl erwiderte ihre Verbeugung mit einer noch tieferen, und beinahe hätte er ſie bis zur Thüre begleitet.

Die Marquiſe las das Billet des Kaiſers, und fuhr noch denſelben Tag nach einem Kloſter einige Meilen von Wien, wo ſie durch dies Billet des Monarchen Aufnahme fand.

Ob ſie ſich noch in dieſem Kloſter befindet, oder ob ſie geſtorben iſt, weiß man nicht genau. Doch ſprachen die Leute in der Gegend, daß im Sommer 1844 eine Nonne begraben worden ſei, die von den andern Kloſterſchweſtern zuweilen die Stille, zuweilen auch die Stolze genannt worden ſei, und den Kloſternamen Eugenia gehabt habe.

IX.

Noch eine Unterredung.

Wolfgang, der ſich als Dichter immer herrlicher und reicher entwickelte, blieb glücklich mit Thereſen, ja ſein Glück wuchs, als zwei ſchöne Kinder, ein Sohn und eine Tochter, ſein Haus ſchmückten.

Um die Geſellſchaft auf Schloß Marienhain durch eine angenehme Perſon zu vergrößern, und mit der Zeit für die Tochter eine Lehrerin, zu gewinnen, wurde Madame Birnot in dieſe Familie verſetzt, als ſie ſich nach der Abreiſe der Marquiſe um eine ſolche Stelle in der Gegend bewarb.

Wie groß war ihre Ueberraſchung, als ſie in Wolfgang und Thereſen Bekannte fand, und wie oft waren die Marquiſe und der dahinge-

ſchiedene Graf Montalegros der Gegenſtand ihrer theilnehmenden Geſpräche.

Wolfgang beſuchte zu Zeiten noch den Herzog, der ihn immer gern ſah. Er lebte mit der Herzogin ſehr glücklich und bewahrte das Andenken an ſeine erſte Liebe, ohne dadurch in ſeinen Gefühlen für Margarita geſtört zu werden.

Oft hatte er halb im Scherz, halb im Ernſt, Wolfgang in der Erzählung ſeiner Jugendliebe einen poetiſchen Stoff verſprochen, ohne Wort zu halten.

Als plötzlich der Herzog in dem kräftigſten Mannesalter ſtarb, erfüllte ſich nach ſeinem Hinſcheiden ſein Wort.

Wolfgang erhielt aus dem Nachlaſſe des Herzogs ein Packet Schriften, das vielleicht lange geſchrieben, doch erſt kurz vor ſeinem Tode geordnet und mit der Aufſchrift an Wolfgang verſehen war.

Unter den Papieren befand ſich das ſprechend ähnliche, jugendliche Portrait der Jugendliebe des Herzogs.

Es lächelte mit ſeinen blauen Augen den Dichter holdſelig an, und Wolfgang erkannte

in demſelben das bezaubernde Antlitz der Marquiſe, das er nur ein Mal im Leben erblickt, und das doch ſeines Lebens Schickſal entſchieden hatte.

Ende.

Druck von C. Schumann in Schneeberg.